

# GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Journal for Gender, Culture and Society

Anna Buschmeyer, Sabina Schutter, Beate Kortendiek (Hrsg.) |  
Gemachte Verhältnisse: Forschungsperspektiven auf Kindheit, Jugend  
und Geschlecht

Bettina Kleiner | Komplizierte Verhältnisse: Geschlecht und Begehren in schulbiographi-  
schen Erzählungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und Trans\*-Jugendlichen

Gabriella Schmid, Felicia Schlegel, Evéline Huber | Lebens- und Selbstkonzepte von  
Mädchen in der Ostschweiz – ein Vergleich von drei Altersgruppen

Melanie Kubandt | Relevanzsetzungen von Geschlecht in der Kindertageseinrichtung –  
theoretische und empirische Perspektiven

Lars Burghardt, Florian Klenk | Geschlechterdarstellungen in Bilderbüchern –  
eine empirische Analyse

Sophie Domann, Tanja Rusack | Wie sehen Jugendliche Gender und Sex in öffentlicher  
Erziehung? Rekonstruktionen der Perspektiven von Adressat\_innen der Kinder- und  
Jugendhilfe

Sigrid Nieberle | Martensteine. Einlagerungen in den Genderdiskurs

Stefan Hirschauer | Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: undoing  
gender und die Post Gender Studies

Sabine Zauchner-Studnicka, Veronika Hornung-Prähauser, Manuela Plößnig, Michael  
Leutner, Alexandra Kautzky-Willer | Wie Gender in die Diabetes-Selbstmanagement-  
Applikation kommt – ein vielversprechender Weg

3 | 16

8. Jahrgang – Vol. 8

# **GENDER**

**Zeitschrift für Geschlecht,  
Kultur und Gesellschaft**

Heft 3

8. Jahrgang 2016

ISSN 1868-7245



**GENDER****Zeitschrift für Geschlecht,  
Kultur und Gesellschaft****Gemachte Verhältnisse: Forschungsperspektiven auf  
Kindheit, Jugend und Geschlecht**


---

Anna Buschmeyer, Sabina Schutter, Beate Kortendiek	Vorwort	7
--	---------	---

---

**Schwerpunkt**

Bettina Kleiner	Komplizierte Verhältnisse: Geschlecht und Begehren in schulbiographischen Erzählungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und Trans*-Jugendlichen	12
Gabriella Schmid, Felicia Schlegel, Éveline Huber	Lebens- und Selbstkonzepte von Mädchen in der Ostschweiz – ein Vergleich von drei Altersgruppen	29
Melanie Kubandt	Relevanzsetzungen von Geschlecht in der Kindertageseinrichtung – theoretische und empirische Perspektiven	46
Lars Burghardt, Florian Klenk	Geschlechterdarstellungen in Bilderbüchern – eine empirische Analyse	61
Sophie Domann, Tanja Rusack	Wie sehen Jugendliche Gender und Sex in öffentlicher Erziehung? Rekonstruktionen der Perspektiven von Adressat_innen der Kinder- und Jugendhilfe	81

---

**Offener Teil**

Sigrid Nieberle	Martensteine. Einlagerungen in den Genderdiskurs	98
Stefan Hirschauer	Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: undoing gender und die Post Gender Studies	114

Sabine Zauchner-Studnicka, Veronika Hornung-Prähauser, Manuela Plößnig, Michael Leutner, Alexandra Kautzky-Willer	Wie Gender in die Diabetes-Selbstmanagement-Applikation kommt – ein vielversprechender Weg	130
---	--	-----

---

## Tagungsberichte

Michaela Müller, Ceren Türkmen	Feminisms Reloaded: Umkämpfte Terrains in Zeiten von Antifeminismus, Rassismus und Austerität. Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 3. bis 5. Dezember 2015 an der Justus-Liebig-Universität Gießen	148
Beate Friedrich	Mit uns die Zukunft. Nachhaltige Transformationen brauchen andere Geschlechterverhältnisse. Tagung am 11. und 12. Juli 2016 an der Leuphana Universität Lüneburg	154

---

## Rezensionen

Tina Reis	Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hrsg.), 2015: Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen	160
Rolf Löchel	Dorothee Ostmeier, 2014: Poetische Dialoge zu Liebe, Gender und Sex im frühen zwanzigsten Jahrhundert. Else Lasker-Schüler, Peter Hille und Gottfried Benn, Lou Andreas-Salomé und Rainer Maria Rilke, Bertold Brecht und Margarete Steffin	163
Gabriele Fischer	Henrike Terhart, 2014: Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild	166
Lotte Habermann-Horstmeier	Mariacarla Gadebusch Bondio/Elpiniki Katsari (Hrsg.), 2014: ‚Gender Medizin‘. Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin	169

**GENDER****Journal for Gender,  
Culture and Society****Constructed affairs: Research perspectives on  
childhood, youth and gender**


---

Anna Buschmeyer, Sabina Schutter, Beate Kortendiek	Introduction	7
--	--------------	---

---

**Essays**

Bettina Kleiner	Complicated affairs: Gender and desire in narratives of lesbian, gay, bisexual and transgender youth of their experiences of school	12
Gabriella Schmid, Felicia Schlegel, Éveline Huber	Concepts of life and self-concepts of girls in eastern Switzerland – a comparison of three age groups	29
Melanie Kubandt	The relevance of gender in child day care facilities – theoretical and empirical perspectives	46
Lars Burghardt, Florian Klenk	Gender representations in picture books – an empirical analysis	61
Sophie Domann, Tanja Rusack	Young people's views of gender and sex in public education. Reconstructions of the viewpoints of young people living in residential care or taking part in youth work schemes	81

---

**Essays: Open Part**

Sigrid Nieberle	Rocks and gems. Symbolic concretions in the contemporary German anti-genderism discourse	98
Stefan Hirschauer	Judith, Niklas and the third of gender difference: Undoing Gender and post-gender studies	114

Sabine Zauchner-Studnicka, Veronika Hornung-Prähauser, Manuela Plöbñig, Michael Leutner, Alexandra Kautzky-Willer	How gender is included in a diabetes self-management application – a promising approach	130
---	---	-----

---

## Conference Proceedings

Michaela Müller, Ceren Türkmen	Feminisms Reloaded: Contested Terrains in Times of Anti-Feminism, Racism and Austerity. Annual meeting of the Section Women's and Gender Studies in the German Sociological Association, 3 to 5 December 2015, Justus Liebig University of Gießen	148
Beate Friedrich	May the Future Be With Us. Sustainable Transformations Need New Gender Relations. Conference, 11 and 12 July 2016, Leuphana University of Lueneburg	154

## Book Reviews

---

Tina Reis	Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hrsg.), 2015: Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen	160
Rolf Löchel	Dorothee Ostmeier, 2014: Poetische Dialoge zu Liebe, Gender und Sex im frühen zwanzigsten Jahrhundert. Else Lasker-Schüler, Peter Hille und Gottfried Benn, Lou Andreas-Salomé und Rainer Maria Rilke, Bertold Brecht und Margarete Steffin	163
Gabriele Fischer	Henrike Terhart, 2014: Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild	166
Lotte Habermann-Horstmeier	Mariacarla Gadebusch Bondio/Elpiniki Katsari (Hrsg.), 2014: ‚Gender Medizin‘. Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin	169

# Vorwort

## Gemachte Verhältnisse: Forschungsperspektiven auf Kindheit, Jugend und Geschlecht

Anna Buschmeyer, Sabina Schutter, Beate Kortendiek

„Möchte der kleine Mann vielleicht einen Keks?“ fragt die Verkäuferin beim Bäcker die Eltern eines Kleinkindes. Für sie ist selbstverständlich, dass es sich um einen Jungen handelt – schließlich trägt das Kind kein Rosa. Geschlecht wird in der Kindheit vor allem über eindeutig zuordenbare Kleidung und Accessoires „gemacht“. Dabei werden vor allem die Mädchen „markiert“. Dass Jungen Rosa tragen, Schleifen im Haar haben oder ihnen bereits mit wenigen Monaten Röcke angezogen oder Ohrlöcher gestochen werden, scheint fast undenkbar. Eine Essentialisierung von Geschlechterdifferenzen und -hierarchien wird durch visuelle Erkennungszeichen von Geschlecht verstärkt. Neben der Herstellung von Geschlecht manifestiert sich ebenso eine hierarchisierende heteronormative Geschlechterordnung wie auch die generationale Ordnung. Eltern entscheiden für ihre Kinder – einschließlich der damit verbundenen Geschlechterdifferenzierung in Alltags- und Erziehungsfragen. Dennoch ist die Position von Eltern – aber auch die von Lehrerinnen und Lehrern, von Erzieherinnen und Erziehern, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern – dynamisch: Sie tradieren oder modernisieren Mädchen- und Jungenwelten sowie die Jugendphase. „Doch das Kind lernt eben nicht nur von uns“, empfört sich Emilia Smechowski in der aktuellen Ausgabe der „ZEIT“ (18.8.2016) und sieht die Zukunft ihrer Tochter *leider* rosarot:

„Mit vier wird mit großer Wahrscheinlichkeit ihr Interesse für Prinzessin Lillifee erwachen, mit zwölf wird sie sich fragen, ob ihre Oberschenkel dicker sind als die ihrer Lieblingskandidatin bei Germany's Next Topmodel, und mit 18 dürfte sie ein besseres Abi machen als die Jungen ihrer Klasse und sich dennoch eher für einen sozialen Beruf als den der Ingenieurin entscheiden.“

Warum ist das (immer noch) so? Wann und wie wird (Doing) Gender gelernt? Welchen Einfluss haben die sich wandelnden Geschlechterverhältnisse und die Vervielfältigungen von Geschlecht auf Kindheit und Jugendphase? Und was bedeutet es für Kinder, Jugendliche oder Eltern, wenn sie sich nicht den heteronormativen Strukturen anpassen?

Seit den frühen 1970er Jahren hat sich die Frauen- und Geschlechterforschung auf Basis des Konzeptes der geschlechtsspezifischen Sozialisation mit der Herstellung von Geschlecht im Kindes- und Jugendalter auseinandergesetzt (z. B. Hagemann-White 1984)<sup>1</sup>. In den letzten Jahren ist es stiller geworden um das Sozialisationskonzept und um die Bedeutung von Geschlechterrollen und Geschlechterstereotypen. Andrea Maihofer hat gar von einem Tabu gesprochen, dem Andrea Bührmann aber in Ansätzen widerspricht (Maihofer 2002; Bührmann 2014)<sup>2</sup>. Die Debatte um die geschlechtsspezifische Sozialisation wurde durch die Tendenz abgelöst, Geschlecht als Performanz oder

- 1 Hagemann-White, Carol (1984). *Sozialisation: weiblich – männlich?* Opladen: Leske und Budrich.
- 2 Maihofer, Andrea (2002). Geschlecht und Sozialisation. *Erwägen Wissen Ethik*, 14(1), 13–74. Bührmann, Andrea D.; Diezinger, Angelika & Metz-Göckel, Sigrid (2014). Sozialisation der Geschlechter: Von der Geschlechterdifferenz zur Dekonstruktion der Geschlechterdualität. In Andrea D. Bührmann, Angelika Diezinger & Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.), *Arbeit – Sozialisation – Sexualität* (S. 167–324). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

als immerwährendes ‚Tun‘ zu verstehen. In der konstruktivistischen Perspektive der Geschlechterforschung steht damit nicht das Erlernen oder Aneignen von geschlechtlichem Handeln im Mittelpunkt, sondern die dauernde (Re-)Produktion von Geschlecht, das Doing Gender. Mit „Constructing and Reconstructing Childhood“ haben James und Prout (1990)<sup>3</sup> aus einer ebenfalls konstruktivistischen Perspektive die relationale Verfasstheit der Kategorie ‚Kind‘ konzeptioniert. Damit wird wiederum eine Abgrenzung von der Sozialisationsforschung vorgenommen, die ihrerseits auf Kinder überwiegend nur als ‚Werdende‘, also Noch-Nicht-Erwachsene fokussiert. Demgegenüber richtet sich die neuere Kindheitsforschung auf Kindheit als eigenständige Lebensphase. Die konstruktivistische Kindheitsforschung widmet sich der Frage, wie Kindheit möglich ist (Honig 2009; Bühler-Niederberger 2011)<sup>4</sup>, und untersucht damit die Kategorien, Diskurse, Handlungsweisen und Rahmenbedingungen, unter denen das generationale Verhältnis zwischen Kindheit und Erwachsenen hergestellt und aufrechterhalten wird. Die Konstruiertheit von Gender kann als ein theoretischer Ausgangspunkt dieser Perspektive gelten. Alanen (1994, 2005)<sup>5</sup> knüpft mit der theoretischen Konzeption und Kritik an der generationalen Ordnung oder dem generationalen Ordnen an die feministische Analyse und Kritik der Geschlechterverhältnisse an. Das Verhältnis von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen als gesellschaftlich anerkanntes Unter- und Überordnungsverhältnis und die damit verbundenen institutionellen Prozesse und Zuweisungen von gesellschaftlichen Positionen weisen zahlreiche Parallelen zu Befunden der Genderforschung auf. Gleichwohl hat sich Gender in der Kindheits- und Jugendforschung mit wenigen Ausnahmen (noch) nicht als Querschnitts-Analysekategorie etabliert und intersektional orientierte Forschung, die Gender und Generation gleichermaßen untersucht, ist rar (Breidenstein/Kelle 1998)<sup>6</sup>.

Gender- und Kindheits- bzw. Jugendforschung zusammenzuführen, ist dabei eines der Anliegen dieses Schwerpunktes. Dies ist zum einen den empirischen Lücken geschuldet, die die Herausgeberinnen identifiziert haben, zum anderen aber auch als programmatischer Appell zu verstehen, um auf die empirischen Potenziale der intersektionalen Forschungsperspektive aufmerksam zu machen. Dass eine solche Verknüpfung bislang weitestgehend aussteht, zeigt sich auch im vorliegenden Heft. Einige Beiträge liefern Einblicke in die Konstruiertheit von Geschlecht, andere sind sensibel für die Herstellung von Generation. Eine Verknüpfung beider Konzepte scheint in der aktuellen geschlechtersensiblen Kindheits- und Jugendforschung bisher nur wenig in die Forschung vorzudringen. Wir hoffen dennoch, mit diesem Schwerpunkt einen Beitrag zu einer Annäherung zwischen Kindheits- und Jugend- sowie Genderforschung zu liefern und

3 James, Allison & Prout, Alan (1990). *Constructing and Reconstructing Childhood: Contemporary Issues in the Sociological Study of Childhood*. Oxford: Routledge.

4 Honig, Michael-Sebastian (2009). *Ordnungen der Kindheit: Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung*. Weinheim: Juventa. Bühler-Niederberger, Doris (2011). *Lebensphase Kindheit. Theoretische Ansätze, Akteure und Handlungsräume*. Weinheim: Juventa.

5 Alanen, Leena (1994). Gender and generation: feminism and ‘the child question’. In Jens Qvortrup, Marjatta Bardy, Giovanni B. Sgritta & Helmut Wintersberger (Hrsg.), *Childhood matters. Social theory, practice and politics* (S. 27–42). Avebury: Aldershot. Alanen, Leena (2005). Women’s Studies/Childhood Studies: Parallels, links and perspectives. In Jan Mason & Toby Fattore (Hrsg.), *Children taken seriously in theory, practice and policy* (S. 31–45). London: Jessica Kingsley.

6 Breidenstein, Georg & Kelle, Helga (1998). *Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur* (Kindheiten, Bd. 13). Weinheim: Juventa.

für weitere Untersuchungen im Themenfeld anzuregen. Die Sammlung der Aufsätze ist anhand verschiedener Bereiche aus der Kindheits- und Jugendforschung gegliedert. Die ersten beiden Aufsätze beziehen sich auf das Forschungsfeld Schule, gefolgt von zwei Beiträgen, die die Kinderbetreuung und -erziehung in den Blick nehmen, den Schluss bildet ein Beitrag über die Jugendhilfe.

*Bettina Kleiner* nimmt mittels narrativer Interviews mit Jugendlichen, die sich als lesbisch, schwul, bisexuell oder trans\*geschlechtlich bzw. als offen bezüglich ihres Geschlechts oder Begehrens definieren, Sequenzen in den Blick, in denen Gender oder Begehren in der Schulbiografie relevant werden. Damit schließt sie eine Leerstelle der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung und analysiert explizit die Erfahrungen einer Gruppe von Jugendlichen, die sich aufgrund ihrer Nicht-Anpassung an heteronormative Strukturen im schulischen Alltag Diskriminierungen und Beleidigungen ausgesetzt sehen. Kleiner beforcht aber auch die Handlungsmöglichkeiten der Jugendlichen, die unter anderem durch Bezugnahmen auf Bücher und Filme bspw. mit lesbischen oder schwulen Inhalten oder durch Körperinszenierungen die eigenen Lebenswelten sichtbar machen.

*Gabriella Schmid, Felicia Schlegel* und *Éveline Huber* untersuchen anhand von qualitativen Interviews mit Mädchen aus verschiedenen Altersgruppen in der Ostschweiz, wie sich im Laufe des Älterwerdens deren Einstellungen gegenüber Freizeitaktivitäten und Berufswünschen sowie deren Selbstkonzepte verändern. Dabei richten sie ihren Fokus auf geschlechtstypische und -untypische Vorlieben und Einstellungen und stellen fest, dass sich die jüngeren Mädchen (6–9 Jahre) durchaus offen für geschlechtsuntypische Freizeitgestaltung und Berufswünsche zeigen, während sich bei den älteren Mädchen (15–16 Jahre) eine deutliche Tendenz hin zu geschlechterstereotypen Zukunftsvorstellungen entwickelt. Die Älteren orientieren sich insbesondere an dem Ideal, als Mutter einmal für die Erziehung und Betreuung von Kindern zuständig zu sein und die eigene Erwerbstätigkeit aus diesem Grunde zurückzustellen. Die Autorinnen betten dies theoretisch in das Habitus-Konzept von Bourdieu ein und können zeigen, wie sich mit zunehmendem Alter ein vergeschlechtlichter Habitus ausdifferenziert.

*Melanie Kubandt* geht im Feld der Kindertageseinrichtungen der Frage nach, wie dort Doing-Gender-Prozesse ablaufen. Dabei analysiert sie zunächst die ‚offizielle‘ Seite der Bildungspläne und deren Darstellung bzw. Relevanzsetzung von Geschlecht. Sie stellt fest, dass sämtliche Bildungspläne das Thema Geschlecht berücksichtigen und zur Verbesserung der Geschlechtergerechtigkeit aufrufen. Weiterhin kann sie nachzeichnen, dass so gut wie alle Bildungspläne Unterschiede zwischen den (zwei) Geschlechtern als Ausgangspunkt für mögliche Probleme verstehen und damit „potenziell zu einer Essentialisierung von Geschlechterdifferenzen beitragen“ (S. XX) Im zweiten und zentralen Schritt wertet Kubandt ethnografische Beobachtungen in Kindertageseinrichtungen aus, um zu verstehen, wie die verschiedenen Akteur\_innen dort Geschlecht herstellen. Spannend ist die Beobachtung, dass die Kinder zwar ständig Zuordnungen zu Geschlechtsgruppen vornehmen, diese aber nicht zwingend starr an der (biologischen) Geschlechtlichkeit sichtbar machen. Die Erzieherinnen dagegen verstehen sich als geschlechtsneutral, es stellt sich jedoch die Frage, wie sensibel sie für unbewusst ablaufende Prozesse der Herstellung von Geschlecht sind.

Geschlechtsstereotypen Darstellungen und deren Aufbrechen in Bilderbüchern, die in Kindertageseinrichtungen genutzt werden, widmen sich *Lars Burghardt* und *Florian Klenk* in ihrem Beitrag. Sie haben 133 Bilderbücher qualitativ und quantitativ untersucht und darin mehr als 6 000 Figuren analysiert. Mit Blick auf das Aussehen und die Handlungsweisen der Protagonist\_innen zeigt sich ein vergleichsweise traditionelles Bild, in dem Frauen sowohl hinsichtlich ihres Aussehens als auch hinsichtlich ihrer Verhaltensweisen geschlechtsstereotype Merkmale zeigen, Ähnliches gilt für Männer. Im qualitativen Teil zeigen Burghardt und Klenk kontrastierend auf, wie ein Aufbrechen von Geschlechternormen aussehen kann. Der pädagogischen Rahmung und Reflexion von Bilderbüchern durch die Erzieher\_innen, so schlussfolgern die Autoren, kommt in diesem Kontext eine besondere Bedeutung zu.

*Sophie Domann* und *Tanja Rusack* zeichnen in ihrem Beitrag anhand von Gruppendiskussionen und narrativen Interviews mit Jugendlichen in der offenen Kinder- und Jugendarbeit sowie in der Heimerziehung nach, welche Vorstellungen von Gender, Beziehungsformen und Sexualität bestehen und wie diese durch pädagogische Angebote gerahmt werden. Dabei wird deutlich, dass die Jugendlichen überwiegend in der heteronormativen Matrix verhaftet bleiben und eher stereotype Vorstellungen von Gender und Sexualität vertreten. Seitens der pädagogischen Angebote wird dies meist gestützt: Sexualität wird kaum durch sexualpädagogische Angebote aufgegriffen und wenn, wird der Fokus auf Gefahren gelegt. Die Autorinnen plädieren für einen Ausbau partizipativ ausgerichteter sexualpädagogischer Angebote, die den Schwerpunkt auf Diversität legen und sich an den Sichtweisen der Adressat\_innen orientieren.

## Offener Teil

Die Zeitschrift GENDER bietet ein Forum für theoretische und theoriepolitische Auseinandersetzungen und Kontroversen und den Gender Studies ein fachübergreifendes Forum für wissenschaftliche Debatten – dies wird in der aktuellen Ausgabe insbesondere im Offenen Teil deutlich.

Unter dem Wortspiel „Martensteine“ nimmt sich *Sigrid Nieberle* aus literaturwissenschaftlicher Sicht die aktuell vehement geführte Debatte um Gleichstellungspolitik und Gender Studies vor. In dieser haben besonders Publizisten von Kolumnen und Glossen in den letzten Jahren rhetorisch „aufgerüstet“, und längst ist die Diskussion auch zu einer Generationenfrage unterschiedlicher medialer Dispositive geworden. Diese Entwicklung analysiert Nieberle unter semiotischen und kollektivsymbolischen Gesichtspunkten.

In Heft 3/2015 hat sich Linus Westheuser unter dem Titel „Männer, Frauen und Stefan Hirschauer. Undoing gender zwischen Praxeologie und rhetorischer Modernisierung“ positioniert. Hieran anknüpfend diskutiert nun *Stefan Hirschauer* in seinem Beitrag, bei dem es sich im weitesten Sinne um eine Replik handelt, die Konzepte des *Doing* und *Undoing Gender*. Ausgehend von einer Rekonstruktion des methodologischen Sinns und der Folgeprobleme des *Doing Gender* sowie der soziologischen Ergänzungsbedürftigkeit um das Konzept des *Undoing Gender* betrachtet er das Verhältnis von Mikro- und Makrotheorien in den Gender Studies. Der Autor plädiert dabei für

„das Dritte der Geschlechterdifferenz als eine Beobachtungsposition der Post Gender Studies“ (S. XX).

Die interdisziplinäre Debatte zwischen Wissenschaft und Praxis wird am Beitrag von *Sabine Zauchner-Studnicka*, *Veronika Hornung-Prähauser*, *Manuela Plößnig*, *Michael Leutner* und *Alexandra Kautzky-Willer* über Gender und Diabetes deutlich. In ihrem Aufsatz präsentieren sie Studienergebnisse, die es ermöglichen, Genderwissen der Sozialwissenschaften für die Informatik nutzbar zu machen. Konkret geht es dabei um die Entwicklung einer Diabetes-Selbstmanagement-Applikation, anhand derer ein Beitrag geleistet werden soll, zwischen gelebter Vielfalt der Geschlechterforschung und notwendigen Abstraktionsprozessen der Informatik zu vermitteln.

Abgerundet wird diese Ausgabe durch Berichte zur Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS zum Thema „Feminisms Reloaded“ in Gießen und zur Tagung „Mit uns die Zukunft. Nachhaltige Transformationen brauchen andere Geschlechterverhältnisse“ in Lüneburg sowie durch vier Besprechungen aktueller Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung.

*Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen GutachterInnen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.*

# Schwerpunkt

Bettina Kleiner

## Komplizierte Verhältnisse: Geschlecht und Begehren in schulbiographischen Erzählungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und Trans\*-Jugendlichen

### Zusammenfassung

Biographische Erfahrungen, Lebenswelten und Entwicklungen von Kindern und Jugendlichen, die nicht mit gesellschaftlich etablierten und institutionell verankerten Geschlechternormen konform gehen, sind in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung bisher randständige Themen. Dies mag zum Teil der Tatsache geschuldet sein, dass erziehungswissenschaftliche Untersuchungen zu Schule und Geschlecht häufig auf teilnehmenden Beobachtungen kombiniert mit sozialkonstruktivistischen Ansätzen beruhen und von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als Normalität ausgehen. Der vorliegende Aufsatz nimmt demgegenüber eine andere Perspektive ein und schließt an Judith Butlers Theorie der Performativität und der damit verbundenen Neuinterpretation der Althusser'schen Anrufung im Kontext der heterosexuellen Hegemonie an, um narrative Interviews mit lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans\*geschlechtlichen Jugendlichen zu analysieren. Die hier angeführten Rekonstruktionen beleuchten Prozesse, mit denen in alltäglichen schulischen Praktiken und beiläufigen Interaktionen geschlechtliche und sexuelle Subjekte hervorgebracht werden; sie illustrieren des weiteren (Re-)Artikulationen von Geschlechternormen und explizieren widerständige Handlungsmöglichkeiten von LGBTQ\*-Jugendlichen auf der Grundlage der Interviewerzählungen. Der Aufsatz schließt mit einigen methodologischen Implikationen für zukünftige Forschung im Feld der schulischen Geschlechterforschung.

#### *Schlüsselwörter*

heterosexuelle Hegemonie, Schule, Geschlecht, Begehren, Subjektivierung, Performativität

### Summary

Complicated affairs: Gender and desire in narratives of lesbian, gay, bisexual and transgender youth of their experiences of school

Up to now within the field of education there has been little research on the lives and experiences of LGBTQ\* youth in Germany. This lack of research may in part be due to the fact that much of the discussion about school and gender in the field of educational science is based on ethnographic observation combined with a conventional social constructivist approach, and that it often takes heterosexual desire as well as the gender binary as a given. LGBTQ\* students then only appear as the OTHER of homo- and transphobic actions. This article offers an alternative view of gender norms, gender and desire in school. It takes up Judith Butler's theory of heterosexual hegemony and performativity, as well as her rearticulation of Althusser's 'interpellation' in order to analyze case studies generated from narrative interviews with LGBTQ\* youth. The analysis presented here details the processes through which gendered and sexual subjects are constituted in day-to-day practices in school classes and casual interactions; it illustrates the (re-)articulations of gender norms and explains the agency of young lesbian, gay, bisexual and transgender people as described in their narratives of daily practices in school. The article concludes with some remarks on the methodological implications for future gender research in schools.

#### *Keywords*

heterosexual hegemony, schools, gender, desire, subjectification, performativity

## Einführung

Biographische Erfahrungen, Lebenswelten und Entwicklungen von Kindern und Jugendlichen, die nicht mit gesellschaftlich etablierten und institutionell verankerten Geschlechternormen konform gehen, sind in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung und in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung bisher randständige Themen. Im Kontext der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung existiert neben verschiedenen kleineren (Auftrags-)Studien zu Lebenslagen, Diskriminierungserfahrungen und Beratungsangeboten für lesbische, schwule, bisexuelle und Trans\*-Jugendliche (exemplarisch: Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen 2011; Sobiech/Watzlawick 2009; Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport 1999) inzwischen eine aktuelle Studie, die sich auf der Ebene von Befragungen mit Diskriminierungserfahrungen und Coming-out von LGBT\*-Jugendlichen befasst (Krell 2013); hingegen findet sich in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung bisher keine Untersuchung zur Sozialisation, Entwicklung oder zur schulischen Situation von Kindern und Jugendlichen, die sich nicht uneingeschränkt als heterosexuell, männlich oder weiblich verstehen. Als Gründe für die insgesamt desolate Forschungslage führen Uwe Sielert und Stefan Timmermanns (2011) neben diversen forschungsstrategischen und -methodischen Problemen an, dass die großen Jugendforschungsstudien keine Daten zur sexuellen Orientierung erheben (Sielert/Timmermanns 2011: 34). Darüber hinaus verweisen sie auf eine in der Erziehungswissenschaft vorhandene Scheu, sich mit emotionalen und sexualitätsbezogenen Themen zu beschäftigen (Sielert/Timmermanns 2011: 34).

Erste Annahmen zu den Herausforderungen, vor denen Kinder und Jugendliche stehen, die nicht (nur) heterosexuell begehren und/oder sich nicht eindeutig als männlich oder weiblich verorten (lassen), können auf der Grundlage der wenigen disparat vorliegenden Studien skizziert werden: Nicht nur haben diese Kinder und Jugendlichen demzufolge mit fehlenden Vorbildern, mit Selbstzweifeln und Scham aufgrund des gefühlten Andersseins zu tun, sondern auch mit der Angst vor Ausgrenzung und Ablehnung sowie mit homo\*- und trans\*phoben Haltungen im eigenen freundschaftlichen, familiären und schulischen Umfeld (vgl. Krell 2013; Hurrelmann 2007: 121; Fuchs et al. 2012: 13, 153; LesMigras 2012).

Der biographische Abschnitt, in dem sich Jugendliche mit ihrer Geschlechtsidentität und Sexualität befassen, stellt gemeinhin einen Entwicklungs- und Umgestaltungsprozess dar, der sowohl durch Abgrenzungen von elterlichen Lebensentwürfen geprägt ist als auch durch materielle und emotionale Abhängigkeiten (vgl. King 2013: 125ff.). Wandlungen der Sexualität stellen eine wichtige Komponente von Neustrukturierungen dar und Peer-Gruppen sind in Bezug auf neue Möglichkeiten und Erfahrungen von besonderer Bedeutung (vgl. King 2013: 127ff.). Für Jugendliche, die nicht mit Geschlechternormen konform gehen (können), beinhaltet dieser Lebensabschnitt spezifische Herausforderungen: Immer wieder sind sie mit Situationen konfrontiert, die eine hohe Unsicherheit in Bezug auf die Reaktionen anderer implizieren. Sie wählen deshalb gut aus, wem sie sich wann offenbaren, oftmals nach einer langen Phase des „sozialen Screenings“ (Hark 1998: 20). Insbesondere in Schulen und Jugendzentren sind die Jugendlichen mit dem Nichtvorkommen positiver Repräsentationen im schulischen Unterricht sowie mit Erfahrungen der Stigmatisierung bei der gleichzeitigen Schwierigkeit, dort

parteiliche und wissende Erwachsene bzw. Vertrauenspersonen zu finden, konfrontiert (vgl. Krell 2013: 11; Sielert/Timmermanns 2011: 39).

Der vorliegende Beitrag schließt an diese Befunde an und konzentriert sich auf die Frage, wie Jugendliche, die nicht mit heteronormativen Erwartungen konform gehen, die Schulzeit erleben und welche Handlungsmöglichkeiten sie in Anbetracht einer heteronormativen Schulkultur entwickeln. Im Rahmen meiner Dissertation habe ich 15 episodische Interviews mit Jugendlichen durchgeführt, die sich zum Zeitpunkt der Befragung als lesbisch, schwul, bisexuell oder trans\*geschlechtlich bzw. als offen oder fragend in Bezug auf ihr Geschlecht oder/und Begehren verstanden haben (Kleiner 2015). Retrospektiv erzählten die Jugendlichen wichtige schulbiographische Erfahrungen, wobei sich die Interviewerzählungen vorrangig auf ihre Schulzeit in weiterführenden Schulen beziehen<sup>1</sup>. In meiner Untersuchung wird eine spezifische Perspektive eingenommen: Zum einen werden die Sichtweisen und Normalitäten derjenigen Jugendlichen zentral gesetzt, die in der erziehungswissenschaftlichen Forschung bisher vor allem als „Anderere“ homophober und heteronormativer Diskurse auftauchen. Zum anderen orientiere ich mich bei der Rekonstruktion nicht, wie vielfach in der erziehungswissenschaftlichen Schul- und Geschlechterforschung üblich (z. B. Budde 2005; Faulstich-Wieland/Weber/Willems 2004), an beobachtenden Verfahren und dem sozialkonstruktivistischen Paradigma, sondern an einer dekonstruktivistischen und diskurstheoretischen Perspektive auf schulbiographische Interviews. Dies ermöglicht eine Konzentration auf die performative Herstellung von geschlechtlichen und sexuellen Subjektpositionen im Rahmen schulischer Diskurse und Interaktionen sowie auf Selbstverständnisse und Handlungsstrategien der befragten Jugendlichen.

## 1 Schule als performativer Diskursraum

Schule ist nicht nur ein Ort des Lernens und der formalen Bildung, sondern auch ein Raum, in dem Normalitätsvorstellungen und normkonforme Verhaltensweisen reproduziert und verhandelt werden (vgl. Jäckle 2009). Aktuelle ethnographische (Fritzsche 2015; Reh/Rabenstein 2012; Tervooren 2006) und biographische (Rose 2012) Untersuchungen stellen heraus, dass dort Erwartungen und Zuschreibungen ermöglichen und begrenzen, wer wie anerkannt und sichtbar werden kann und welchen Ort Schüler\*innen im Rahmen der pädagogischen Ordnung und der Peer Group einnehmen können. Schule steht in dieser Perspektive als diskursiver Raum im Mittelpunkt, in dem Unterscheidungen und Klassifizierungen in sozialen Interaktionen hervorgebracht und modifiziert werden können. Differenzordnungen wie etwa Heteronormativität oder Rassismus strukturieren diesen Raum hierarchisch, denn dort sind diejenigen Personen verletzungsmächtig, die den gesellschaftlichen Normen und Leitbildern entsprechen (können), verletzbar hingegen diejenigen, die diese Normen nicht erfüllen können oder wollen bzw. als abweichend konstruiert werden (vgl. Hark 1998: 33f.).

<sup>1</sup> Befragt werden konnten Jugendliche, die Stadtteilschulen und Gymnasien besucht haben oder zum Zeitpunkt der Interviews noch besuchten. Die Befragten waren mit einer Ausnahme (27 Jahre) zwischen 18 und 23 Jahren alt.

Um bei der Rekonstruktion der Interviews sowohl der Macht von Normen und Diskursen als auch der Handlungsfähigkeit der Jugendlichen Rechnung tragen zu können, orientiere ich mich an Judith Butlers Theorie der performativen Subjektconstitution im Rahmen der heterosexuellen Hegemonie. Aus dieser werden im Sinne der Erhöhung der theoretischen Sensibilität Fragen und Konzepte abgeleitet. Theoretische Sensibilität bezieht sich damit auf heuristische Rahmungen, die es ermöglichen, den theoretischen Gehalt der Empirie zu erkennen (vgl. Mey/Mruck 2009: 107), ohne die Analyse auf eine Überprüfung von Hypothesen zu beschränken.

Butler radikalisiert ein sozialkonstruktivistisches Verständnis einer „Konstruktion“ von Geschlechtern in mindestens dreierlei Hinsicht: Erstens erfasst ihr Verständnis von „Konstruktion“ nicht nur das soziale Geschlecht, sondern auch das sogenannte biologische. Die von ihr beschriebene „Unzahl von Akten, Gesten und Inszenierungen“ (Butler 1991: 200) materialisiert sich schließlich in Geschlechtskörpern, womit Butlers Theorie eine Parallele zu Bourdieus Begriffen „Habitus“ und „Hexis“ (vgl. Bourdieu 1987: 97ff., 129) aufweist. Zweitens sind Handlungen bei Butler deshalb nicht vollständig intentional und selbstbestimmt, weil sie wiederholt (Geschlechter-)Normen zitieren, die Genderperformances und Subjektformierungen zugleich ermöglichen und beschränken (Butler 1991: 205). Solche Normen werden unter anderem durch Anredeformen oder „Anrufungen“ (Butler 2006: 15, im Rekurs auf Althusser) transportiert, womit das diskursive Außen, die Wahrnehmung und Ansprache von Personen durch das soziale Umfeld, eine entscheidende Rolle in Bezug auf Prozesse der Subjektconstitution erhält. Die diskursive Anrufung (z. B. als Junge oder als Mädchen) legt nach Butler bestimmte Subjektpositionen nahe, die anerkannt oder abgelehnt, jedoch nicht ignoriert werden können.

Bezogen auf die (symbolische) Geschlechterordnung spielt drittens Sexualität eine entscheidende Rolle: Die heterosexuelle Hegemonie stiftet nach Butler Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen zugewiesenem Geschlecht, der Geschlechtsidentität und dem Begehren – und zwar um den Preis des Ausschlusses derjenigen, die mit dem Ineinander von normativer Heterosexualität und rigider Zweigeschlechtlichkeit nicht konform gehen (können) (vgl. Butler 1991: 38). (Geschlechter-)Normen regieren die Sphäre des Intelligiblen und wirken als normalisierende Prinzipien in der sozialen Praxis, indem sie Parameter definieren, die bestimmen, was dort wie sichtbar wird (vgl. Butler 2009: 73f.).

Weil Butler in Bezug auf die Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung die Notwendigkeit der wiederholten Zitierung von Normen betont, beinhaltet die Performativität von Geschlecht aber auch Handlungs- und Veränderungsmöglichkeiten. Darin unterscheidet sich ihre Erklärung der Verinnerlichung gesellschaftlicher Normen von Bourdieus Konzeptionen, die vor allem die Stabilität der einverlebten gesellschaftlichen Struktur betonen. Veränderungsmöglichkeiten liegen darin, die beschriebenen Zitate und Wiederholungen zu variieren, also innerhalb der Repetition Fehlaneignungen (vgl. Butler 2006: 152) oder Verschiebungen – Resignifizierungen – zu produzieren. Die mit Zitaten notwendigerweise einhergehenden Abweichungen und Fehlaneignungen konstituieren so auch (kurz- oder langfristige) geschlechtliche Varianzen und Inkongruenzen sowie individuelle und kollektive Veränderungen (vgl. Schirmer 2010: 240).

Die Konzeption der Anrufung als machtvolle „Adressierung“ (Reh/Ricken 2012: 35), die soziale Normen transportiert und bestimmte Positionierungen nahelegt, sowie die Konzeption der Umdeutung oder Resignifizierung als Handlungsmacht legen folgende Leitfragen für die Interviewanalyse nahe: Welche Anrufungen von Geschlecht und Begehren zeigen sich in Interaktionen oder im Unterrichtsmaterial? Welche Effekte haben diese Anrufungen und welche Verhältnisse entstehen im Kräftefeld der Anrufung? Welche Handlungsmöglichkeiten entwickeln die befragten Jugendlichen in Auseinandersetzung mit den beschriebenen Anrufungen?

## 2 Effekte direkter und indirekter Anrufungen

In (schulischen) Interaktionen, Diskursen und Medien zirkulierende geschlechtlich-sexuell codierte Bezeichnungen (wie Familie, Mädchen, Junge, heterosexuell, homosexuell) lassen sich ebenso wie implizite oder explizite Bewertungen von Lebensweisen, Geschlechterperformances oder Sexualität/Begehren als Anrufungen verstehen, die auf die symbolische Geschlechterordnung rekurrieren und den Möglichkeitsraum von Schüler\*innen strukturieren.

Mithilfe des Konzepts der Anrufung ließ sich nachzeichnen, wie im Schulalltag Normalität und Abweichung hergestellt werden und welche Effekte entsprechende Praktiken auf die befragten Jugendlichen haben. Auf der Grundlage der Interviews konnten drei Typen von Anrufungen rekonstruiert werden: direkte Anrufungen in Schüler\*innen-Interaktionen (1) und in Lehrer\*innen-Schüler\*innen-Interaktionen (2) sowie (3) indirekte Anrufungen in Form von (parasprachlichen) Handlungen oder in beiläufigen schriftlichen oder mündlichen Formulierungen.

### 2.1 Direkte Anrufungen: Anredeformen in informellen schulischen Räumen und im Unterricht

Sprüche und Kommentare mit abwertender Tendenz erfolgten den Interviews gemäß vor allem in unbeaufsichtigten schulischen Räumen wie Pausenhöfen, Fluren, Toiletten und Umkleieräumen. Raumtheoretisch betrachtet, begünstigen nach Jungen *oder* Mädchen getrennte Toiletten und Umkleieräume eine auf die Genderperformance bezogene Gewalt deshalb, weil dort die Zweigeschlechterordnung auch architektonisch manifestiert ist. Ungehinderten Einlass erhält folglich nur, wer als eindeutig männlich oder weiblich durchgeht. Die Unterstellung und Abwertung eines schwulen oder lesbischen Begehrens bzw. einer nicht ordnungsgemäßen „Aufführung“ von Geschlecht sind deshalb so wirksam, weil sie die angesprochenen Jugendlichen im Verhältnis zu herrschenden Normalitätsvorstellungen zu „Anderen“ machen, während die Sprecher\_innen sich ihrer „richtigen“ heterosexuellen und männlichen oder weiblichen Identität versichern. Exponierung, Ausgrenzung und eine Verknappung (diskursiver) Möglichkeiten sind zumindest zeitweise Effekte solcher wiederholter Adressierungen.

Wenn Sprüche und Kommentare, indem sie auf Schulfluren geäußert oder an die Tafel geschmiert werden, auch vor einem Publikum erfolgen (das nicht einschreitet und somit die Ausgrenzung unterstützt), bedienen sie sich einer dritten Instanz, um eine erhöhte Wirksamkeit zu erzielen (vgl. Kuch 2010: 234ff.). Damit setzen sie die Angesprochenen nicht nur herab, sondern beeinflussen auch deren öffentliche Wahrnehmung und machen sie unter Umständen performativ zu schwulen, lesbischen oder feminisierten Subjekten. So waren zwei der von mir interviewten Jugendlichen anhaltend Fremdpositionierungen als schwul und geschlechtlich uneindeutig („Bist du ein Mädchen?“; „Bist du schwul?“) ausgesetzt, bevor sie sich selbst in Bezug auf Geschlecht und Begehren verortet hatten (vgl. Kleiner 2015: 173ff.). Weil in der heteronormativen Wahrnehmung nicht-normkonforme Genderperformances oft mit einem unterstellten homosexuellen Begehren korrespondieren, werden mit Bezeichnungen wie „schwul“ oder „lesbisch“ sowohl Jugendliche belegt, denen ein homosexuelles Begehren unterstellt wurde, als auch diejenigen, deren Genderperformance als „zu weiblich“ oder „zu männlich“ wahrgenommen wird. Dieser Befund deutet darauf hin, dass solche Etikettierungen nur bedingt dadurch motiviert sind, dass Personen sich selbst als schwul, lesbisch oder trans\* verstehen, sondern vielmehr dadurch, dass sie als nicht mit Geschlechternormen konform gehend *wahrgenommen* werden. Als potenziell normalisierend können sie verstanden werden, weil sie die adressierten Subjekte in Passung zu oder Abweichung von gesellschaftlich verbreiteten Verhaltensweisen und Normalitätsvorstellungen ausrichten (vgl. Schrage 2008: 4126). Der Wunsch nach sozialer Anschlussfähigkeit verleiht solchen Anrufungen Macht (Schrage 2008: 4127).

Ein zweiter Typ von direkten Anrufungen zeigte sich in Lehrer\*innenkommentaren. So erzählte eine Jugendliche als Schlüsselerlebnis die laut geäußerte Annahme eines Lehrers, dass die ganze Klasse heterosexuell sei:

„Äh, da hat unser Englischlehrer versucht, uns das Wort straight, also gerade, zu erklären, und also gerade, weil wir es nun mal im geometrischen Sinne brauchten. Und fing plötzlich an, uns straight als mit heterosexuell zu erklären, ja also straight isses eben, wenn-, also auf Englisch hat ers erklärt, ‚wenn äh ein Junge ein Mädchen liebt und ein Mädchen einen Jungen liebt, also die ganze Klasse is straight, also ich geh mal davon aus, dass Sie alle heterosexuell sind. Ne?’ grins grins, zwinker, zwinker [...] mich hat die Sache halt, dieser Kommentar die ganze Zeit aufgeregt, weswegen ich dann in der Schülerzeitung geschrieben ha-, also ihn zitiert habe und geschrieben habe, äh, ja klar, natürlich‘ und mit einem ironischen Unterton und einem Zwinkersmiley und das war halt äh quasi der Outing-Satz in diesem Artikel.“ (Emmi, Z. 161–179)

Der Lehrer nutzt in der von Emmi als bedeutsam angeführten Episode eine Nebenbedeutung des englischen „straight“ als Anlass, um die Annahme zu äußern, alle Schüler\_innen seien Junge *oder* Mädchen und erotisch aufeinander bezogen, also heterosexuell. Er rekurriert damit auf gemeinhin unausgesprochene gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen. Mit der Äußerung wird folglich etwas sichtbar, sprechbar und auch kritisierbar, was in der Regel nicht artikuliert wird. Gleichzeitig ergeht aber damit eine Art „Auftrag“ an die Schüler\*innen, sich mit ihrer Identität auf die angesprochenen Normalitätsvorstellungen zu beziehen. Die Normalisierungstendenz wird in Emmis Erzählung mithilfe der übertreibenden Darstellung des Lehrers entlarvt. Sie nutzt nach ihrer eigenen Angabe eine zeitliche und mediale Rekontextualisierung, um damit das Lehrerzitat später in der Schüler\*innenzeitung auszustellen und sich der generalisie-

renden Zuschreibung in Form einer Ironisierung zu widersetzen. Auch wenn hier der Kommentar eine Widerrede evoziert, haben solche Äußerungen in einem heteronormativen Diskurskontext das Potenzial der Beschämung und (Un-)Sichtbarmachung: Gerade weil die Unterrichtsinteraktion durch die Lehr-Lern-Hierarchie geprägt ist und Lehrer\*innen diejenigen sind, deren Aussagen in der Schule oft den Status der Verbindlichkeit und Gültigkeit haben, kommt diesen im Hinblick auf das schulische Klima eine besondere Bedeutung zu. Wenn Pädagog\*innen in der Schule herrschende gesellschaftliche Normen und Verhaltensweisen reproduzieren, sind sie beteiligt an der Entstehung eines diskursiven Raumes, in dem diese Einstellungen unter Umständen mithilfe von Anpassungsdruck, Beleidigungen und Diskriminierungen durchgesetzt werden können (vgl. Streib-Brzič/Quadflieg 2014: 2; Offen 2012: 156ff.).

## 2.2 Indirekte Anrufungen: Schweigen, Verlachen und das Übersehen von verletzenden (Sprach-)Handlungen

Als indirekte Anrufungen werden hier interaktive Signale verstanden, die entweder parasprachlich oder in allgemeinen mündlichen oder schriftlichen Formulierungen ausgedrückt werden. Solche Signale ließen sich in den Interviews in beiläufigen Kommentaren, im Schweigen, im Verlachen des Sprechens über LGBTQ\*-Lebensweisen und auch im Übersehen, Überhören und Ignorieren von Übergriffen und verletzenden Äußerungen rekonstruieren. So legitimierte den Interviewrekonstruktionen folgend das Überhören von gegen bestimmte Personen gerichteten Abwertungen die Gewalt gegen sie und auch das Beschweigen der Lebenswelten von LGBTQ\*-Personen vermittelte, dass diese nicht als vollständig legitim anerkannt sind. In der folgenden Passage beschreibt eine\*r meiner Interviewpartner\*innen (Franky)<sup>2</sup> das von ihr\*ihm wahrgenommene schulische Klima bezogen auf das Sprechen über Geschlecht und Sexualität, das er\*sie am Beispiel eines Mädchenpaares an ihrer\*seiner Schule illustriert:

„Ich glaube, es war einfach so, das ist halt so. Und wenn man nicht drüber redet, existiert's auch nicht und deswegen, ja (...) also, ‚das gibt's nicht in unserer Welt‘, sagen wir mal so, das gibt's vielleicht irgendwo außerhalb, obwohl man sich ja in Köln befindet. Das klingt grad eher so nach Dorfdenken, aber irgendwie so war das, wie so'n kleines Dorf, so, hier in unserer Schule, und selbst, dass die beiden geoutet waren. Die existierten dann einmal halt, aber (...) wurden erstmal so hingenommen, weil man ist ja ach-so-tolerant und akzeptiert. Aber letztendlich hatte es keine Auswirkungen.“ (Franky, Z. 598–606)

Franky charakterisiert die von ihr\*ihm wahrgenommene Schulkultur als durch Sprachlosigkeit und das diskursive Auslagern von Homosexualität gekennzeichnet. Wenn über Phänomene nicht gesprochen wird, so die hier beschriebene Logik, wird ihnen die diskursive Existenz verweigert und sie können damit außerhalb der eigenen Welt verortet werden. Die beschriebene Verdrängung wiederholt sich auf der Ebene von Frankys Sprechen, das sich durch eine hohe sprachliche Unbestimmtheit auszeichnet und den Eindruck einer distanziert beobachtenden Erzählposition erweckt. Ihre\*seine eigene Position im Geschehen bleibt in der Retrospektive unklar, auch wenn der Einschub „ob-

2 Die Wahl der Pronomina orientiert sich an Frankys Selbstverständnis als nicht eindeutig männlich oder weiblich.

wohl man sich ja in Köln befindet“ die subjektiv empfundene Abwegigkeit der Annahme andeutet, dass Homosexualität gerade in der Großstadt nur außerhalb der Schule verortet wird. Der Umgang mit dem Mädchenpaar wird von Franky mit der ironischen Formulierung „ach-so-tolerant“ als eine aufgesetzte Geste und als Doppelmoral ausgewiesen. Die beschriebene Toleranz mag zwar der Philosophie der Schule entsprochen haben, aber nicht den Einstellungen und dem Handeln der Akteur\*innen. Zudem artikuliert sich darin eine moderne Verwerfungsgeste: Indem die beiden Mädchen toleriert werden, wird ihre Abweichung affirmiert und eine weitergehende Auseinandersetzung mit dem durch sie artikulierten Begehren vermieden.

Neben solchen Anrufungen mit abwertender oder normalisierender Tendenz wurden in den Interviews vereinzelt auch affirmative Adressierungen durch Lehrpersonen erzählt, etwa wenn eine Jugendliche – in der Schulzeit noch männlich klassifiziert – im Rock zu den Abi-Tagen kommt und von der Lehrerin mit einem Kompliment in ihrem femininen Auftreten bestärkt wird. Auch solche Anredeformen legen den Jugendlichen soziale Positionen nahe, stellen aber entscheidende Bedingungen dafür dar, dass im schulischen Alltag alternative Geschlechterverhältnisse und Begehrensweisen sprech- und lebbar werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die beschriebenen Anrufungen das, was im schulischen Raum sicht- und sagbar werden kann, regulieren: Wenn Abwertungen in informellen schulischen Räumen damit korrespondieren, dass in institutionellen schulischen Räumen nicht oder nicht selbstverständlich über das Leben von LGBTQ\* gesprochen wird, verlagern sich Aushandlungen von Normalität und Differenz auf die schulische „Hinterbühne“ (Zinnecker 1978). Dort stehen Jugendliche, die nicht mit Geschlechternormen konform gehen (können), Angriffen allein gegenüber.

### **3 Handlungsstrategien der Jugendlichen: zwischen Re-Artikulationen/Resignifizierungen, *Passing* und *Outing***

Anrufungen sind zwar wirksam, aber nicht determinierend. Die dadurch nahegelegten Positionen und Lebensweisen können angenommen und wieder verlassen, abgelehnt oder modifiziert werden. Im Kräftefeld von Anrufungen entwickeln sich so auch Handlungsmöglichkeiten.

Handlungsstrategien der befragten Jugendlichen ließen sich auf der Ebene von sprachlichen und leiblichen Ausdrucksweisen rekonstruieren, mit denen die Jugendlichen versuchten, LGBTQ\*-Lebensweisen wieder in schulische Diskurse einzuschreiben und Geschlechternormen zu irritieren (Resignifizierungen). Des Weiteren fanden sich Strategien des *Passing* und des Entziehens, mit denen versucht wurde, möglichen Konflikten aus dem Weg zu gehen. Die im Folgenden beschriebenen Strategien werden nicht als vollständig intentional verstanden, sondern als durch äußere Einflüsse und Zwänge motivierte Handlungen (vgl. Butler 1991: 205).

### 3.1 Film und Literatur als Möglichkeiten des Verhandels von Geschlechternormen

Mit Versuchen, Subjektpositionen und Lebensweisen mithilfe von Film und Literatur in den Unterrichtsdiskurs einzuschreiben, machen die Schüler\*innen das zuvor Ausgelassene oder Abgewertete zum legitimen Unterrichtsthema und nutzen so den diskursiven Raum Unterricht, um einen Anschluss an ihre eigenen Lebenswelten herzustellen. So erzählt im folgenden Auszug Emmi von einer Einheit im Englischunterricht, in der sie zusammen mit einer Mitschülerin den Roman *Die Farbe Lila* vorstellt:

„Und was noch mal gewesen war, war im Englischunterricht, da hab ich mit @jenem Mädchen, das ich ganz toll fand@ einen Vortrag über „Die Farbe Lila“ gehalten. Und haben wir zum Beispiel konnten wir in den Vortrag einfließen lassen, dass in dem Film, also wir haben Film und Buch kombiniert, wir haben dann einen Ausschnitt aus dem Film gezeigt, dass in dem Film eben wirklich kaum auf die Beziehung zwischen den beiden (...) also zwischen der Protagonistin und Shug Avery [...] ähm eingegangen wird und äh sehr vernachlässigt wird und wie es dann nun im Buch war ähm ja, das fand ich schon ganz schön, das den Leuten so näher bringen zu können. Das war auch wirklich. Das fand ich doch n sehr berührendes Buch, weil es halt auch nicht NUR die lesbische Liebe thematisierte, sondern wirklich eher ihr gesamtes Leben und ihr gesamtes Dasein.“ (Emmi, Z. 646–656)

Der Klassenvortrag über den Roman *Die Farbe Lila* und seine Verfilmung ermöglichen, über das Leben und die Liebesbeziehung zweier Frauen zu sprechen. Emmi und ihre Mitschülerin verschaffen sich so im Englischunterricht einen Sprech Anlass und sie tun dies in institutionell autorisierter Weise: in einem in eine Unterrichtseinheit (zum Thema Südstaaten und Rassismus) eingebetteten Referat über einen selbst gewählten Text. Positiv bewertet wird, dass die beiden den Mitschüler\*innen das Thema so „näher bringen“ konnten. Dabei wird der Kontrast zwischen Roman und Film herausgestellt. Anders als im Roman sei in der Verfilmung kaum auf die Beziehung zwischen der Protagonistin und Shug Avery eingegangen worden. Das Verschweigen der Frauenbeziehung in der Verfilmung hat, das zeigte sich im Verlauf der hier nicht abgebildeten Interviewrekonstruktion, eine Parallele zu Emmis eigener Erfahrung: Es entspricht dem von ihr beschriebenen Beschweigen lesbischer und schwuler Begehrensweisen im schulischen Diskurs.

Das Buch wird auch deshalb als gute Wahl dargestellt, weil es nicht „NUR“ von der Beziehung zweier Frauen erzähle, sondern diese in komplexe Lebensgeschichten einbette. Roman und Verfilmung erlauben Emmi und ihrer Mitschülerin, deutlich zu machen, dass „lesbische Liebe“ Teil eines komplexen Lebens ist. Diese Betonung lässt sich vor dem Gegenhorizont der verbreiteten Reduzierung von Lesben und Schwulen auf ihr Begehren bzw. ihre Sexualität deuten. Der Klassenvortrag im Englischunterricht und der literarische Text als Medium bieten Gelegenheit zum angemessen differenzierten Sprechen, ohne dass im Unterricht über eigene Erfahrungen gesprochen werden muss.

### 3.2 Leibliche Inszenierungen als Möglichkeit der Bewegung zwischen Subjektpositionen

Modische Inszenierungen und körperliche Stile können einen Bestandteil einer ästhetischen und sozialen Strategie der (geschlechtlichen) VerUneindeutigung (Engel 2002) darstellen, die Normalität(svorstellungen) bezogen auf Geschlecht und Sexualität bzw.

Begehren infrage stellt. Sie erlauben Subjekten, sich zwischen oder über einzelne Subjektpositionen hinweg zu bewegen (vgl. Kaiser 2012: 21). Kleidung dient dabei nicht nur der Vermittlung zwischen Subjekt und Gesellschaft, sondern beeinflusst auch Körper, Gefühle und Haltungen (vgl. Gaugele 2005: 307; Lehnert 2013: 10). Kleidung, Frisuren, Schminke und körperliche Akte stellen gleichzeitig Mittel der Geschlechterkonstruktion wie auch -dekonstruktion und Überschreitung dar (vgl. Gaugele 2005).

So erzählt Luka, die während der Schulzeit noch männlich klassifiziert war und zum Zeitpunkt des Interviews als Frau lebte, wie es ihr in der Oberstufe möglich wurde, rigide Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit infrage zu stellen. Die nachfolgend abgebildete Episode ist vor dem Hintergrund bedeutsam, dass sich in Lukas Interviewerzählung massive Ausgrenzungs- und Gewalterfahrungen aufgrund der ihr zugeschriebenen geschlechtlichen Uneindeutigkeit aufgeführt finden. Sie kontrastiert damit einen hier nicht dargestellten und nicht besonders erfolgreichen Versuch, im Psychologieunterricht einen Film über Trans\*-Jugendliche zum Gesprächsanlass zu machen.

„Aber ich erinnere mich daran, dass, ähm, irgendwann zum Schluss mal, da hatten wir die Abi-Tage, da bin ich auch halt mal mit Rock zur Schule gekommen, dass da die Psychologielehrerin, dann ich weiß nicht, dieser Satz hat noch sehr lange in mir nachgeklungen, ach, ähm, sie hat dann den alten Namen benutzt (...) ähm, „das steht dir. So solltest du öfter mal kommen.“ Und irgendwo das war so, „das passt zu dir. Das ist stimmig“ und ich weiß, also ich glaub', die war cool drauf.“ (Luka, Z. 67–72)

Beiläufig wird erzählt, dass Luka während der Abi-Tage im Rock zur Schule gekommen sei. Im Zusammenhang mit Lukas Angabe, dass die Lehrerin sie damals mit dem „alten Namen“ angesprochen habe, deutet sich an, dass das Rocktragen für einen als Jungen adressierten Jugendlichen eine ungewöhnliche Inszenierung und die Affirmation durch die Lehrerin eine unkonventionelle Reaktion darstellen. Der Rock ist jenseits von Modeschauen ein Tabu für Männer, denn das Tragen von Röcken kann den vermeintlich offensichtlichen visuellen Unterschied zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit untergraben. Der bekleidete Auftritt gleicht einem Sprechakt, der einen Sinn für sich selbst und für andere erzeugt (vgl. West 2003: 195) – hier: sich als ohnehin uneindeutig positionierter Junge weiblich zeigen. Durch das Kompliment der Lehrerin wird die Inszenierung überraschend zu einem positiven Ereignis. Sie erkennt nach Lukas Angaben ihr stimmiges Erscheinungsbild an, und zwar ohne auf das Paradigma männlich-weiblich zu rekurrieren, womit sie eine entsprechende Fremdpositionierung umgeht.

Die Inszenierung im Rock kann gleichzeitig als Auseinandersetzung mit den früher erlebten Abwertungen und als widerständiger Versuch, sozial lesbar zu werden, verstanden werden. Sie stellt somit ein Vorgehen dar, das sich zwischen Widerstand und ambivalenter Affirmation verorten lässt. Nicht zuletzt ist die Szene für Luka vielleicht deshalb so bedeutsam, weil sie ihr retrospektiv eine (An-)Erkennbarkeit als Trans\*-Jugendliche signalisiert, die sich für sie überraschend einstellt.

Verschiedentlich zeigte sich bei der Rekonstruktion der Interviews, dass Geschlechternormen und Normalitätsvorstellungen mithilfe leiblich-modischer Inszenierungen anders infrage gestellt werden können als mit verbalsprachlichen Interventionen: Die eigensinnige ästhetische Inszenierung – das körperliche Sprechen – fordert konventionelle Lesarten heraus, ohne zugleich neue Erklärungen anzubieten. Darüber hinaus ist die selbstbewusste Inszenierung und leibliche Thematisierung nicht so leicht mit

Gleichgültigkeit zu quittieren wie Anfeindungen einerseits und die häufig nicht ausgesprochene Existenz von LGBTQ\*-Jugendlichen und -Lebensweisen in Klassenräumen andererseits. So erzählt auch Emmi, dass sie dem Schweigen in der Schule unter anderem auch mit einer unkonventionellen Inszenierung entgegentritt, die allerdings, anders als bei Luka, zur klassenöffentlichen Kommentierung durch eine Lehrerin führt. Auf eine Nachfrage, ob im Unterricht über geschlechtliche und sexuelle Vielfalt gesprochen worden sei, erzählt sie folgende Episode:

„Ähm, das (.) also so direkt nicht wirklich. Das einzige war diese Englischdiskussion im Englischgeschichtsunterricht, damals und meine Lehrerin hat mich so als Beispiel ((lacht)) genommen, also mich quasi in die Diskussion mit reingebracht. Zu der Zeit hab ich halt auch angefangen ne Zeitlang Krawatte zu tragen und an dem Tag hatte ich ein blaues Hemd mit einer Krawatte an und sah aus wie eine Schließerin aus *Frauenknast*, obwohl ich nicht geguckt hab und ähm als sie mich halt so so so verglichen hat und halt zu mir meint äh oder meinte, also im Gespräch hat sie auf mich verwiesen und meinte ‚ja, so zum Beispiel auch die Emilie, die heute wie ne maskuline Lesbe aussieht.....‘ Und da hab ich gemeint ‚HALLO, also das maskulin verbitt ich mir doch bitte‘“. (Emmi, Z. 573–592)

Die Angabe, dass kaum eine „direkte“ Thematisierung von Geschlecht/sidentitäten und Sexualitäten im Unterricht stattgefunden habe, wird hier mit der episodischen Erzählung eines eigenwilligen Auftretens kontrastiert, mit dem Emmi nach eigenen Angaben auf die Uniform einer „Schließerin“ anspielt – und dies in einer Unterrichtseinheit zum Thema Maskulinität (wie sie an anderer Stelle im Interview anführt). Als Anlass für die Äußerung ihrer Lehrerin wird das Auftreten in blauem Hemd und Krawatte angeführt, mit dem Emmi die mediale (Gender-)Konstruktion einer „Schließerin“ aus der Fernsehserie *Frauenknast* mimetisch adaptiert. Ihre Inszenierung stellt eine unkonventionelle Geschlechteraufführung im Klassenraum dar; eine Form der Aneignung primär männlich konnotierter Attribute, die mit den Insignien der Amtskleidung zur Inszenierung von Autorität verbunden sind: Ein schlichtes blaues Hemd und Krawatte signalisieren Strenge, Uniformität und reduzierte Mittel, was historisch eher mit männlich codierter Mode verknüpft wird (vgl. Kaiser 2012: 125).

Innerhalb der Interviewerzählung kann das Verweisen der Englischlehrerin auf Emmis Person und Aussehen als Verstoß gegen einen angemessenen pädagogischen Takt interpretiert werden, denn die Lehrerin macht die Erscheinung einer Schülerin ungefragt zum Betrachtungsgegenstand und die Klasse zum Publikum. Sie belegt im Kontext des Unterrichtsthemas Maskulinität eine Schülerin mit dem Stereotyp der „maskulinen Lesbe“, mit dem Lesben generalisierend Weiblichkeit abgesprochen wird. Vor dem Hintergrund von Emmis anfänglicher Aussage, dass im Unterricht bis auf wenige Ausnahmen nicht über Homosexualität gesprochen wurde, birgt dieses Exponiert-Werden ein hohes Beschämungsrisiko, auch wenn die Etikettierung im Rückblick einen humorvollen Unterton hat.

Emmi präsentiert sich aber nicht beschämt, sondern selbstbewusst. Sie macht gegenüber der Lehrerin deutlich, dass sie hinsichtlich ihrer Stilisierung nicht als maskulin bezeichnet werden möchte. Implizit nimmt sie mit dieser Teilzurückweisung die Identifizierung „Lesbe“ an und setzt damit dem Beschämungspotenzial der Zuschreibungssituation eine differenzierende Selbstpositionierung entgegen: Nicht die Zuschreibung einer sexuellen Orientierung wird als beschämend markiert, sondern das Adjektiv „maskulin“ zurückgewiesen; es signalisiert nicht nur normative Vorstellungen von

Geschlechterinszenierungen, sondern impliziert in diesem Kontext auch eine sozialgeschichtlich etablierte Abwertungstendenz. Indem Emmi die Lehrerin im Rückblick des Interviews humorvoll belehrt und deren Definitionsmacht anfecht, autorisiert sie sich, selbst über ihre Positionierung zu bestimmen und die implizite Normativität der Zuschreibung in einem heteronormativen Setting zu problematisieren. Mit der widerständigen Reaktion widersetzt sich Emmi nicht nur der Einordnung durch die Lehrerin, sondern kann sich auch noch als freche Schülerin darstellen, die gegenüber der Lehrerin das letzte Wort behält.

### 3.3 Bedingungen der Handlungsmöglichkeiten

Dass solche Vorgehensweisen möglich werden, liegt zum einen am Transformationspotenzial von Diskursen: Negativ konnotierte Begriffe und Stile werden durch die beschriebenen Strategien umgedeutet und erneut in den schulischen Diskursraum eingeschrieben. Der häufig als vor offenen Diskriminierungen geschützt empfundene (wenngleich auch von heteronormativen Diskursen geprägte) Unterrichtsraum erleichterte den Jugendlichen vielfach, sich legitime (Sprecher\*innen-)Positionen anzueignen und klassenöffentlich selbstverständlich Gewordenes zu hinterfragen. Die Möglichkeit des Anknüpfens an kollektive Praktiken stellte eine weitere Bedingung dafür dar, dass die Jugendlichen wagen, solche Umdeutungen vorzunehmen. Ein Teil der hier rekonstruierten Handlungen re-inszeniert und zitiert Praktiken aus der lesbischen, schwulen und queeren Szene, denen die Jugendlichen in einschlägigen Jugendzentren, an sozialen Treffpunkten oder in den Medien begegnen. Nicht zuletzt zeigten sich unterstützende Lehrer\*innen von großer Bedeutung für das, was in der Schule artikuliert werden kann.

### 3.4 *Passing*, Outing und Entziehen

In vielen Interviews zeigen sich daneben *Passing*, Outing und das Sich-Entziehen als durchgängige oder situative Strategien. Im Rahmen symbolisch-diskursiver Ordnungen *passen*, also normkonform durchgehen zu können, ermöglicht ein flexibles Bewegen innerhalb der heteronormativen Struktur und kann somit ein Privileg darstellen; es kann aber andererseits auch zur Unsichtbarmachung von Subjekten führen, die „Sichtbarkeitskategorien, mittels derer Identität hergestellt wird, überschreiten“ (vgl. Lisa Walker, zitiert und übersetzt in Schaffer 2008: 53). So wurde beispielsweise im Interview mit Emmi deutlich, dass sie sich in der Schule als lesbisches Mädchen zeitweise eher „unsichtbar“ fühlte und dieser Unsichtbarkeit etwas entgegensetzen wollte.

Das durchgängige *Passing*, das Outing und das Sich-Entziehen stellen Normalitätsvorstellungen weniger infrage als die zuerst beschriebenen Strategien, wenn sie bewirken, dass das Begehren oder die geschlechtlichen Selbstverhältnisse der Jugendlichen entweder gar nicht sichtbar werden oder nur als Ausnahme von der Regel. Während als heterosexuell oder cis-geschlechtlich passende Jugendliche, die ihr Begehren nicht artikulieren, gar nicht als Irritation wahrgenommen werden, bestätigt der öffentliche

Akt des Outings den Ausnahmestatus von Personen, die sich als schwul oder lesbisch zu erkennen geben und damit zu akzeptierten „Anderen“ werden.

Strategien des *Passing* stehen nur solchen Jugendlichen frei, die auch als heterosexuell bzw. zweifelsfrei männlich oder weiblich *wahrgenommen* und adressiert werden. Das *Passing* wird dabei häufig durch das öffentliche Zeigen einer heterosexuellen romantischen Beziehung abgesichert. Für mehrfachzugehörige Jugendliche wiederum stellen Outing und *Passing* nur bedingt verfügbare Handlungsmöglichkeiten dar, weil sie manchmal Abwertungen aufgrund von verschiedenen Differenzordnungen ausgesetzt sind und gar nicht ausmachen können, worin der Anlass für diese liegt. So zeigten sich etwa in einem der von mir durchgeführten Interviews mit einer mehrfach zugehörigen Jugendlichen Formen institutioneller und interaktionaler Diskriminierung, die nicht mithilfe einer konsequenten Handlungsstrategie zu beantworten waren (vgl. Kleiner/Rose 2014: 82ff.).

#### 4 Methodologische Implikationen für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung

Die Konzentration auf die Perspektiven und das Erleben der hier befragten Jugendlichen hat sich insofern bewährt, als sich daran alltägliche Mechanismen der Differenz-erzeugung sowie Handlungspotenziale wie mit einem Vergrößerungsglas haben beobachten und rekonstruieren lassen. Für die Erforschung von Diskursräumen, (der Hervorbringung) geschlechtlich-sexueller Subjekte und Subjektivitäten lassen sich hieraus m. E. drei methodologische Implikationen ableiten:

- **Berücksichtigung von Fremd- und Selbstpositionierungen**  
 Geschlechter und Begehren entstehen im Rahmen widersprüchlicher gesellschaftlicher, diskursiver und sozialer Verhältnisse und ereignen sich in einem Spannungsfeld von Widerfahrnis und Handlungsmöglichkeiten. Um performative Praktiken der Hervorbringung von Geschlecht und Begehren zu untersuchen, muss folglich verschiedenen Seiten dieses Geschehens Rechnung getragen werden: den Fragen, welche Formen von Geschlecht und Begehren im jeweiligen Kontext artikulierbar sind und artikuliert werden, wie sich (junge) Menschen selbst konzipieren, wie sie von anderen oder durch institutionelle Mechanismen positioniert werden und welche Selbst- und Anderen-Verhältnisse mit solchen Prozessen einhergehen. Geschlechtliche Selbstverhältnisse und das Begehren bzw. die sexuellen Orientierungen von Personen sind nicht einfach „sichtbar“, deshalb können sie allein mit Beobachtungsverfahren nicht ohne Weiteres erfasst werden. Dass der Beobachter\*innenperspektive unter Umständen vieles entgeht und deshalb subjektive Perspektiven und Selbstverhältnisse in empirischen Untersuchungen von „Geschlechterkonstruktionen“ miterhoben werden sollten, wird am deutlichsten am Beispiel der Interviews mit Jugendlichen, die versucht haben, in der Schule als normkonform durchzugehen, während sie sich bereits mit einem lesbischen, schwulen bzw. bisexuellen Begehren oder einer anderen Geschlechtsidentität auseinandergesetzt haben.

- **„Triangulation“ von Geschlechternormen, Geschlecht und Begehren mit Selbst- und Fremdpositionierungen von Jugendlichen**

Analytisch sind Zusammenhänge zwischen Geschlechternormen, Geschlecht und Begehren zu berücksichtigen und in Bezug auf Selbst- und Fremdpositionierungen zu reflektieren: Die soziale Norm und Erwartung, dass Männlichkeit und Weiblichkeit mit einem heterosexuellen Begehren korrespondieren (Junge = männlich + begehrt Mädchen), zeigte sich in den von mir durchgeführten Interviews vor allem auf der Ebene der rekonstruierten Anrufungen als Normalitätserwartung. Auf der Ebene der Selbstpräsentationen und Selbstverständnisse der Jugendlichen zeigte sich wiederum, dass das Zusammenspiel von Geschlecht und Begehren weit komplexer ist. Manchmal mobilisierten Anrufungen und Zuschreibungen einer „uneindeutigen“ Geschlechterperformance erst die Beschäftigung mit dem eigenen Begehren, manchmal setzten Zuschreibungen von Schwul- oder Lesbischsein eher Fragen an die eigene Geschlechtszugehörigkeit in Gang und manchmal wiederum spielte die Frage des Begehrens insgesamt eine untergeordnete Rolle, wenn die nach der Geschlechtszugehörigkeit im Vordergrund stand. Auf der Ebene der Selbstverhältnisse korrespondiert folglich die Auseinandersetzung mit Geschlecht nicht unbedingt mit der Auseinandersetzung mit Begehren. Erst die analytische Entkoppelung von Fremd- und Selbstpositionierung sowie von Geschlecht und Begehren erlaubt folglich zu erfassen, wie sich Menschen im Feld von Geschlechternormen konzeptualisieren und welche Umdeutungen und Verschiebungen sie vornehmen (können).

- **Kontextualisierung von Positionierungen und Handlungsmöglichkeiten durch Diskurse**

Um bei empirischen Untersuchungen die hierarchische Strukturiertheit sozialer Räume berücksichtigen zu können, bedarf es einer Kontextualisierung durch diskursive Ordnungen: So wurden im Zuge meiner Untersuchung aufgrund der theoretischen Rahmung Heteronormativität vorab relevant gesetzt und Verknüpfungen mit anderen Differenzordnungen (etwa Rassismus) auf der Grundlage der Empirie berücksichtigt. Um den empirischen Daten bei der Rekonstruktion die größtmögliche Aufmerksamkeit schenken zu können, sind bei der Rekonstruktion damit zusammenhängende Vorannahmen und Konzepte zunächst zurückzustellen und bei der theoretischen Reflexion wieder einzuführen.

Geschlechternormen konkretisieren sich dort, wo Überschreitungen der Geschlechtergrenze oder Artikulationen eines nicht heterosexuellen Begehrens stattfinden, die nicht (nur) spielerisch zu deuten sind. Solche Überschreitungen weisen auf die Kontingenz der Geschlechterordnung hin und machen die Methoden sichtbar, mit denen die Welt geordnet wird (vgl. Butler 2009: 342). Überschreitungen zeigen aber auch, wie sich neue und alternative Artikulationsformen gestalten können. Wenn wissenschaftliche Untersuchungen nicht allein Mechanismen der Herstellung und Stabilisierung von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität fokussieren wollen, lohnt es sich also, dorthin zu schauen, wo Re-Artikulationen von Geschlecht und Begehren stattfinden, und alternative Wahrnehmungsweisen zu erwerben – oder, wie Uta Schirmer treffend formuliert hat: „Geschlecht *anders* zu sehen und anders geschlechtlich zu sehen“ (Schirmer 2010: 411).

## Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre (1987). *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Budde, Jürgen (2005). *Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing gender im heutigen Bildungssystem*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839403242>
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009). *Die Macht der Geschlechternormen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Engel, Antke (2002). *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main: Campus.
- Faulstich-Wieland, Hannelore; Weber, Martina & Willems, Katharina (2004). *Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen*. Weinheim, München: Juventa.
- Fritzsche, Bettina (2015). Inklusion als Exklusion. Differenzproduktionen im Rahmen des schulischen Anerkennungsgeschehens. In Anja Tervooren, Nicolas Engel, Michael Göhlich, Ingrid Miethe & Sabine Reh (Hrsg.), *Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern* (S. 329–345). Bielefeld: transcript.
- Fuchs, Wiebke; Ghattas, Dan Christian; Reinert, Deborah & Widmann, Charlotte (2012). *Studie zur Lebenssituation von Transsexuellen in Nordrhein-Westfalen*. LSVD Nordrhein-Westfalen e. V. Zugriff am 8. August 2016 unter [www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/TSG/Studie\\_NRW.pdf](http://www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/TSG/Studie_NRW.pdf).
- Gaugele, Elke (2005). Drags, Garçons und Samtgranaten. Mode als Medium der Gender(de) konstruktion. In Gabriele Mentges (Hrsg.), *Kulturanthropologie des Textilen* (S. 305–322). Berlin: Edition Ebersbach.
- Hark, Sabine (1998). *Lesbische Mädchen – schwule Jungen. Neue Chancen – alte Zwänge?* Expertise zum 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW.
- Hurrelmann, Klaus (2007). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung* (9. Aufl.). Weinheim, München: Juventa.
- Jäckle, Monika (2009). *Schule M(m)acht Geschlechter. Eine Auseinandersetzung mit Schule und Geschlecht unter diskurstheoretischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kaiser, Susan B. (2012). *Fashion and Cultural Studies*. London, New York: Bloomsbury.
- King, Vera (2013). *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz: Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften* (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-01350-9>
- Kleiner, Bettina (2015). *subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans\*Jugendlicher*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Kleiner, Bettina & Rose, Nadine (2014). Suspekte Subjekte? Jugendliche Schulerfahrungen unter den Bedingungen von Heteronormativität und Rassismus. In Bettina Kleiner & Nadine Rose (Hrsg.), *(Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung* (S. 75–96). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Koordinierungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (2011). *Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und transgener Kindern, Jugendlichen und Eltern in München*. München: Pera Druck & Medien GmbH.
- Krell, Claudia (2013). *Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland. Abschlussbericht der Pilotstudie*. München: Deutsches Jugend-

- institut. Zugriff am 25. Juli 2014 unter [www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/Studien/Abschlussbericht\\_Pilotstudie\\_Lebenssituationen\\_und\\_Diskriminierungserfahrungen\\_von\\_homosexuellen\\_Jugendlichen\\_in\\_Deutschland.pdf](http://www.lsvd.de/fileadmin/pics/Dokumente/Studien/Abschlussbericht_Pilotstudie_Lebenssituationen_und_Diskriminierungserfahrungen_von_homosexuellen_Jugendlichen_in_Deutschland.pdf).
- Kuch, Hannes (2010). AUSTIN – Performative Kraft und sprachliche Gewalt. In Hannes Kuch & Steffen K. Herrmann (Hrsg.), *Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler* (1. Aufl., S. 219–240). Weilerswist: Velbrück Wiss.
- Lehnert, Gertrud (2013). *Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839421956>
- LesMigras (Hrsg.). (2012). „... nicht so greifbar und doch real“. *Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans\* in Deutschland*. Berlin. Zugriff am 8. August 2014 unter [www.lesmigras.de/tl\\_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20%28Dokus,Aufsätze...%29/Dokumentation%20Studie%20web\\_sicher.pdf](http://www.lesmigras.de/tl_files/lesbenberatung-berlin/Gewalt%20%28Dokus,Aufsätze...%29/Dokumentation%20Studie%20web_sicher.pdf).
- Mey, Günter & Mruck, Katja (2009). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In Wilhelm Kempf & Markus Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik. Band III: Natur und Kultur* (S. 100–152). Berlin: Irena Regener.
- Offen, Susanne (2012). *Achsen adoleszenter Zugehörigkeitsarbeit. Geschlecht und sexuelle Orientierung im Blick politischer Bildung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reh, Sabine & Rabenstein, Kerstin (2012). Normen der Anerkennbarkeit in pädagogischen Ordnungen. Empirische Explorationen zur Norm der Selbständigkeit. In Norbert Ricken & Nicole Balzer (Hrsg.), *Judith Butler: Pädagogische Lektüren* (S. 225–246). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-94368-8\\_9](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-94368-8_9)
- Reh, Sabine & Ricken, Norbert (2012). Das Konzept der Adressierung. Zur Methodologie einer qualitativ-empirischen Erforschung von Subjektivierung. In Ingrid Miethe & Hans-Rüdiger Müller (Hrsg.), *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie* (S. 35–56). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Rose, Nadine (2012). *Migration als Bildungsherausforderung für wen? Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839421352>
- Schaffer, Johanna (2008). *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839409930>
- Schirmer, Uta (2010). *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839413456>
- Schrage, Dominik (2008). Subjektivierung durch Normalisierung. Zur Aktualisierung eines poststrukturalistischen Konzepts. In Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006* (S. 4120–4129). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport (Hrsg.). (1999). *Sie liebt sie, er liebt ihn. Eine Studie zur Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin*. Berlin: Kästner Druck.
- Sielert, Uwe & Timmermanns, Stefan (2011). *Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Sobiech, Friederike & Watzlawik, Meike (2009). *LSBT-Jugendliche – Online gut beraten? Studie im Auftrag der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales Berlin*. Zugriff am 9. August 2016 unter [www.lesben.org/pdf/online\\_gut\\_beraten\\_barrierefrei\\_090904.pdf](http://www.lesben.org/pdf/online_gut_beraten_barrierefrei_090904.pdf).
- Streib-Brizč, Uli & Quadflieg, Christiane (2014). „Wenn’s jeder hätte, dann ist es ja eigentlich nicht mehr peinlich“ – Strategien von Kindern aus Regenbogenfamilien. Interventionen für die pädagogische Praxis. *Zeitschrift für Inklusion*, (3). Zugriff am 21. September 2015 unter [www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/233/231](http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/233/231).

- Tervooren, Anja (2006). *Im Spielraum von Geschlecht und Begehren. Ethnographie der ausgehenden Kindheit*. Weinheim, München: Juventa.
- West, Russell (2003). Männlichkeit als Mode-Sprache. Versuche individueller Gender-Artikulationen bei Jugendlichen. In Elke Gaugele & Kristina Reiss (Hrsg.), *Jugend Mode Geschlecht. Die Inszenierung des Körpers in der Konsumkultur* (S. 187–198). Frankfurt/Main: Campus.
- Zinnecker, Jürgen (1978). Die Schule als Hinterbühne oder Nachrichten aus dem Unterleben der Schüler. In Gerd-Bodo Reinert & Jürgen Zinnecker (Hrsg.), *Schüler im Schulbetrieb. Berichte und Bilder vom Lernalltag, von Lernpausen und vom Lernen in den Pausen* (S. 29–121). Reinbek/Hamburg: Rowohlt.

## Zur Person

*Bettina Kleiner*, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung/Heteronormativitätskritik im Kontext Schule und Adoleszenz, soziale Ungleichheit und Differenz, Subjektivierung und Bildungsprozesse.

Kontakt: Universität Hamburg, Fakultät für Erziehungswissenschaft, EW 1, Von-Melle-Park 8, 20146 Hamburg

E-Mail: [bettina.kleiner@uni-hamburg.de](mailto:bettina.kleiner@uni-hamburg.de)

## Lebens- und Selbstkonzepte von Mädchen in der Ostschweiz – ein Vergleich von drei Altersgruppen

### Zusammenfassung

Der Artikel basiert auf einer Studie des Instituts für Gender & Diversity der Fachhochschule Ostschweiz (FHO), die 2014 und 2015 im Raum Ostschweiz durchgeführt wurde. Die Studie hatte zum Ziel, die Selbstbeschreibung und -wahrnehmung von Mädchen und jungen Frauen sowie deren Interessen und Zukunftsvorstellungen zu untersuchen. Dafür wurden insgesamt 78 leitfadengestützte qualitative Interviews mit Mädchen und jungen Frauen aus drei verschiedenen Altersgruppen und Schulen aus unterschiedlichen sozialen und geografischen Milieus im Hinblick auf ihre (vergeschlechtlichten) Lebens- und Selbstkonzepte analysiert. Die Auswertung der Interviews erfolgte inhaltsanalytisch. Die deskriptiv dargestellten Ergebnisse zeigen eine Veränderung von eher offenen Lebens- und Selbstkonzepten bei den 6- und 9-Jährigen hin zu eher geschlechtstypischen Vorstellungen bei den 15- bis 16-Jährigen. Im Alter zwischen 10 und 15 Jahren scheinen sich also die ersten Weichen für (oder auch gegen) eine geschlechtstypische Berufswahl und Lebensplanung zu stellen. Viele Mädchen, die durchaus geschlechtsatypische Interessen und Fähigkeiten aufweisen, haben sich letztlich – zumindest in der ersten Ausbildung – für einen frauentypischen Beruf entschieden.

### *Schlüsselwörter*

Lebenskonzept, Selbstkonzept, Aspiration, Mädchen

### Summary

Concepts of life and self-concepts of girls in eastern Switzerland – a comparison of three age groups

The article is based on a study by the Institute for Gender and Diversity at the University of Applied Sciences of Eastern Switzerland (FHO) conducted in 2014 and 2015 in eastern Switzerland. The study was designed to investigate the self-description and -perception of girls and young women and their interests and visions of the future. A total of 78 semi-structured, qualitative interviews conducted with girls and young women from three different age groups and schools from different social groups and geographical areas were examined as regards their (gendered) concepts of life and self-concepts. The interviews were evaluated by means of content analysis. The results show that 6- to 9-year-olds are more open to gender-free concepts of life, while 15- to 16-year-olds tend to be more gender-stereotypical. It thus appears that between the ages of 10 and 15 girls take their first decisions in favour of (or against) gender-typical career choices and life planning. Many girls in the older age group, who have gender-atypical interests and abilities, ultimately opted for a typically female profession when taking their first step up the career ladder.

### *Keywords*

concepts of life, self-concepts, aspiration, girls

## 1 Einleitung

Mädchen sind seit einigen Jahren in den Schulen erfolgreicher als ihre männlichen Mitschüler und an den Universitäten sind sie bereits in der Überzahl (Ow/Husfeldt 2011). In Bezug auf die Verteilung von Führungspositionen und die Aufteilung von bezahlter

und unbezahlter Arbeit hat sich in den letzten Jahren jedoch nichts Grundlegendes verändert (BFS 2013). Der Arbeitsmarkt in der Schweiz ist im europäischen Vergleich nach wie vor stark horizontal und vertikal segregiert, und sowohl die Ausbildungs- als auch die Berufsbiografien verlaufen besonders ausgeprägt in geschlechtstypischen Bahnen (Kriesi/Buchmann/Sacchi 2010; Maihofer 2013; Gianettoni et al. 2015). Dieser Befund zeigt sich beispielsweise auch in Deutschland, wo sich über die Hälfte der weiblichen Auszubildenden in nur zehn Ausbildungsberufen finden (BMBF 2008: 115). Im Jahr 2015 waren fast 75 Prozent aller Ausbildungsanfängerinnen in nur 25 Berufen vertreten, während bei den jungen Männern knapp 62 Prozent auf die 25 am häufigsten gewählten Berufe entfielen (BMBF 2015: 33). Damit weisen junge Frauen ein deutlich engeres Berufswahlspektrum auf als junge Männer. Weibliche Berufsverläufe zeichnen sich zudem durch eine starke Doppelorientierung an Beruf und Familie aus. Nach der Geburt des ersten Kindes geben viele Eltern ihre persönlichen Ideale einer partnerschaftlichen Erziehungsarbeit zugunsten einer traditionellen, an Geschlechtsstereotypen orientierten Rollenteilung auf (Maihofer 2013; Gianettoni et al. 2015).

Ausgangspunkt für die Studie war die empirische Tatsache, dass Mädchen zwar heute in der Schule meist erfolgreicher sind als Jungen, sie jedoch ihre Bildungserfolge im Berufsleben oft nicht adäquat umsetzen können. Weibliche Biografien verlaufen nach wie vor häufig in geschlechtstypischen Bahnen: Junge Frauen wählen mehrheitlich geschlechtstypische Berufe und steigen ganz oder teilweise aus dem Berufsleben aus, sobald sie Kinder bekommen (Ow/Husfeldt 2011; Maihofer 2013; Bundesamt für Statistik (BFS) 2013). In der Forschung wurden bisher verschiedene Einflussfaktoren auf Lebens- und Selbstkonzepte von Mädchen untersucht: Schule, Eltern, Peergroups, gesellschaftliche Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder die Kultur eines Landes (zusammenfassend Schwiter et al. 2011). Trotz dieser Untersuchungen können jedoch keine ausreichenden Erklärungen dafür gefunden werden, warum geschlechtstypische Verhaltensweisen und Rollenvorstellungen von Mädchen und jungen Frauen trotz guter Bildungserfolge weiterhin so resistent sind und weibliche Biografien nach wie vor so stark in geschlechtsspezifischen Bahnen verlaufen.

Die Untersuchung geht der Frage nach, wann sich im Laufe des Heranwachsens bei Mädchen eine „Engführung des Blicks“ (Maihofer/Schwiter/Wehner 2012: 5) in Bezug auf die Berufswahl ausbildet und ob die Pubertät hierfür eine wesentliche Rolle spielt. Durch den Vergleich dreier Altersgruppen können Hinweise darauf gewonnen werden, wann im Laufe des Aufwachsens geschlechtstypische Vorstellungen entstehen bzw. sich verfestigen. Ausgehend von der Hypothese, dass die Pubertät eine einschneidende Lebensphase darstellt, in der es bei jungen Menschen zu einer großen Verunsicherung und Neuorientierung kommt (Flaake 2011), wurden die Phasen vor, während und gegen Ende der Pubertät ausgewählt, um herauszufinden, ob Mädchen verschiedener Altersstufen unterschiedliche Lebens- und Selbstkonzepte im Hinblick auf geschlechtstypische Verhaltens- und Rollenvorstellungen haben bzw. wann hierbei Veränderungen stattfinden.

## 2 Forschungsstand

Verschiedene Studien mit unterschiedlichen konzeptionellen Zugängen versuchen, individuelle und strukturelle Zusammenhänge in Bezug auf die Berufs- und Studienwahl aufzudecken (u. a. Abraham/Arpagaus 2008; Lemmermöhle 2006; Bacher/Beham/Lachmayr 2008; Herzog et al. 2006; Gildemeister/Robert 2008). Die Erklärungsansätze zu geschlechtersegregierten Ausbildungs- und Berufsverläufen fokussieren folgende Thematiken: individuelle Präferenzen, institutionelle Mechanismen und Geschlechternormen bzw. Geschlechterstereotype (zusammenfassend Schwiter et al. 2011). Daneben finden sich auch psychologische Erklärungsansätze (Abele 2013), in denen vor allem die Ausprägung des Selbstwertgefühls und Selbstkonzeptes untersucht wird. Untersuchungen zu diesen Themen kommen häufig zu dem Ergebnis, dass der Berufserfolg von Frauen entscheidend von einem positiven Selbstkonzept und von hohen Karrierezielen abhängig ist.

In letzter Zeit gelangt auch der Einfluss der Eltern immer mehr ins Blickfeld der Forschung (OECD 2015; Buchmann/Kriesi 2012). Die Rolle der Eltern in Bezug auf das Interesse von Mädchen an MINT-Fächern<sup>1</sup> nimmt dabei einen wichtigen Aspekt ein. Nur wenige Mütter und Väter können sich vorstellen, dass ihre Tochter einen Beruf im MINT-Bereich ausüben könnte. Die Vorbildfunktion der Eltern ist dabei ein entscheidender Faktor. Die Studie „Der Beitrag der Eltern zur ‚geschlechtsuntypischen‘ Berufs- und Studienwahl der Kinder“ der Fachhochschule Ostschweiz kam zu dem Ergebnis, dass vor allem die Väter eine hohe Relevanz für eine geschlechtsuntypische Berufswahl besitzen – sowohl bei den jungen Männern als auch bei den jungen Frauen. Ein weiteres Ergebnis der Studie war, dass gute Schulleistungen von jungen Frauen im MINT-Bereich häufig von ihnen selbst nicht als Indikator für ihre beruflichen Fähigkeiten wahrgenommen werden und somit nicht in ihren Berufswahlprozess einfließen (Graf/Stiehler/Bronner 2013). Auch die antizipierten Vorstellungen der eigenen Lebensführung und der Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben beeinflussen die Berufswahl von Mädchen entscheidend mit. Eine aktuelle Studie untersucht die Berufswünsche von Jugendlichen und zeigt auf, dass Mädchen sich auch deswegen so häufig für geschlechtstypische Berufe entscheiden, weil sie davon ausgehen, dass ihnen in diesen Berufen die spätere Vereinbarung von Beruf und Familie besser gelingen werde (Gianettoni et al. 2015).

Nach Bitzan und Daigler (2001) kommt es für Mädchen und junge Frauen heute zu einer Diskrepanz zwischen gesellschaftlichen Versprechen und der von ihnen erlebten Realität. Lebenschancen und Entwicklungsmöglichkeiten werden auf die Ebene des Subjekts verlagert, sodass alles als Ergebnis einer freien Wahl und der eigenen Entscheidung erscheint. Das gesellschaftliche Versprechen an die Mädchen lautet, dass durch individuelle Anstrengung alle Lebensziele erreichbar seien. Nach Winkler und Degele (2009) werde damit den Mädchen und jungen Frauen die Chance genommen, eigene Probleme offen zu benennen. Die jungen Frauen möchten ihr Leben in hohem Maß selbstbestimmt gestalten, orientieren sich jedoch in ihren Lebenskonzepten stark an den traditionellen Geschlechterrollen. Schwiter (2010) bestätigt diesen Befund und konstatiert, dass Mädchen ihre Verhaltensmuster und Zukunftspläne als freie und indivi-

---

1 Der Begriff MINT steht für die Bereiche Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik.

duelle Entscheidungen wahrnehmen. Sie sehen die künftige traditionelle Arbeitsteilung als selbst gewählt an und hinterfragen sie daher vielfach nicht.

### 3 Theoretische Rahmung

Als theoretische Rahmung wurden der Studie primär konstruktivistische Ansätze der Geschlechterforschung zugrunde gelegt (West/Zimmermann 1987), ergänzt durch Bourdieus Konzept des Geschlechterhabitus. Diese zeigen, dass die wahrgenommene Unterschiedlichkeit zwischen den Geschlechtern das Ergebnis von gesellschaftlichen Konstruktions- und Zuschreibungsprozessen ist und Geschlecht in alltäglichen Interaktionsprozessen stets neu ausgehandelt und abgesichert werden muss. Da die Einteilung in zwei Geschlechter in unserer Gesellschaft allgegenwärtig ist, bestimmt sie die Wahrnehmung, das Verhalten und auch das Handeln der Individuen. Männlichkeit und Weiblichkeit werden nicht als naturgegebene Tatsachen angesehen, sondern als durch soziale Prozesse „hergestellt“ (Gildemeister 2008a: 167). Nicht Ausprägungen von Geschlechtsunterschieden, sondern „Prozesse der Unterscheidung“ (Gildemeister 2008b: 141), also wie Geschlechtsunterschiede im alltäglichen Handeln produziert und gefestigt werden, rücken in den Mittelpunkt der Untersuchungen. Kerngedanke ist, dass es ein Geschlecht nicht einfach durch Körperlichkeit oder Sozialisation gibt, sondern dass die Geschlechtszugehörigkeit „beständig interaktiv hergestellt“ (Meissner 2008: 9) werden muss. Geschlecht kann nicht als Eigenschaft einer Person angesehen werden, sondern ist als aktives Hervorbringen, z. B. durch bestimmte Verhaltensweisen, zu verstehen (Meissner 2008).

Für die FHO-Studie „Partizipation und Lebensgestaltung von Mädchen in der Schweiz“ eignet sich der Habitusbegriff, da damit sowohl individuelle als auch strukturelle Aspekte miteinander in Beziehung gesetzt werden können. Ergänzend dazu ist das Doing-Gender-Konzept herangezogen worden, da dieses die Bedeutung der Interaktion bei der Konstruktion von Geschlecht aufgreift.

Grundlage des Geschlechtshabitus ist Bourdieus Konzept des Habitus. Der Habitus ist für ihn ein „Erzeugungsprinzip von Strategien, die es ermöglichen, unvorhergesehenen und fortwährend neuartigen Situationen entgegenzutreten“ (Bourdieu 1979: 165). Der Habitus ist abhängig von der jeweiligen sozialen Lage eines Menschen. Er ist ein „System verinnerlichter Muster, die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen – und nur diese“ (Bourdieu 1970: 143). Die soziale Lage wird nach Bourdieu durch die Ausprägung von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital bestimmt. Menschen aus derselben sozialen Lage nehmen Situationen ähnlich wahr, handeln ähnlich und haben einen ihrer sozialen Lage entsprechenden Habitus entwickelt. Dieser wirkt als „Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix“ (Bourdieu 1987: 169). Differenzierungen und Ungleichheiten werden damit immer wieder reproduziert. Nach Bourdieu wird der Habitus bereits in der Primärsozialisation erworben und manifestiert sich im Laufe des Lebens durch die unterschiedlichen Lebensstile (Bourdieu 1987). Die soziale Lage ist demnach vor allem eine Klassenlage und der Habitus demzufolge ein Klassenhabitus. Er lässt sich

jedoch auch zur Analyse anderer sozialer Lagen, wie z. B. des Geschlechts, heranziehen. Bourdieu selbst gibt dieser Herangehensweise vor allem in seinem Spätwerk *Die männliche Herrschaft* (2005) großen Raum. Darin modifiziert er sein Habituskonzept zu einem Geschlechtshabitus. Der Geschlechtshabitus wird als Zwang des Menschen verstanden, sich nach Geschlecht zu differenzieren. Um diese Differenzierung aufrechtzuhalten, ist permanente Arbeit notwendig. Bourdieu nennt dies „die kontinuierliche Differenzierungsarbeit, der die Männer und Frauen unaufhörlich unterworfen sind und die sie dazu bringt, sich zu unterscheiden, indem sie sich vermännlichen oder verweiblichen“ (Bourdieu 2005: 147). Um dem gerade vorherrschenden Geschlechterideal gerecht zu werden, müssen Männer und Frauen „alles, was die Zugehörigkeit zum anderen Geschlecht kennzeichnet [...] aus dem Bereich des Denkbaren und Machbaren ausschließen, damit dieses gesellschaftliche Artefakt, der männliche Mann oder die weibliche Frau, entsteht“ (Bourdieu 2005: 45). Bourdieu nennt einige Beispiele, worin sich Männlichkeit und Weiblichkeit unterscheiden. Frauen „existieren zuallererst für und durch die Blicke der anderen, d. h. als liebenswürdige, attraktive, verfügbare Objekte. Man erwartet von ihnen, dass sie [...] freundlich, sympathisch, aufmerksam, ergeben, diskret, zurückhaltend und unscheinbar sind“ (Bourdieu 2005: 117).

Trotz eines Wandels im Geschlechterverhältnis, z. B. in Form von verbesserten Zugangschancen zu Bildungseinrichtungen oder einer höheren Erwerbsbeteiligung von Frauen, zeigen sich nach Bourdieu weiterhin große Ungleichheiten in der Gesellschaft, vor allem in den Berufslaufbahnen (Bourdieu 2005: 157). Die Situation von Frauen folgt weiterhin einer „Logik des traditionellen Modells der Teilung von männlich und weiblich“ (Bourdieu 2005: 162). Männer beherrschen nach wie vor den öffentlichen Raum und besetzen die Machtpositionen, Frauen wird der private häusliche Raum zugewiesen oder sie sind in ähnlichen Bereichen, wie z. B. im Pflegebereich, tätig (Bourdieu 2005: 162). Die Ungleichheiten in den Berufslaufbahnen beginnen nach Bourdieu schon früh und lassen sich vor allem bei jungen Mädchen beobachten, denn

„durch die Erfahrungen einer geschlechtlich geregelten sozialen Ordnung und durch die expliziten Ordnungsrufe ihrer Eltern, Lehrer und Mitschüler, die selbst mit aus ähnlichen Erfahrungen der Welt erworbenen Prinzipien ausgestattet sind, inkorporieren die Mädchen in Form von Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata die Prinzipien der herrschenden Sichtweise“ (Bourdieu 2005: 165).

Die Mädchen finden diese soziale Ordnung meist normal und „natürlich“, lehnen Berufswege oder Laufbahnen ab, aus denen sie ausgeschlossen zu sein scheinen, und streben diejenigen an, für die sie scheinbar bestimmt sind. Geschlechtshabitus und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der Gesellschaft zementieren sich dadurch immer mehr (Bourdieu 2005: 165).

## 4 Empirische Untersuchung

Die FHO untersucht in ihrer Studie *Partizipation und Lebensgestaltung von Mädchen in der Schweiz*, wie Mädchen und junge Frauen sich selbst wahrnehmen und beschreiben, welche Interessen und Zukunftsvorstellungen sie haben und ob sich Unterschiede

zwischen verschiedenen Altersgruppen im Hinblick auf geschlechtstypische Rollenvorstellungen zeigen. Für die Studie wurden Interviews mit 78 Mädchen aus dem Raum Ostschweiz durchgeführt. Die leitfadengestützten qualitativen Interviews von je 26 Mädchen aus der 3., der 6., der 9. und teilweise 10. Klasse wurden deskriptiv im Sinne einer zusammenfassenden Inhaltsanalyse ausgewertet und die Ergebnisse entsprechend dem Phasenmodell zum Verhältnis qualitativer und quantitativer Analyse dargestellt (Mayring 2008). Die Begriffs- und Kategorienfindung erfolgte qualitativ, gefolgt von einer quantitativen Auswertung (deskriptiver Überblick) und schließlich einer qualitativen Interpretation mit Rückbezug der Ergebnisse auf die Theorie. Die Ergebnisse sind demnach nicht repräsentativ, zeigen aber interessante Tendenzen auf.

Die Leitfragen für die Interviews umfassen die Themenbereiche Interessen und Freizeitengagements, Selbsteinschätzung (Charaktereigenschaften, Stärken/Schwächen) und Zukunftsvorstellungen (Heirats- und Kinderwunsch, Berufswunsch, Vorstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf). Die Mädchen sind während der Schulzeit in den jeweiligen Schulen interviewt worden. Die Schulen wurden so ausgewählt, dass das Sample eine möglichst breite Durchmischung des sozio-ökonomischen Hintergrundes der Schülerinnen aufweist. Es handelt sich dabei um öffentliche Grund- und Oberstufenschulen, zwei Gymnasialklassen und ein 10. Schuljahr (Anschlusslösung an die obligatorische Schulzeit). Als Gatekeeper fungierten die entsprechenden Lehrpersonen.

## 5 Deskriptive Ergebnisse

Im Folgenden werden Ergebnisse aus den Bereichen Freizeitverhalten, Schulfächer, Selbsteinschätzung, Vorbilder, Berufswunsch und Familienmodell vorgestellt und die Resultate im Rückbezug auf die theoretische Rahmung diskutiert. Ein Schwerpunkt liegt auf geschlechtertypisierenden Vorstellungen und altersmäßigen Differenzen.

### 5.1 Freizeitaktivitäten

Auffallend ist bei den Ergebnissen, wie vielfältig die Freizeitaktivitäten der befragten Mädchen sind und wie stark sie darin eingebunden sind. Insbesondere Sport ist sehr verbreitet: Alle befragten Mädchen geben an, dass sie mindestens eine Sportart nur für sich, in einem Verein oder in einem Club ausüben. Die Mitgliedschaft in Sportvereinen oder Sportclubs ist zwischen den Altersgruppen nahezu gleich verteilt. Die gewählten Sportarten sind jedoch vielfach geschlechtstypisch. Die beliebteste Sportart ist das Tanzen, die zweitbeliebteste das Reiten. Geschlechtsuntypische Sportarten werden nur von wenigen Mädchen ausgeübt, und wenn, dann ausschließlich von den jüngeren: Während Fußball von den 12-jährigen Mädchen noch relativ häufig gespielt wird, nimmt dies bei den 16-Jährigen deutlich ab. Nur zwei der 9- und 12-jährigen Mädchen üben einen Kampfsport aus. Es zeigt sich, dass zwischen dem 13. und dem 16. Lebensjahr ein „Bruch“ stattfindet. Mit zunehmendem Alter wird geschlechtstypisches Verhalten im Bereich der Freizeitgestaltung relevant. Es wird also deutlich, dass die von Bourdieu (2005) beschriebene Differenzie-

rungsarbeit in dieser Alterskategorie verfestigt wird. Die entsprechenden Mechanismen sind vielfältig (Schwiter et al. 2011) und noch genau zu untersuchen.

Neben den sportlichen Aktivitäten nimmt bei knapp der Hälfte der befragten Mädchen das Spielen eines Musikinstruments bzw. das Singen einen hohen Stellenwert ein, wobei keine Unterschiede zwischen den Altersgruppen festzustellen sind. Auch der Bereich der Musik ist stark vergeschlechtlicht. Annette Kreuziger-Herr und Melanie Unselde zeigen in ihrem *Lexikon Musik und Gender* (2010), dass Mädchen und Jungen bereits in der Grundschule eine geschlechtsspezifische Wahl für ein Musikinstrument treffen. Während sich Mädchen für Blockflöte und später Tasteninstrumente interessieren, gilt beispielsweise das E-Gitarren- oder das Schlagzeugspielen als Männerdomäne. Geschlechterstereotype Vorstellungen, dass bestimmte Instrumente für Mädchen als eher unweiblich gelten, schwingen also nach wie vor mit. Anders verhält es sich mit dem Zeichnen, Malen und Basteln. Diese eher als weiblich geltenden Freizeitaktivitäten sind für ein knappes Drittel der Mädchen sehr wichtig. Sie dominieren bei den 9-Jährigen stärker als bei den älteren Mädchen. Dieses Ergebnis verdeutlicht, dass geschlechtsspezifische Verhaltensmuster bereits in frühester Kindheit eingeübt werden. Signifikante Andere wie Eltern und Lehrkräfte aus Kindergarten und Schule tragen erheblich dazu bei. Insbesondere in jungem Alter zeigt sich eine starke Orientierung an Lehrerinnen (Vorbildfunktion). Werden also im institutionalisierten Rahmen Vorstellungen von Weiblichkeit (hier im Zusammenhang mit Freizeitgestaltung, Musik und Zeichnen, Malen und Basteln) reproduziert, kann dies bereits als erste vergeschlechtlichte Weichenstellung verstanden werden (Huber/Bergman 2013).

Ungefähr ein Drittel der befragten Mädchen ist in einer Gruppe wie den Pfadfindern aktiv. Diese nicht geschlechtstypische Mitgliedschaft hat für viele Mädchen eine große Bedeutung, unabhängig von ihrem Alter.

„Also ich habe so verschiedene Hobbys. Ich gehe am Wochenende viel in die Pfadi, also am Samstag. Und dann gehe ich zweimal in der Woche ins Badminton und dann habe ich am Dienstag noch Saxophonstunde und gerade nachher anschließend noch Band.“ (Lisa<sup>2</sup>, 9. Klasse)

Diese Freizeitgestaltungen geben den Mädchen einerseits einen – von den Eltern erlaubten – Rahmen vor, andererseits können sie sich so Kompetenzen aneignen, die ihnen für das spätere Berufsleben dienlich sein können. Lisa beispielsweise ist Hilfsleiterin bei den Pfadfindern und lernt so, eine Gruppe zu führen. Wie die Ergebnisse von Huber und Bergman (2013) aufzeigen, findet – als weiterer positiver Effekt – durch den Einfluss der Peergroup oft eine weniger geschlechtsspezifische Berufswahl statt.

## 5.2 Schulfächer

Es zeigt sich, dass die MINT-Fächer bei Mädchen nicht sehr beliebt sind. Die meisten geben an, das Fach Mathematik nicht zu mögen. Lediglich zwei Mädchen der 10. Klasse nennen Physik resp. Chemie als ihr Lieblingsfach. Interessanterweise erfolgt die Einteilung der MINT-Fächer in die Kategorie „unbeliebt“ unabhängig von den Leistungen der Mädchen.

2 Die Namen der befragten Mädchen wurden anonymisiert.

„Also eigentlich bin ich gut in Mathematik, aber ich mag das nicht so, so anstrengende Rechnungen rechnen und so. Das ist nicht so meins.“ (Daria, 6. Klasse)

Die wenigen Mädchen, die sich für Mathematik interessieren und auch gute Schulnoten darin erbringen, kommentieren ihr Interesse im Sinne traditioneller gesellschaftlicher Geschlechterkonventionen, indem sie anfügen, ihr Interesse und ihre Leistungen seien schon etwas ungewöhnlich.

„Also ich mag Mathe, also das ist vielleicht ein bisschen komisch ...“. (Svenja, 5. Klasse)

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die befragten Mädchen nur ein geringes Interesse an den als für Frauen geschlechtsuntypisch geltenden MINT-Fächern zeigen und dieses Interesse im Laufe der Pubertät weiter abnimmt.

Eine starkes Interesse zeigen sie hingegen an sprachlichen Fächern: Über die Hälfte der 16-Jährigen gibt mindestens ein sprachliches Schulfach als Lieblingsfach an. Mit großem Abstand ist Englisch am beliebtesten, gefolgt von Französisch und Deutsch. Es wird damit eine Vorliebe für die weiblich konnotierten Schulfächer deutlich.

Die Fächer Bildnerisches Gestalten und Handarbeit haben vor allem für die jüngeren Mädchen eine große Bedeutung. Dieses Ergebnis deckt sich mit den genannten Freizeitaktivitäten der Mädchen. Auch dort waren Malen und Basteln für die jüngeren Mädchen wichtiger als für die älteren.

Diese Resultate könnten ein Hinweis darauf sein, dass Kompetenzen im Bereich Gestalten, Handarbeiten, Malen und Basteln mit zunehmendem Alter weniger mit der antizipierten Berufswahl zusammengebracht werden können und deshalb an Bedeutung verlieren. Das Factsheet (2013) der Fachstelle für Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Zürich zeigt, dass von den jungen Frauen am häufigsten Lehrverträge im Bereich Kauffrau abgeschlossen werden. Als Voraussetzungen dafür gelten Sprachgewandtheit, Zuverlässigkeit, Kontaktfreude und Organisationsfähigkeit. Unsere Ergebnisse zeigen, dass das Interesse an sprachlichen Fächern im Laufe der Pubertät bei den Mädchen zunimmt.

### 5.3 Selbsteinschätzung

Große Unterschiede zwischen den Altersgruppen zeigen sich in Bezug auf die Selbsteinschätzung: Der größte Teil der 9-jährigen Mädchen schätzt sich als stark, mutig und schlau ein.

„Schlau bin ich, ja, manchmal wenn ich zum Beispiel ein Blatt von Mathe habe, dann muss ich nicht mehr denken und dann schreibe ich es einfach auf.“ (Isabel, 3. Klasse)

Mit zunehmendem Alter wird eine deutliche Abnahme sichtbar. Bei der Eigenschaft „ehrgeizig“ ist die Tendenz umgekehrt: Während sich die meisten 16-Jährigen als ehrgeizig einschätzen, geben dies nur ein geringer Teil der 12-Jährigen und praktisch kein 9-jähriges Mädchen an.

Als ruhig schätzt sich jeweils ein Drittel der Mädchen ein, unabhängig von der Altersklasse. Hilfsbereitschaft ist bei den ältesten Mädchen die Eigenschaft, welche sie

sich selbst am häufigsten zuschreiben, von den 12-Jährigen ist es nur ein Drittel. Fleißig finden sich etwas über die Hälfte der 9-jährigen, drei Viertel der 12-jährigen und weniger als die Hälfte der 16-jährigen Mädchen. Als brav schätzen sich vor allem die 9- und 12-jährigen Mädchen ein (jeweils die Hälfte), bei den ältesten ist es dagegen weniger als ein Viertel. Die 16-Jährigen wurden auch zusätzlich direkt zu ihrer Selbstsicherheit befragt: Lediglich die Hälfte der Mädchen fühlt sich demnach selbstsicher.

„Ich weiß auch nicht. Also ich kann es schon irgendwie, aber meistens ist einfach die Blockierung von mir selber oder ich habe kein Selbstvertrauen. Ich habe auch Prüfungsangst gehabt lange Zeit. Also immer noch ein bisschen, aber es hat sich gebessert. Ich nehme Nachhilfeunterricht und so.“ (Lisa, 9. Klasse)

Zusammenfassend zeigt sich, dass als geschlechtsuntypisch geltende Eigenschaften wie stark, mutig oder schlau von den älteren Mädchen deutlich weniger häufig angegeben werden. Die Mädchen scheinen im Laufe des Heranwachsens mehr geschlechtstypische Eigenschaften in ihr Selbstbild zu übernehmen. Von den 16-Jährigen sieht sich nur die Hälfte als selbstsicher an. Diese Altersgruppe schreibt sich stattdessen vor allem Ehrgeiz deutlich stärker zu. Die Gründe dafür liegen möglicherweise darin, dass die älteren Mädchen bereits mit höheren Anforderungen in ihrem Alltag konfrontiert sind und mehr Leistungen erbringen müssen. Das klassische Bild des braven und ruhigen Mädchens scheint bei den interviewten Mädchen keine große Bedeutung mehr zu haben, das Bild des hilfsbereiten Mädchens jedoch durchaus: Diese Eigenschaft wies bei den 16-jährigen Mädchen den höchsten Wert auf. Das passt zu der Tatsache, dass sich viele junge Frauen für Berufe im Care-Bereich entscheiden (Factsheet 2013). In Berufen im Pflege- resp. Betreuungsbereich gilt Hilfsbereitschaft als wichtige Kompetenz.

## 5.4 Vorbilder

Gefragt nach allfälligen Vorbildern geben sehr viele Mädchen an, sich an Menschen aus dem Showbusiness oder dem Sport zu orientieren. Mehr als die Hälfte der 9- und 12-jährigen Mädchen bewundert eine berühmte Sängerin, Schauspielerin oder Sportlerin, bei den 16-jährigen ist es noch ein Drittel. Eine Figur aus einem Buch oder Film wird vor allem von den Jüngsten als Vorbild genannt, für die älteren Mädchen haben sie keine Bedeutung mehr. Familienmitglieder und Freundinnen/Freunde werden von ungefähr einem Drittel der 16-jährigen Mädchen bewundert.

Ab dem Alter von 12 Jahren verändern sich die Vorbilder stark: Während die jüngsten Mädchen noch fast ausschließlich Stars oder Figuren aus Büchern bewundern, sind es ab dem 12. Lebensjahr vermehrt Familienmitglieder, wie die Mütter und die Großmütter, wenn überhaupt Vorbilder existieren.

„Meine Großmutter ist mein Vorbild. Sie hat sechs Kinder auf die Welt gebracht. Und sie hat so viele Nerven für diese Kinder, also ich könnte das niemals haben. Wenn ich jetzt auch mal am Babysitten bin, auf zwei Kinder schon, meine Nerven sind am Boden irgendwie. Und sie ist immer so lieb und so. Ich habe noch nie gesehen, dass sie herumschreit oder mich anbrüllt.“ (Milena, 9. Klasse)

Insgesamt sind die genannten Vorbilder entweder auf das enge Umfeld der Mädchen (sogenannte signifikante Andere) oder auf die eher unerreichbare Sphäre der Stars aus Showbusiness oder Sport beschränkt. Zahlreiche Mädchen haben aber auch gar keine Vorbilder genannt.

## 5.5 Berufswünsche

Die große Mehrheit der Mädchen gibt an, einmal in den Bereichen Medien, Kunst oder Sprachen arbeiten zu wollen: Bei den 9-Jährigen und den 16-Jährigen ist es jeweils mehr als die Hälfte, bei den 12-jährigen ein Drittel. Die Mädchen träumen von Berufen wie SchauspielerIn, SängerIn, TänzerIn, (Mode-)DesignerIn, SchriftstellerIn oder (Innen-)ArchitektIn.

„Ja, entweder will ich Sängerin sein oder ich will Tänzerin sein oder ich will Coiffeuse sein“ (Chloe, 5. Klasse).

Mehr als ein Drittel der 12- und 16-jährigen Mädchen möchte als Beruf gern einmal „etwas mit Tieren“ machen, wie z. B. Reitlehrerin, Bäuerin, Tierpflegerin oder Tierärztin. An erster Stelle steht bei den 9-Jährigen Tierpflegerin und bei den 12-Jährigen Tierärztin. Für die 16-jährigen Mädchen gehört die Arbeit mit Tieren hingegen nicht mehr zu den beliebtesten Berufen.

Die MINT-Berufe haben nur für ältere Mädchen eine gewisse Bedeutung: Fast ein Fünftel der 16-jährigen Mädchen könnten sich demnach einen Beruf wie Informatikerin, Bauzeichnerin, Verpackungstechnologin oder Pilotin vorstellen. Von den 12-Jährigen nannte kein einziges Mädchen einen Beruf aus dem MINT-Bereich, von den 9-jährigen nur eines.

Im Gesundheitsbereich möchte nur ein 9-jähriges Mädchen arbeiten, bei den 16-Jährigen ist es ein Viertel. Genannt werden hier Berufe wie Krankenschwester und Arzthelferin, aber auch Ärztin und Psychologin. Auch Berufe im Bereich Büro und Verkauf haben für ein Fünftel aller Mädchen eine große Bedeutung. Der Gastronomiebereich und der handwerkliche Bereich spielen dagegen eine untergeordnete Rolle: Nur wenige der befragten Mädchen nannten Köchin, Konditorin, Bäckerin, Coiffeuse, Schneiderin, Gärtnerin oder Floristin als Berufswunsch. Von den 16-Jährigen werden zudem auch Berufe aus den Bereichen Polizei, Jura und Politik genannt. Wie der Vergleich zwischen den Altersgruppen zeigt, werden die gewählten Berufe im Laufe der Kindheit realistischer und spezifischer, sind jedoch vielfach in die Kategorie der geschlechtstypischen Berufe einzuordnen. Während die 9- und 12-jährigen Mädchen zu einem großen Teil noch „etwas mit Tieren“ resp. SchauspielerIn bzw. SängerIn werden möchten, interessieren sich die 16-jährigen hauptsächlich für Berufe aus dem künstlerischen, sprachlichen oder gesundheitlichen Bereich, aus den Bereichen Büro und Verkauf sowie Bildung und Soziales. Ein Fünftel der ältesten Mädchen möchten in einem MINT-Beruf arbeiten, für die 9- und 12-jährigen Mädchen haben diese Berufe (noch) gar keine Bedeutung. Es zeigt sich also, dass die meisten Mädchen zwar nach wie vor geschlechtsspezifische Vorstellungen bei ihrer Berufswahl haben, es aber auch zunehmend junge Frauen gibt, die sich von ihrem „Ehrgeiz“ leiten lassen und einen MINT-Beruf ergreifen wollen.

## 5.6 Vorstellungen über Familienmodelle

Für die Mehrheit der befragten Mädchen ist eine spätere Heirat ein klarer Wunsch, jedoch gibt es Unterschiede zwischen den Altersgruppen: Bei den Jüngsten sind es mehr als die Hälfte, bei den 12-Jährigen drei Viertel und bei den 16-jährigen sogar noch mehr. In allen drei Alterskategorien ist der Kinderwunsch sehr ausgeprägt.

Die Vorstellungen zum Thema Vereinbarkeit von Beruf- und Privatleben sind zwischen den drei Alterskategorien unterschiedlich. Während bei den 12-Jährigen nur wenige angeben, dass sie einige Jahre ganz aus dem Beruf aussteigen würden, wenn sie Kinder bekommen, sind es bei den 16-Jährigen schon über die Hälfte, während etwa ein Drittel angibt, wenigstens in Teilzeit weiter erwerbstätig sein zu wollen. Selbst einzelne Mädchen, die sich eine Führungsposition oder eine akademische Karriere vorstellen können, geben an, dass sie nach der Geburt eines Kindes ihre Berufspositionen teilweise oder sogar ganz aufgeben werden.

„Also ich denke, wenn die Kinder größer sind und so, vielleicht mal so einen Teiljob oder so, vielleicht nur halt einmal in der Woche ein bisschen“ (Lorena, 9. Klasse).

Während die jüngeren Mädchen noch eine größere Offenheit bezüglich ihrer Berufswünsche zeigen und dem Beruf eine hohe Bedeutung zuschreiben, entsprechen die Vorstellungen der älteren Mädchen stärker dem (modernisierten) traditionellen Rollenbild der Frau. Diese Tendenz zeigt sich auch bei den Ansichten über die Bedeutung von externer Kinderbetreuung. Die jüngeren Mädchen können sich noch gut vorstellen, ihre Kinder in einer Kinderkrippe betreuen zu lassen, für die älteren gilt das nicht mehr. Auch die Vorstellungen zur Rollenverteilung innerhalb der Partnerschaft nach der Familiengründung scheinen mit zunehmendem Alter traditioneller zu werden. Nur ganz wenige der älteren Mädchen geben an, sich eine partnerschaftliche Aufteilung der Familien- und Erwerbsarbeit zu wünschen.

## 6 Diskussion der Ergebnisse

Die vorliegenden Ergebnisse zeigen, dass sowohl das Doing-Gender-Konzept von West und Zimmermann (1987) als auch Bourdieus Geschlechtshabitus (2005) in den Verhaltensweisen, Wünschen und Einstellungen der Mädchen auch heute noch eine hohe Relevanz haben. Doing-Gender-Prozesse und der Geschlechtshabitus sind bereits bei den jüngsten Mädchen erkennbar, verstärken sich im Laufe der kindlichen Entwicklung jedoch immer mehr. Vor allem ab der Pubertät kommen diese Mechanismen immer deutlicher zum Vorschein und sind bei den 16-Jährigen stark ausgeprägt.

Bei vielen Mädchen sind die Freizeitaktivitäten stark an geschlechtstypischen Verhaltensweisen orientiert. Die meisten üben mindestens eine weiblich konnotierte Freizeitaktivität wie beispielsweise Tanzen oder Reiten aus, wobei sich hier Unterschiede beim sozio-ökonomischen Hintergrund zeigen. Reiten ist ein eher kostspieliges Hobby und wird daher hauptsächlich von Mädchen aus bessergestellten Familien ausgeübt, während Fußball stärker bei Mädchen aus weniger begüterten Familien bzw. bei Mädchen mit Migrationshintergrund eine wichtige Rolle spielt. Zudem zeigt sich, dass Mäd-

chen mit einem höheren sozio-ökonomischen Hintergrund auch oft sehr viele verschiedene Hobbys haben und damit ein recht volles Freizeitprogramm absolvieren (wie Sport treiben, ein Instrument spielen, tanzen). Einige der jüngeren Mädchen lassen sich (noch) weniger von den Geschlechterkonventionen beeinflussen und üben einen Kampfsport aus oder spielen regelmäßig und mit großem Eifer Fußball. Von den 16-Jährigen macht dies hingegen kein einziges Mädchen. Insbesondere anhand der Interviews mit den älteren Mädchen wird sichtbar, dass im Laufe des Aufwachsens eine stärkere Orientierung an Geschlechterrollen erfolgt. Der Geschlechtshabitus zeigt sich dort hauptsächlich in der Wahl der Freizeitaktivitäten, den Berufswünschen und den Vorstellungen zur Rollenaufteilung in einer antizipierten Familie.

Auch anhand der Lieblingsfächer wird der Geschlechterhabitus deutlich. Mathematik mögen die meisten Mädchen nicht. Mädchen mit guten Leistungen in dem Fach wollen das nur ungern zugeben und finden das selbst ungewöhnlich. Mathematik zu mögen, gilt als nicht „mädchentypisch“ und wird demzufolge auch nicht in die geschlechtlichen Darstellungsweisen übernommen. Die Mädchen versuchen, diesem Teil ihrer Persönlichkeit möglichst wenig Gewicht zu geben, um ihren weiblichen Geschlechtshabitus nach außen glaubhaft präsentieren zu können.

Die Wahl der Vorbilder gibt einen Anhaltspunkt dafür, dass sich Mädchen vor allem an Menschen orientieren, die ihrem Geschlechtshabitus entsprechen. Zahlreiche ältere Mädchen bewundern ihre Mütter und Großmütter, diese leben ihnen oft ein (modernisiertes) traditionelles Frauenbild vor. Einer Person des anderen Geschlechts oder Frauen aus einem frauenuntypischen Beruf nachzueifern, würde wohl einen Widerspruch zum eigenen Geschlechtshabitus bedeuten. Gerade hier könnte jedoch Potenzial für Veränderungen liegen, indem Mädchen schon möglichst früh und regelmäßig mit ganz unterschiedlichen Frauentypen und weiblichen Lebensentwürfen konfrontiert werden und damit eine Vielfalt erfahren, die auch für ihren eigenen Lebensentwurf prägend sein könnte.

Der Geschlechtshabitus zeigt sich besonders stark bei der Wahl der Berufe. Die meisten der befragten Mädchen geben an, einen als geschlechtstypisch geltenden Beruf wählen zu wollen, oft sogar unabhängig von ihren schulischen Leistungen. Diese werden häufig nicht zum Indikator für die eigene Berufswahl genommen. Schon bei den jüngsten Mädchen ist dies deutlich geworden. Obwohl einige Mathematik mögen, denkt keines dieser Mädchen über einen Beruf nach, in dem gute Mathematikkenntnisse erforderlich sind, wie etwa Ingenieurwesen oder Physik. Damit bestätigt sich auch der Befund einer Studie der Universität Basel, dass der „Selbstsortierungsmechanismus“ (Maihofer/Schwiter/Wehner 2012) in Bezug auf eine geschlechtstypische Berufswahl bereits in frühester Kindheit beginnt.

Eine Auffälligkeit ist in der vorliegenden Untersuchung in der Berufswahl der Ältesten festzustellen: Obwohl fast alle der 16-jährigen Mädchen die MINT-Fächer in der Schule nicht mögen, möchte ein Fünftel von ihnen einen Berufsweg einschlagen, für den gute MINT-Kenntnisse erforderlich sind. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass die diversen Maßnahmen der letzten Jahre zur Förderung des Interesses von Mädchen an MINT-Berufen – wie z. B. Schnuppertage für Mädchen – erste Erfolge bringen.

Bei den traditionell als typisch weiblich angesehenen Charaktereigenschaften scheinen sich Veränderungen abzuzeichnen: Das Bild des braven und ruhigen Mädchens ist nicht bei allen befragten Mädchen verbreitet. Lediglich ein Drittel der 9- bis 12-jährigen

bezeichnet sich als ruhig, als brav charakterisiert sich die Hälfte dieser Altersstufe. Viele Andere beschreiben sich als mutig und stark. Bei der Eigenschaft „hilfsbereit“ kommt hingegen ein traditionelles Frauenbild zum Vorschein: Fast alle der älteren Mädchen schätzen sich als hilfsbereit ein.

Die größte Anpassung an traditionelle Geschlechterrollen weisen die Mädchen bei den Vorstellungen zur späteren Familiengründung und der antizipierten Arbeitsteilung in der Partnerschaft auf. Vor allem viele der ältesten sehen für sich die traditionelle Frauenrolle in der Familie bereits als gesetzt. Für sie ist es selbstverständlich, dass sie (und nicht ihr künftiger Partner) für mehrere Jahre aus dem Beruf aussteigen, sobald sie Kinder bekommen. Auch eine berufliche Karriere und ein guter Lohn sind für die Mädchen zum Zeitpunkt der Befragung ganz unerheblich. Ein Ausbrechen aus diesem traditionellen Rollenverhalten wird von ihnen kaum in Betracht gezogen. Das in der Gesellschaft nach wie vor dominierende Partnerschaftsmodell (Mann: Vollzeit, Frau: Teilzeit) wird von den Mädchen als selbstverständlich wahrgenommen, andere Modelle werden kaum erwogen.

## 7 Fazit

Wie die inhaltsanalytische Untersuchung der Daten deutlich macht, zeigen sich einige bemerkenswerte Unterschiede im Hinblick auf Geschlechterstereotype zwischen den untersuchten Altersgruppen. Auch wenn es sich nicht um eine Panel-Studie handelt und somit keine Aussagen über die tatsächlichen Entscheidungen und die Entwicklung der einzelnen Mädchen über mehrere Jahre hinweg getroffen werden können, wird über den Vergleich der drei Kohorten deutlich, dass sich im Laufe des Aufwachsens etwas zu verändern scheint.

Insgesamt konnten in der Studie gewisse Veränderungen von eher offenen Lebens- und Selbstkonzepten bei den jüngeren Mädchen hin zu eher geschlechtstypischen Vorstellungen bei den 16-Jährigen festgestellt werden, die sich hauptsächlich bei der Berufswahl und der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit zeigen. Es ist somit anzunehmen, dass in dieser Phase die ersten Weichen für (oder auch gegen) eine geschlechtstypische Berufswahl und Lebensplanung gelegt werden und dass viele Mädchen, die durchaus andere Interessen und Fähigkeiten haben, sich letztlich für einen typischen Frauenberuf entscheiden.

Die Ergebnisse lassen erkennen, dass die Lebensvorstellungen der Mädchen im Laufe ihrer Entwicklung stärker durch geschlechtsspezifische Erwartungen und Zuschreibungen geprägt werden. Trotz vielfältiger Interessen und Fähigkeiten haben viele von ihnen spätestens gegen Ende der Pubertät ein Lebenskonzept entwickelt, das sich auf Ehe, die Hausfrauenrolle und Kinder konzentriert und dem Beruf und einem möglichst guten eigenen Einkommen (vorerst) eine eher geringere Bedeutung beimisst. Mehr als die Hälfte der 16-jährigen Mädchen plant bereits jetzt, bei der Familiengründung für einige Jahre ganz aus dem Beruf auszusteigen, die anderen können sich eine Teilzeitbeschäftigung vorstellen. Sie haben eine recht genaue Vorstellung von der Rollenaufteilung in ihrer späteren Partnerschaft, Themen wie eigener Lohn und eine eigene Karriere spielen dabei kaum eine Rolle. Häufig wird das Lebensmodell der Eltern als Vorbild für den eigenen Lebensentwurf genannt. Dies wird besonders dort deutlich, wo das Familieneinkommen

als eher hoch einzuschätzen ist und die Mütter selbst nicht erwerbstätig sind (berufliche Vorbildfunktion der Mutter). Mädchen aus weniger privilegierten Familien haben hingegen eher erfahren, dass Frauen zum Erwerbseinkommen der Familie beitragen müssen, auch wenn Kinder da sind. Sie denken daher eher an eine Teilzeitanstellung, wenn Kinder vorhanden sind. Stellvertretend hierfür ist die Aussage einer 16-Jährigen, die eine Lehre als Detailhandelsangestellte beginnen möchte und bereits davon träumt, einmal Filialleiterin zu werden. Aber selbst für sie scheint zum heutigen Zeitpunkt klar, dass sie diese Führungsposition als Mutter aufgeben müssen, da beides zusammen wohl nicht möglich sei. Für viele Mädchen verengt sich damit ihr vielfältiges Potenzial, das sie während ihrer Kindheit entwickelt haben, – zumindest in ihrer jetzigen Vorstellung – zunehmend auf den Lebensbereich der Familie, womit Aspekte wie eine Scheidung und das damit für Frauen oft verbundene Leben als Alleinerziehende mit entsprechenden ökonomischen Risiken vollständig außer Acht gelassen werden.

Es lässt sich also bei den älteren Mädchen eine stärkere Orientierung an traditionellen Geschlechterrollen und stereotypen Vorstellungen über Geschlechtsidentität beobachten. Sie trauen sich oft nicht zu, ihr hohes Potenzial, das sie aus der Schule mitbringen, in ihrem künftigen Beruf adäquat umzusetzen und bei der Berufswahl Geschlechtergrenzen zu überschreiten. Damit laufen sie Gefahr, dass sie kaum eine gefestigte Berufsidentität entwickeln können und – obwohl sie vielfach Bildungsgewinnerinnen sind – später zu Berufsverliererinnen werden. Dies bedeutet neben individuellen Kränkungen auch einen massiven volkswirtschaftlichen Verlust, da die Ausbildungskosten der jungen Frauen nur unzureichend durch Einzahlungen in das Steuer- und Sozialsystem amortisiert werden können und die Frauen später als Fachkräfte auf dem Arbeitsmarkt fehlen.

Mädchen erleben heute zwei gegenläufige Entwicklungen: Einerseits wird die Gleichstellung der Geschlechter in der Gesellschaft postuliert und ist rechtlich auch verankert, andererseits werden ihnen von unterschiedlichen Seiten nach wie vor geschlechtstypische und damit einengende Rollenerwartungen vermittelt. Viele Mädchen scheinen sich schon relativ früh daran zu orientieren, eine autonome Entfaltung der eigenen Persönlichkeit ist unter diesen Umständen schwer. Mädchen haben zahlreiche Fähigkeiten und Interessen, trauen sich aber mit zunehmendem Alter vielfach immer weniger, zu diesen zu stehen, vor allem wenn sie nicht den geschlechtstypischen Erwartungen entsprechen.

Dieser Befund macht deutlich, dass genderspezifische Aufklärungs- und Ermächtigungsmaßnahmen bereits in einem sehr frühen Alter nötig wären. Diese könnten dazu beitragen, dass Mädchen sich ihres Potenzials künftig stärker bewusst werden und es besser ausschöpfen können. Berufsorientierungsmaßnahmen setzen jedoch meist zu einem späteren Zeitpunkt an, kurz vor der Wahl einer weiterführenden Schule oder einer Lehrstelle. Zu diesem Zeitpunkt, so die Studienergebnisse, haben die Mädchen bereits ein Lebens- und Selbstkonzept entwickelt, das gegen äußere Einflussmöglichkeiten womöglich schon relativ resistent ist.

Durch den Vergleich der Lebens- und Selbstkonzepte von Mädchen aus den drei verschiedenen Altersgruppen konnten Anhaltspunkte dafür gefunden werden, wann möglicherweise bei Mädchen eine stärkere Orientierung an geschlechtstypische Zuschreibungen und Rollenvorstellungen anfängt und sich auf ihre Selbstwahrnehmung, ihre Vorlieben und ihre Zukunftspläne auswirkt. Offen geblieben ist hingegen beispielsweise, welcher Zusammenhang zwischen der Ressourcenausstattung der Mädchen

durch ihre Herkunftsfamilie und der Entwicklung von Selbstwirksamkeit besteht oder was jene wenigen Mädchen auszeichnet, die sich für einen eher männlich konnotierten Beruf wie Pilotin, Verpackungstechnologin oder Informatikerin entscheiden und sich partnerschaftliche Familienmodelle vorstellen.

In einem nächsten Schritt sollen deshalb durch vertiefte qualitative Auswertungen Kontrastierungen und Typologien entwickelt und mit den Herkunftsmilieus der Mädchen anhand der erhobenen soziodemografischen Daten in Bezug gesetzt werden. Eine erste Datenauswertung zeigt, dass in allen drei Alterskategorien diejenigen Mädchen, welche von Haus aus eine hohe Ressourcenausstattung mitbringen, eine höhere Selbstwirksamkeit aufweisen. Aufgrund von oftmals deutlich besseren schulischen Leistungen wird auch sichtbar, dass sich diese Mädchen selbstsicherer zeigen und ihre eigenen Kompetenzen besser einschätzen und verbalisieren können. Dennoch gelingt es ihnen nicht, modernisierte Konzepte zur Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben zu denken. Insbesondere zeigen sich deutliche Persistenzen und traditionelle Vorstellungen, wenn es um das Thema Kinder geht. Eine Abgrenzung von solchen Konzepten wird lediglich von denjenigen Mädchen vorgenommen, die sich auch in anderen Bereichen deutlich von der Mehrheit unterscheiden, sei es beispielsweise durch Äußerlichkeiten oder ihr Verhalten. Was genau ihnen diese Abgrenzung ermöglicht, wird weiter zu untersuchen sein und kann wichtige Hinweise darauf liefern, wo künftige Maßnahmen ansetzen müssen, um die Orientierung an traditionellen Geschlechterstereotypen bei jungen Frauen weiter zu reduzieren, neue Rollenbilder zu etablieren und schließlich zu einer echten Gleichstellung beizutragen.

## Literaturverzeichnis

- Abele, Andrea E. (2013). Berufserfolg von Frauen und Männern im Vergleich. Warum entwickelt sich die „Schere“ immer noch auseinander? *GENDER*, 5(3), 41–59.
- Abraham, Martin & Arpagaus, Jürg (2008). Wettbewerb, soziales Umfeld oder gezielte Lebensplanung? Determinanten der horizontalen Geschlechtersegregation auf dem Lehrstellenmarkt. *Soziale Welt*, (3), 205–225. <http://dx.doi.org/10.5771/0038-6073-2008-3-205>
- Bacher, Johann; Beham, Martina & Lachmayr, Norbert (2008). *Geschlechterunterschiede in der Bildungswahl*. Wiesbaden: VS Verlag. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91129-8>
- Bitzan, Maria & Daigler, Claudia (2001). *Eigensinn und Einmischung. Einführung in Grundlagen und Perspektiven parteilicher Mädchenarbeit*. Weinheim, München: Juventa.
- Bourdieu, Pierre (1970). *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1987). *Sozialer Sinn*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1995). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Buchmann, Marliss & Kriesi, Irene (2012). Geschlechtstypische Berufswahl: Begabungszuschreibungen, Aspirationen und Institutionen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, (52), 256–280. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-00120-9\\_11](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-00120-9_11)
- Bundesamt für Statistik (BFS) (2013). *SAKE 2012 in Kürze*. Schweizerische Arbeitserhebung. Neuchâtel. Zugriff am 23. August 2016 unter [www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/03/22/publ.Document.170460.pdf](http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/03/22/publ.Document.170460.pdf).

- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (Hrsg.). (2008). *Berufsbildungsbericht 2008*. Bielefeld.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (Hrsg.). (2015). *Berufsbildungsbericht 2016*. Bielefeld. Zugriff am 23. August 2016 unter [https://www.bibb.de/dokumente/pdf/bibb\\_datenreport\\_2015.pdf](https://www.bibb.de/dokumente/pdf/bibb_datenreport_2015.pdf).
- Factsheet (2013). *Die beliebtesten Berufe von Mädchen und Jungen*. Kanton Zürich 2013. Zürich: Fachstelle für Gleichstellung von Frau und Mann. Zugriff am 23. August 2016 unter [www.ffg.zh.ch/internet/justiz\\_innere/ffg/de/bildung/projekte\\_veroeffentlichungen/nationaler\\_zukunftstag/\\_jcr\\_content/contentPar/downloadlist/downloaditems/factsheet\\_die\\_belieb\\_spoiler.download.1383752797042.pdf/FFG+2013+Factsheet+Die+beliebtesten+Berufe+von+n+M%C3%A4dchen+und+Jungen+2012.pdf](http://www.ffg.zh.ch/internet/justiz_innere/ffg/de/bildung/projekte_veroeffentlichungen/nationaler_zukunftstag/_jcr_content/contentPar/downloadlist/downloaditems/factsheet_die_belieb_spoiler.download.1383752797042.pdf/FFG+2013+Factsheet+Die+beliebtesten+Berufe+von+n+M%C3%A4dchen+und+Jungen+2012.pdf).
- Flaake, Karin (2011). Pubertät, Biologie und Kultur: Erfahrungen körperlicher Veränderungen. In Katharina Liebsch (Hrsg.), *Jugendsoziologie. Über adoleszente Teenager und neue Generationen* (S. 135–152). München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Gianettoni, Lavinia; Arruda Carvalho, Carolina; Gauthier, Jaques-Antoine; Gross, Dinah & Joye, Dominique (2015). Berufswünsche der Jugendlichen in der Schweiz. Stereotype Rollenbilder und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. *Social Change in Switzerland*, (3). Zugriff am 23. August 2016 unter [www.socialchangeswitzerland.ch/?p=651](http://www.socialchangeswitzerland.ch/?p=651).
- Gildemeister, Regine (2008a). Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender“. In Sylvia Marlene Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 167–198). Wiesbaden: VS Verlag. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90831-1\\_6](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90831-1_6)
- Gildemeister, Regine (2008b). Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Genderforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (2., erweiterte und aktualisierte Aufl., S. 137–145). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Gildemeister, Regine & Robert, Günther (2008). *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Graf, Ursula; Stiehler, Steve & Bronner, Kerstin (2013). *FHO-Berufswahlstudie. Der Beitrag der Eltern zur ‚geschlechtsuntypischen‘ Berufs- und Studienwahl der Kinder im Hinblick auf ihre Praxis der Vereinbarkeit von Familie und Beruf*. St. Gallen (BBT/SBFI Projekt Nr. 206/11).
- Herzog, Walter; Neuenschwander, Markus P. & Wannack, Evelyne (2006). *Berufswahlprozess. Wie sich Jugendliche auf ihren Beruf vorbereiten*. Bern: Haupt.
- Huber, Evéline & Bergman, Manfred Max (2013). Zwischen Wunsch und Realität: Ausbildungs- und Berufsverläufe von jungen Frauen. *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften*, 35(1), 181–199.
- Kreutziger-Herr, Annette & Unseld, Melanie (Hrsg.). (2010). *Lexikon Musik und Gender*. Stuttgart: Metzler.
- Kriesi, Irene; Buchmann, Marlis & Sacchi, Stefan (2010). Variation in job opportunities for men and women in the Swiss labor market (1962–1989). *Research in Social Stratification and Mobility*, (28), 309–323. <http://dx.doi.org/10.1016/j.rssm.2010.03.002>
- Lemmermöhle, Doris (2006). *Passagen und Passantinnen – biographisches Lernen junger Frauen. Eine Längsschnittstudie*. Münster: Waxmann.
- Maihofer, Andrea (2013). *Kontinuität und Wandel von Geschlechterungleichheiten in den Ausbildungs- und Berufsverläufen junger Erwachsener in der Schweiz*. Bericht NFP60-Projekt. Zugriff am 23. August 2016 unter [www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/nfp60\\_projekte\\_maihofer\\_zusammenfassung\\_projektergebnisse\\_kurz.pdf](http://www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/nfp60_projekte_maihofer_zusammenfassung_projektergebnisse_kurz.pdf).
- Maihofer, Andrea; Schwiter, Karin & Wehner, Nina (2012). Subtile Mechanismen beeinflussen die Berufswahl. *Panorama*, (5), 22–23. Zugriff am 22. August 2016 unter [www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/nfp60\\_maihofer\\_pub\\_panorama.pdf](http://www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/nfp60_maihofer_pub_panorama.pdf).
- Mayring, Philipp (2008). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim, Basel: Beltz.

- Meissner, Hanna (2008). *Die soziale Konstruktion von Geschlecht – Erkenntnisperspektiven und gesellschaftstheoretische Fragen*. Zugriff am 23. August 2016 unter [www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz\\_eth/Geschlecht\\_als\\_Kategorie/Die\\_soziale\\_Konstruktion\\_von\\_Geschlecht\\_\\_Erkenntnisperspektiven\\_und\\_gesellschaftstheoretische\\_Fragen/index.html](http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_soziale_Konstruktion_von_Geschlecht__Erkenntnisperspektiven_und_gesellschaftstheoretische_Fragen/index.html).
- Murphy, Emily & Oesch, Daniel (2015). *The feminization of occupations and change in wages: a panel analysis of Britain, Germany and Switzerland* (SOEP Papers on Multidisciplinary Panel Data Research). Berlin.
- OECD (2015). *The ABC of Gender Equality in Education: Attitude, Behaviour, Confidence*. Zugriff am 23. August 2016 unter [www.keepeek.com/Digital-Asset-Management/oecd/education/the-abc-of-gender-equality-in-education/executive-summary\\_9789264229945-2-en#page1](http://www.keepeek.com/Digital-Asset-Management/oecd/education/the-abc-of-gender-equality-in-education/executive-summary_9789264229945-2-en#page1). <http://dx.doi.org/10.1787/9789264229945-en>
- Ow, Anna von & Husfeldt, Vera (2011). *Geschlechterdifferenzen und schulische Leistungen. Eine Übersicht zum Forschungsstand*. Institut Forschung und Entwicklung im Auftrag der Stabsstelle Gleichstellung der PH FHNW. Aarau.
- Schwiter, Karin (2010). *Lebensentwürfe. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität und Geschlechternormen*. Frankfurt/Main: Campus.
- Schwiter, Karin; Wehner, Nina; Maihofer Andrea & Huber, Evéline (2011). Zur Hartnäckigkeit geschlechtssegregierter Ausbildungs- und Berufsverläufe. Konzeptionelle Überlegungen zu einer empirischen Untersuchung. *Femina Politica*, (2), 20–32.
- West, Candice & Zimmermann, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, (1), 125–151. <http://dx.doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Wetterer, Angelika (2008). Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 126–136). Wiesbaden: VS Verlag. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0\\_16](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_16)
- Winkler, Gabriele & Degele, Nina (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839411490>

## Zu den Personen

*Gabriella Schmid*, Professorin an der Fachhochschule St. Gallen, seit 2013 Leiterin des Instituts Gender und Diversity der Fachhochschule Ostschweiz. Arbeitsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechterforschung, Gewalt und soziale Ungleichheit im Geschlechterverhältnis, Kinderschutz, Beratungsmethodik, Konfliktmanagement.

Kontakt: FHS Fachhochschule St. Gallen, Rosenbergstrasse 59, 9001 St. Gallen, Schweiz

E-Mail: [gabriella.schmid@fhsg.ch](mailto:gabriella.schmid@fhsg.ch)

*Felicia Schlegel*. Arbeitsschwerpunkte: geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, Familienpolitik, Gender in der Schule, Lebensgestaltung von Mädchen und jungen Frauen.

Kontakt: Gartenweg 7, 4143 Dornach, Schweiz

E-Mail: [felicia.schlegel@posteo.de](mailto:felicia.schlegel@posteo.de)

*Evéline Huber*, Dr., Geschäftsleitung von Weitblick-Consulting. Arbeitsschwerpunkte: Alter, Schönheit, Partizipation, Lebensgestaltung von Jugendlichen, Konfliktmanagement/Mediation, Organisationsentwicklung und Change Leadership.

Kontakt: Weitblick-Consulting, Bubikerstrasse 25, 8645 Jona, Schweiz

E-Mail: [e.huber@weitblick-consulting.ch](mailto:e.huber@weitblick-consulting.ch)

## Relevanzsetzungen von Geschlecht in der Kindertageseinrichtung – theoretische und empirische Perspektiven

### Zusammenfassung

In frühpädagogischen Debatten wird Geschlecht in der Regel als Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen thematisiert. Eine Perspektive auf Geschlechterdifferenz lässt sich beispielsweise für Studien und die elementarpädagogischen Bildungspläne nachzeichnen. Angenommene Differenzen bilden somit die Ausgangsfolie, an die normative Setzungen von dem, wie Geschlecht verhandelt werden sollte, anknüpfen, ohne dass zugrunde gelegte Vorannahmen fundiert werden. Welche Relevanzen die Akteur\_innen in Kindertageseinrichtungen *selbst* mit Geschlecht verbinden, ist hingegen kaum erforscht. Hierzu wird eine qualitativ-rekonstruktive Studie zu *doing gender* in einer Kindertageseinrichtung vorgestellt, die Fachkräfte, Kinder und Eltern mittels teilnehmender Beobachtung ethnographisch untersucht hat. Auf der Basis empirischer Ergebnisse zu Geschlechterkonstruktionen von Kindern und Fachkräften, die vermeintlich geschlechterneutral agieren, werden Leerstellen frühpädagogischer Geschlechterdebatten aufgezeigt.

#### *Schlüsselwörter*

doing gender, Kindertageseinrichtung, Geschlechtergerechtigkeit, Vorabmarkierungen

### Summary

The relevance of gender in child day care facilities – theoretical and empirical perspectives

In debates on early childhood education gender is often thematized as the differences between boys and girls. A perspective on gender differences can, for example, be found in empirical studies and elementary school curricula. Supposed differences thus build the foundation for the normative settings on how to discuss gender, without questioning the underlying presumptions. The relevance the actors in child day care facilities themselves attach to gender has so far hardly been investigated. This article presents a reconstructive study on doing gender in a child day care facility in which professionals, children and parents were surveyed by means of ethnographic participant observation. Based on empirical results on gender constructions of children and professionals who supposedly act in a gender-neutral manner, the gaps in early educational debates are discussed.

#### *Keywords*

doing gender, child day care facility, gender equality, pre-labelling

## 1 Hintergrund der Studie: zur Rolle von Geschlecht<sup>1</sup> in Kindertageseinrichtungen

Im Folgenden werden auf der Basis von Ergebnissen der qualitativ-rekonstruktiven Studie „Geschlechterdifferenzierung in der Kindertageseinrichtung“ Leerstellen frühpä-

1 Auch wenn Geschlecht als soziale Konstruktion fokussiert wird, wird bewusst nicht der Begriff *gender* verwendet, da diese Bezeichnungspraxis im Kontext der Begriffsgenese des vermeintlichen Gegensatzpaares *sex* und *gender* – wenn auch nur implizit – nach wie vor indirekt auf eine biologisch-ontologisch gedachte Existenz von *sex* verweist bzw. vielfach noch so rezipiert wird.

dagogischer<sup>2</sup> Geschlechterdebatten zur Diskussion gestellt. Die zentrale Forschungsfrage lautet: „Wie wird Geschlecht von den Akteur\_innen im Feld der Kindertageseinrichtung hergestellt und mit welchen Relevanzsetzungen wird Geschlecht im pädagogischen Alltag verknüpft?“

Dem Beitrag liegt die These zugrunde, dass entsprechende Leerstellen gerade dann entstehen, wenn Geschlecht immer schon inhaltlich markiert in den Blick genommen wird. In diesem Zusammenhang sind frühpädagogische Geschlechterdiskussionen sowohl in Wissenschaft als auch Fachpraxis normativ geprägte Räume, in denen implizite Verhandlungen darüber stattfinden, wie Geschlecht zum Thema wird und wie nicht. Ziel des Beitrags ist es daher, potenzielle Öffnungen des frühpädagogischen „Denkraumes“ sowohl im Hinblick auf wissenschaftliche und bildungspolitische als auch auf praxisorientierte Perspektiven auf Geschlecht anzuregen.

Als Folge einer verstärkten gesellschaftspolitischen Thematisierung der Gleichstellung der Geschlechter im Kontext von Gender Mainstreaming liegt der aktuelle Schwerpunkt frühpädagogischer Geschlechterdiskussionen auf der Frage, wie Geschlecht zum Thema werden *sollte*, und nicht, wie Geschlecht in der Fachpraxis vor Ort konkret zum Thema *wird* (vgl. Kubandt 2015). Der Status quo in Kindertageseinrichtungen wird dabei selten empirisch in den Blick genommen, sondern dient als antizipierte Ausgangsfolie, an die es im Sinne einer „Verbesserungspädagogik“ anzuknüpfen gilt. Das heißt, welche inhaltlichen Relevanzen die Akteur\_innen im Feld der Kindertageseinrichtungen *selbst* mit Geschlecht verbinden, ist wenig von wissenschaftlichem Interesse und bisher kaum erforscht. So sind „speziell im frühpädagogischen Bereich [...] die empirische Befundlage [...] lückenhaft und gesicherte Erkenntnisse“ (Kuger et al. 2011: 269) rar. Kuger et al. (2011) konkretisieren entsprechende Fallstricke:

„Im Zusammenhang mit mangelndem empirischen Wissen über die pädagogische Praxis vor Ort ist und bleibt die Frage unbeantwortet, wie sich ein – gut gemeintes – vermeintlich ‚geschlechtergerechtes‘ Verhalten der pädagogischen Fachkräfte zeigt und auswirkt bzw. ob es sich u. U. sogar als kontraproduktiv erweisen könnte, weil Unterschiede zwischen den Kindern nur noch mehr betont und nicht ausgeglichen, möglicherweise sogar ins Gegenteil verkehrt werden könnten“ (Kuger et al. 2011: 271).

Während frühpädagogische Forschungsarbeiten zu Geschlecht in Deutschland erst langsam zunehmen, gibt es im englischsprachigen Raum seit Jahrzehnten zahlreiche Studien (vgl. Rohrman 2009). Hierbei wird Geschlecht vor allem als ungleichheitsgenerierende Problemkategorie verwendet, d. h. als bereits von vornherein negativ markiert, und in der Regel als Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen thematisiert (vgl. bspw. Davies 1989; Blaise 2010). Indem die Autor\_innen jeweils gesellschaftlich-kulturelle Aspekte der Genese von Geschlechterdifferenz betonen, fokussieren die Studien laut eigener Aussage auf Geschlecht als soziale Kategorie, allerdings steht dabei häufig das Thema *Geschlechterdifferenz* im Zentrum. Während eine Perspektive auf Geschlechter-

2 Laut Tietze (2012) umfasst der Begriff „Frühpädagogik [...] alle pädagogischen Fragen vom Zeitpunkt der werdenden Elternschaft bis nach dem Eintritt des Kindes in die Grundschule (0–8). [...] Er bezieht sich auf die pädagogische Theoriebildung und Programmatik, die Qualifizierung von pädagogischem Fachpersonal und von Eltern und die pädagogische Gestaltung der sozialen und räumlichen-sächlichen Umwelt des Kindes“ (Tietze 2012: 435). Der Begriff verweist auf ein weitreichend pädagogisch ausgerichtetes Gegenstandsfeld, das nicht (allein) wissenschaftlich geprägt ist, sondern auch pädagogische Praxis jenseits von Wissenschaftlichkeitsansprüchen umfasst.

differenz bereits vom *Ergebnis* einer Differenz her argumentiert und damit teils stereotype Vorannahmen potenziell essentialisiert, nimmt eine Perspektive auf *doing gender* den *Prozess* und die soziale Konstruktion von Unterschieden in den Blick. Da frühpädagogisch bisher wissenschaftliche Perspektiven dominieren, die Geschlechterdifferenzen untersuchen, bedarf es folglich ergänzender empirischer Erkenntnisse darüber, wie Prozesse der Geschlechterdifferenzierung im Alltag von Kindertageseinrichtungen vollzogen werden. An dieser Stelle setzte die hier vorgestellte Studie zu *doing gender* von Fachkräften, Kindern und Eltern an.

Die methodologische Forschungsfolie bildete der auf Garfinkel (1967) zurückgehende und von West und Zimmerman (1987) etablierte ethnomethodologische Ansatz des *doing gender*. Die empirischen Daten basieren auf einer vierzehnmonatigen ethnographischen Untersuchung in einer niedersächsischen Kindertageseinrichtung, wobei der Alltag von Fachkräften, Kindern und Eltern teilnehmend beobachtet sowie in Beobachtungsprotokollen und Videos festgehalten wurde. Dem Prinzip der Offenheit folgend, wurden im Vorfeld keine spezifischen Situationen des Alltags ausgewählt. In Absprache mit den Fachkräften etablierte sich ein wöchentlicher Feldaufenthalt von bis zu drei Tagen im Umfang von jeweils zwei bis sechs Stunden. Zur Analyse der Daten erfolgte die Kodierung des Datenmaterials mit dem Ziel einer Kategorisierung in Anlehnung an die Grounded Theory nach Strauss und Corbin (1996) sowie die Erstellung von ausführlichen Sequenzanalysen (vgl. Kruse 2014). Ziel war es, einen empiriebasierten Einblick in die Komplexität, Varianz und Variabilität geschlechtlicher Praktiken aller Akteur\_innen(gruppen) in der Kindertageseinrichtung zu gewinnen. Des Weiteren erfolgte eine Auseinandersetzung mit aktuellen Diskursen der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung und mit nationalen sowie internationalen frühpädagogischen Studien zu Geschlecht, die im Hinblick auf Forschungstendenzen untersucht wurden. Zugleich wurden typische Themencluster herausgearbeitet. Außerdem wurde eine intensive Analyse der 16 elementarpädagogischen Bildungspläne sowie pädagogischer Praxisansätze zum Umgang mit Geschlecht in Kindertageseinrichtungen durchgeführt. Auch hier konnten typische Themencluster hinsichtlich inhaltlicher Relevanzsetzungen zu Geschlecht herausgearbeitet werden.<sup>3</sup>

## 2 Thematisierungskontexte von Geschlecht am Beispiel der Bildungspläne für den Elementarbereich

Seit der verbindlichen Einführung des Gender Mainstreaming ist die Kinder- und Jugendhilfe dazu aufgefordert, die Chancengleichheit der Geschlechter zu fördern. Anhand der elementarpädagogischen Bildungspläne<sup>4</sup> wird im Folgenden aufgezeigt, wie

3 Im Rahmen des Beitrags kann nur auf einzelne Geschlechterkonstruktionen von Kindern und Fachkräften sowie auf Thematisierungen von Geschlecht in den Bildungsplänen eingegangen werden.

4 Diskowski versteht Bildungspläne „als Sammelbegriff für normative Setzungen zur fachlichen Bestimmung der Kindertagesbetreuung in Deutschland“ und spricht von einem „Steuerungsinstrument“ der Kinder- und Jugendhilfe (Diskowski 2012: 174f.).

Geschlecht für Kindertageseinrichtungen in diesem Zusammenhang bildungspolitisch verhandelt wird.

Trotz inhaltlicher Unterschiede wird Geschlecht in nahezu allen Bildungsplänen thematisiert, was den Vorgaben des Gemeinsamen Rahmens der Länder für die frühe Bildung entspricht (vgl. Jugend- und Kultusministerkonferenz 2004). Demnach gilt es, „für eine ganzheitliche Förderung Aspekte zu beachten, die für alle Inhalte gleichermaßen von Bedeutung sind und den Charakter von Querschnittsaufgaben haben“, wozu auch eine „geschlechtsbewusste pädagogische Arbeit“ (Jugend- und Kultusministerkonferenz 2004: 4) zählt. So ist die Geschlechterthematik in sechs Bildungsplänen (Bayern, Hamburg, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz, Sachsen, Sachsen-Anhalt) als Querschnittsaufgabe der pädagogischen Arbeit benannt und geht jeweils mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten wie *geschlechtersensibel* (vgl. Baden-Württemberg, Bayern, Rheinland-Pfalz, Nordrhein-Westfalen, Sachsen), *genderbewusst* (vgl. Niedersachsen, Schleswig-Holstein), *geschlechterbewusst* (vgl. Sachsen, Hamburg, Nordrhein-Westfalen) oder *genderorientiert* (vgl. Schleswig-Holstein) einher. Geschlecht wird hierbei oftmals im Sinne von Unterschiedlichkeiten und Stärken auf der Ebene einzelner Geschlechter aufgegriffen, d. h., Geschlechterdifferenzen werden als gegeben vorausgesetzt. Im Sächsischen Bildungsplan (2011) heißt es beispielsweise, es sei wichtig, „dass Mädchen und Jungen soziale Gestaltungsspielräume zur Verfügung stehen, die ihnen eine aktive Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Geschlechtlichkeit ermöglichen und zulassen“ (Sächsisches Staatsministerium für Kultus 2011: 17). Diese Tendenz wird auch im Bayerischen Bildungs- und Erziehungsplan (2012) sichtbar, der zentrale „Bildungs- und Erziehungsziele“ für Kinder benennt: „Das andere Geschlecht als gleichwertig und gleichberechtigt anerkennen“ oder „Unterschiede zum anderen Geschlecht wahrnehmen und wertschätzen“ (Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen 2012: 122). Im Bildungsplan von Baden-Württemberg (2011) offenbart sich die Differenzperspektive in Form einer durchgängigen Verwendung der Begriffe „Mädchen“ und „Jungen“, die mit inhaltlichen Unterschieden verknüpft sind. Im Kontext von „Geschlechtssensibilität“ wird beispielsweise als Vorannahme konstatiert, dass Jungen und Mädchen unterschiedlich auf männliche und weibliche Fachkräfte reagieren:

„Mädchen und Jungen reagieren durchaus unterschiedlich auf weibliche und männliche Erziehungspersonen. Eine geschlechtersensible Erziehung und Bildung geht darauf bewusst ein“ (Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg 2011: 17).

Des Weiteren finden sich Formulierungen, die eine bereits erfolgte fachliche Berücksichtigung von Geschlecht suggerieren bzw. als geradezu selbstverständlich darlegen. So wird für Rheinland-Pfalz (2014) die „geschlechtssensible Pädagogik“ als „in der gesamten pädagogischen Arbeit mitgedacht“ (Ministerium für Bildung, Frauen und Jugend Rheinland-Pfalz 2014: 19) konstatiert. In Niedersachsen (2005) heißt es im Zusammenhang mit „Genderbewusstsein“ analog: „Jedes Kind erfährt auch in der Kindergruppe, dass Jungen und Mädchen alle Erfahrungsfelder in gleicher Weise offen stehen und dass eingrenzende Geschlechtsrollenmuster überwunden werden können“ (Niedersächsisches Ministerium 2005: 36).

Gerade der häufige Rekurs auf das Thema *Anerkennung von Verschiedenheit* markiert in den Bildungsplänen sowohl eine Differenzperspektive auf Geschlecht als auch

eine positive Konnotation der Bedeutung von Differenzen. Der übergreifenden Anerkennungssemantik steht innerhalb des Bayerischen Bildungs- und Erziehungsplans (2012) die Tendenz gegenüber, an manchen Stellen stereotype Vorstellungen von Geschlechtlichkeit zu formulieren, die es mithilfe fachlicher und struktureller Einflussnahme in frühpädagogischen Institutionen aufzulösen bzw. zumindest zu lenken gilt.<sup>5</sup> Gleichzeitig widerspricht ein solches Korrektiv der konstatierten Anerkennungssemantik, wenn es heißt, Unterschiede zwischen den Kindern seien prinzipiell anzuerkennen.

Neben einem Primat an Anerkennungssemantiken lassen sich auch explizite Negativmarkierungen rekonstruieren. So thematisiert beispielsweise der Hamburger Bildungsplan (2012) Geschlecht als eine Art potenzielle Problemkategorie:

„Das veränderte Verständnis von Inklusion als umfassendes Bildungskonzept gegen Ausgrenzung und Bildungsbenachteiligung und die gewachsene Aufmerksamkeit für ‚Exklusionsrisiken‘, von denen Kinder aufgrund des sozioökonomischen Status ihrer Familie, ihres ethnischen Hintergrundes, ihrer Hautfarbe, ihres Geschlechts, einer Behinderung bzw. Beeinträchtigung oder ihrer Familienkonstellation bereits in den ersten Lebensjahren betroffen sein können [...]“ (Freie und Hansestadt Hamburg 2012: 6).

Geschlecht wird hier zusammen mit weiteren Differenzlinien als Risikofaktor für Ausgrenzung und Bildungsbenachteiligung genannt. Sowohl im Kontext der Positiv- als auch der Negativmarkierungen werden Anforderungen an Fachkräfte formuliert, wobei vor allem die Fähigkeit zur *Selbstreflexion* als zentrales Mittel propagiert wird, um Geschlechtergerechtigkeit in Kindertageseinrichtungen zu realisieren (vgl. Kubandt 2015, 2016). Dabei sind die Anforderungen vielfach durch die Annahme gekennzeichnet, dass geschlechtliche Unterschiede als Normalfall angesehen werden und den Ausgangspunkt pädagogischer Einflussnahme bilden. Zusammengefasst lassen sich in den Bildungsplänen folgende Thematisierungskontexte rekonstruieren: Erstens erfolgt eine eindeutige Kontextualisierung der Geschlechterthematik hinsichtlich einer Verbesserung von Geschlechtergerechtigkeit. Zweitens sind sie vornehmlich durch eine Perspektive auf Unterschiede zwischen den Geschlechtern geprägt. Vor dieser normativen Folie offenbaren sich zum einen Tendenzen, Geschlecht als potenzielle Problemkategorie zu postulieren. Häufiger wird Geschlecht allerdings positiv markiert verhandelt, beispielsweise als anzuerkennende Differenzdimension, subsumiert unter dem Label individuelle und soziale Differenzen. Das heißt, Geschlecht wird in erster Linie unter normativ-präskriptiven Aspekten und in der Regel bereits inhaltlich vorabmarkiert in den Blick genommen. In diesem Zusammenhang konnten drittens deutliche Theorie- und Reflexionsdefizite nachgezeichnet werden, die sich beispielsweise darin zeigen, dass zugrunde gelegte Vorannahmen zu Geschlecht oftmals weder theoriebasiert hergeleitet noch begründet werden. So finden sich Behauptungen zu Geschlechterunterschieden, die gesetzt werden und als Basis für Empfehlungen dienen. Während die Fähigkeit der Selbstreflexion über geschlechtliche Vorannahmen als

5 So heißt es an einer Stelle: „In Gruppen mit erweiterter Altersmischung sind nicht immer genügend Spielpartner des bevorzugten Alters und Geschlechts vorhanden. Was auf den ersten Blick als Mangel erscheint, kann sich als Vorteil erweisen, da Jungen und Mädchen unter diesen Bedingungen ganz selbstverständlich ihr Handlungsspektrum und ihre Spielräume erweitern (z. B. indem ältere Jungen sich fürsorglich gegenüber den Jüngsten verhalten oder Mädchen in die Fußballmannschaft aufgenommen werden)“ (Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen 2012: 120).

wesentliche Voraussetzung für die Realisierung normativer Anforderungen in pädagogischer Praxis proklamiert wird, sind die normativen Sollens- und Zielvorstellungen keinem solchen Reflexionsprozess unterzogen worden. Folglich werden Reflexionen für die Ebene der pädagogischen Praxis gefordert, während die in den Bildungsplänen vertretenen Vorstellungen von Geschlecht dagegen nicht (mehr) hinterfragt werden und somit potenziell zu einer Essentialisierung von Geschlechterdifferenzen beitragen. Durch die bildungspolitische Forderung, Geschlecht sei eine zu berücksichtigende Querschnittsdimension des pädagogischen Alltags, wird zudem einerseits der Eindruck vermittelt, Geschlecht habe bildungspolitisch einen hohen Stellenwert. Andererseits geht damit viertens eine Marginalisierung der mit der Realisierung von Geschlechtergerechtigkeit verknüpften Herausforderungen einher. So erfolgt auf der Ebene normativer Vorgaben eine Vernachlässigung (erkenntnis)theoretischer Schwierigkeiten, die die Komplexität der Thematik Geschlecht im Hinblick auf deren praktische Würdigung im institutionellen Alltag größtenteils ausblendet und deren Bewältigung in die Praxis vor Ort verlegt. Welche Herausforderungen sich daraus für pädagogische Fachkräfte ergeben und was sinnvolle bildungspolitische Perspektiven wären, wird im weiteren Verlauf des Beitrags aufgezeigt.

### 3 Das ethnographische Vorgehen: der deskriptive Zugang zu Geschlecht in der Kindertageseinrichtung

Neben dem *doing gender*-Ansatz bot der empirische Konstruktivismus nach Knorr-Cetina (1989) den erkenntnistheoretischen Hintergrund der Studie. Dieser Zugang zeichnet sich durch eine Präferenz für die empirische Erschließung der angenommenen Konstruktionsprozesse aus und stellt die Frage nach dem „Wie“ der Konstruktionen in den Mittelpunkt (vgl. Knorr-Cetina 1989). In Abgrenzung zu den rekonstruierten Thematisierungskontexten von Geschlecht in den Bildungsplänen wurde folglich ein Zugang verfolgt, der im Sinne eines Kontingenztverständnisses nicht vorab bestimmt, wie und mit welchen inhaltlichen Dimensionen Geschlecht zum Thema wird. Die ethnographische Untersuchung fokussierte dementsprechend auf Prozesse der Geschlechter*differenzierung* als soziale Differenzierungspraktiken. In diesem Zusammenhang erfolgte eine Distanzierung von der gängigen Vorannahme der Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie<sup>6</sup>. Der zentrale Unterschied zwischen Differenz und Hierarchie entspricht im Luhmann'schen Sinne der Unterscheidung von Asymmetrie und Hierarchie (vgl. Luhmann 1995). Da „Asymmetrie grundsätzlich invertierbar“ ist, „Hierarchie hingegen nicht“ (Haag 2003: 121), ist jedes Differenzverhältnis potenziell austauschbar, ein Hierarchieverhältnis dagegen nicht. *Differenz* markiert Unterschiede somit horizon-

6 Die Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie geht davon aus, dass eine Klassifikation in männlich-weiblich immer mit Ungleichheit verknüpft ist, da die Unterscheidung der Geschlechter stets auf ein hierarchisches Geschlechterverhältnis verweist. Diese Vorannahme wird u. a. den Ansätzen von Garfinkel (1967) sowie West und Zimmerman (1987) zugeschrieben. Inwiefern dies jedoch den konstruktivistischen Grundannahmen des *doing gender*-Ansatzes widerspricht und auf Missverständnissen der Rezeption in der deutschsprachigen Geschlechterforschung beruht, wird in Kubandt (2016) diskutiert.

tal, *Hierarchie* definiert Unterschiede vertikal. Wie Geschlecht zum Thema wird, ist daher zunächst kontingent. Unterstellt man von vornherein inhaltliche Vorabmarkierungen zu Geschlecht, ist man tendenziell blind für situativ unterschiedliche Bedeutungsdimensionen von Geschlecht.<sup>7</sup> Zur Verdeutlichung der in der Studie eingenommenen deskriptiven Perspektive hinsichtlich einer inhaltlichen Kontingenz von Geschlechterkonstruktionen ist besonders ein in der Einrichtung häufig wiederholter Singsang *Jungs sind stark, Mädchen sind Salat* der Kinder aufschlussreich. Dieser Singsang wird von Kindern im Alter von 4;6<sup>8</sup> bis 5;3 bei einem Beobachtungstag über den ganzen Tag aufgegriffen und individuell modifiziert. Im Folgenden hierzu ein Auszug aus einem Beobachtungsprotokoll:

Timm ruft: „Jungs sind Salat, Mädchen sind Quark!“ [...] Timm ruft nun: „Jungs sind Quark, Mädchen Salat!“ Sophie steigt auf die kleine Holzbank und balanciert langsam auf dem Holzbrett. Timm ist aufgestanden, schaut ihr zu und sagt: „Das ist gefährlich!“ Sophie schiebt langsam einen Fuß vor den anderen und erwidert: „Ja!“ Lukas schiebt lächelnd das Holzbrett zur Seite, auf dem sie balanciert. Sophie hüpfert schnell auf die Holzbank und ruft: „Whoaw“, das Brett fällt runter in den Sand. Lukas geht derweil um das Holzgebilde herum und richtet erneut an Sophie den Singsang: „Jungs sind stark, Mädchen sind Quark!“ Sophie erwidert: „Jungs sind Salat, Mädchen sind Quark“, wendet sich dann ab und hängt sich wieder in ein Seil am Geländer. „Nix Besonderes“, sagt Lukas. Sophie ruft: „Jungs sind Quark. Mädchen sind Salat.“ „Hey cool, ein Sprungbrett“, höre ich Jannis hinter mir sagen, der auf dem Holztisch hoch und runter hüpfert und „dededede“ dabei singt.

Im obigen Auszug greift Lukas auf die hierarchisierende Formulierung „Jungs sind stark, Mädchen sind Quark!“ zurück, Sophie entgegnet mit der horizontal markierten Formulierung „Jungs sind Salat, Mädchen sind Quark“. Bei ihrer fast identischen Wiederholung verändert Sophie lediglich das Attribut, welches die Jungen charakterisiert und die ungleichheitsgenerierende Konnotation enthält: Aus dem positiv konnotierten „stark“ wird bei ihr das potenziell wertfreiere Wort „Salat“. So sind die Attribute *Salat* und *Quark* für Timm und Sophie bei der Verknüpfung mit *Jungs* und *Mädchen* untereinander austauschbar. Denn beide wechseln bei ihrem Singsang jeweils die Attribute. Das spricht dafür, dass diese Gegenüberstellung nicht mit unterschiedlichen spezifischen Qualitäten verbunden ist, sondern dass es hier um eine Differenzierung der Geschlechter im Sinne von Unterschiedlichkeit geht. Anders bei Lukas: Sieht man sich seinen Singsang über den ganzen Tag an, fällt auf, dass er als Einziger stets an der Zuschreibung „Jungs sind stark“ festhält und damit eine spezifische, positiv konnotierte Qualität des Jungenseins konstruiert. Bei der Beschreibung der Mädchen wechselt er hingegen wie Timm und Sophie mehrfach zwischen „Salat“ und „Quark“ (vgl. Kubandt 2016: 270ff.). Den austauschbaren Attributen der Mädchenkennzeichnung steht also Lukas' Festhalten an der Aussage „Jungs sind stark“ gegenüber. Deren inhaltlicher Gehalt ist somit der Einzige, der nicht umkehrbar ist. Demnach wären die Konstruktionen von Timm und Sophie im Sinne Luhmanns Asymmetrien, Lukas' wiederholte Konstruktion von „Jungs sind stark“ hingegen eine Hierarchisierung.

7 Durch die Gleichursprünglichkeitsannahme wird die Verknüpfung von Differenz und Hierarchie folglich zur gesetzten Vorannahme statt zum Untersuchungsgegenstand.

8 Es handelt sich hierbei um Altersangaben. Die Ziffer vor dem Semikolon gibt das Jahr an, die Ziffer dahinter den Monat. 4;6 steht somit für ein viereinhalbjähriges Kind.

In der Gegenüberstellung der Aussagen wird sichtbar, dass Geschlechterzuschreibungen zunächst inhaltlich kontingent sind. In der Studie wurde Geschlecht daher weder vorab negativ als Ungleichheit noch als eine von vornherein positiv konnotierte Querschnittsdimension bestimmt, die es pädagogisch zu berücksichtigen gilt. Stattdessen wurde mithilfe des *doing gender*-Ansatzes eine deskriptive Perspektive auf geschlechtliche Konstruktionsprozesse im pädagogischen Alltag eingenommen, die inhaltliche Markierungen der Feldakteur\_innen selbst zum Forschungsfokus machte.

#### 4 Ausgewählte Ergebnisse zu den Geschlechterkonstruktionen der Kinder und Fachkräfte

In diesem Abschnitt werden Auszüge der Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung in der Kindertageseinrichtung vorgestellt. Für die rekonstruierten Muster der kindlichen Geschlechterkonstruktionen gilt, dass Geschlecht von den Kindern häufig aktiv und/oder im Sinne einer Ressource eingebracht wurde. Die im Folgenden exemplarisch genannten Muster *Der flexible Gebrauch der Geschlechtsgruppenzugehörigkeit* und *Die vermeintliche Aufhebung der starren Geschlechterdichotomie* verweisen darauf. Das erstgenannte Muster steht für Geschlechterkonstruktionen, die dann zu beobachten waren, wenn spielerische oder echte Konflikte unter den Kindern auftraten. So kam es in Spielsituationen bei der Konstitution von gegnerischen Kindergruppen häufig zu Szenarien, in denen neu hinzukommende Kinder aufgefordert wurden, sich zu positionieren bzw. in eine der Gruppen zu integrieren. Hierbei wurde von den Kindern die geschlechtliche Opposition *Jungen/Mädchen* als Kennzeichnung der Gruppen eingeführt, zwischen denen es sich im Sinne von entweder/oder zu entscheiden galt. Während eine Auswahl nach dem Prinzip entweder/oder einen vermeintlichen Positionierungszwang beinhaltet, war dieser nicht zwangsläufig mit der individuellen Geschlechterkategorie verknüpft, denn *Junge-* oder *Mädchensein* war per se kein Kriterium für die Entscheidung der favorisierten Gruppenzugehörigkeit. Die hier exemplarisch genannte Frage von Lina (5;3) „*Linus und Maximilian, für wen seid ihr? Für uns, für die Mädels oder für die Jungs?*“ an zwei Jungen (4;6 und 4;3) ergäbe im Kontext des Fangspiels keinen Sinn, wenn Lina unterstellen würde, dass sich die Jungen zwangsläufig der Jungengruppe anschließen. Der Ergebnisoffenheit der Frage trägt die Antwort der beiden auch Rechnung, als sie sich „*Für die Mädels!*“ entscheiden und dann im weiteren Spielverlauf in der *Mädelsgruppe* gegen die *Jungen-*gruppe kämpfen. Es geht bei den Positionierungen für eine der Gruppen augenscheinlich nicht darum, nach vermeintlich eindeutigen individuellen Geschlechtszugehörigkeiten zu differenzieren. Stattdessen wird Geschlecht als übergeordnetes Label der Gruppen herangezogen und eine frei gewählte Zuordnung zu einer der Gruppen ist möglich.

Das zweite hier vorgestellte Muster, *Die vermeintliche Aufhebung der starren Geschlechterdichotomie*, d. h., die Kinder generieren vor der Folie von Zweigeschlechtlichkeit diverse kreative geschlechtliche „Zwischenformen“ (bspw. *Jungenjungen*, *Mädchenmädchen*, *Jungenfan/Mädchenfan*), zeigte sich in den unterschiedlichsten Varianten. Ein Mädchen konstruierte sich beispielsweise im Rahmen eines Fangspiels situativ als *Jungenmädchen* mit besonderen Rechten: Sie durfte nach eigener Aussage als

*Mädel im Jungsteam* nicht gefangen werden. Eine Verknüpfung der eigenen Identität als Mädchen mit der Affinität für ein Jungenkollektiv zeigte sich besonders bei Mia (5;2), die für sich mit der Bezeichnung *Jungenfan* einen Zwischenstatus proklamierte, der in der Einrichtung sowohl von den anderen Kindern als auch den Fachkräften anerkannt war. Hierzu ein Auszug aus einem Beobachtungsprotokoll:

Boris unterbricht sein wildes Getobe auf den Matten und sagt zu mir: „Mia ist ein Jungenfan!“ Mia nickt. Ich hake nach: „Ach ja? Was bedeutet das denn?“ Boris: „Weil sie mag Jungs!“ Ich entgegne: „Dann bin ich auch ein Jungenfan!“ Boris: „Nein! Das sagst du jetzt nur, weil es gerade gesagt wurde!“ Auch Mia sagt: „Nein, du bist kein Jungenfan!“ Ich frage zurück: „Wieso nicht? Ich mag auch Jungs!“ Mia sagt: „Du hast zu lange Haare!!“, und deutet auf meine Haare. Boris und Mia toben jetzt im Raum herum. Kurze Zeit später frage ich Mia, als sie wieder zu mir kommt: „Warum bist du denn ein Jungenfan?“ Mia erzählt: „Weil ich bin ein Junge!!“ Boris ruft in sein Toben vertieft: „Nein, sie ist ein Mädchen!!“ Ich frage: „Wieso?“, erhalte aber keine Antwort. Mia und Boris spielen jetzt Fangen und toben wild im Raum herum.

Sowohl als „Jungenfan“ als auch als „Mädchen“ oder „Junge“ gibt es offenbar Regeln bzw. Voraussetzungen, die es Individuen erlauben, eine entsprechende Zuordnung für sich zu beanspruchen oder nicht. Um diesen Spielraum von Regeln und Voraussetzungen geht es auch im Gespräch mit Boris und Mia, die diese jeweils unterschiedlich auslegen, weshalb es zur Kollision aufgrund von Boris' Widerspruch kommt. Mia beansprucht für sich, einen Einfluss sowohl auf die Formulierung der Bedingungen zu haben, die einen *Jungenfan* kennzeichnen, als auch den Status des *Jungenseins* für sich proklamieren zu können.

Die Starrheit der Dichotomie und die Zwangsläufigkeit, sich einem Geschlecht zuzuordnen, führen offenbar dazu, dass die Kinder kreative Zwischenformen generieren, die durch den Rekurs einerseits der Geschlechterdichotomie Tribut zollen, andererseits eine größere Flexibilität und Deutungsfreiheit erlauben.

Aufseiten der Fachkräfte wurde in der Studie hingegen die übergeordnete Kernkategorie *Die neutralen Fachkräfte* rekonstruiert, die der Fülle an diversen Mustern und Differenzierungspraktiken der Kinder gegenübersteht. Mit der Wahl des Begriffs *neutral* wird auf verschiedene Ebenen von Neutralität abgezielt. So nehmen die Fachkräfte die Rolle von Beobachter\_innen ein, die das Geschehen und die Kinder als Akteur\_innen im Alltag der Kindertageseinrichtung im Blick haben. Geschlecht wird nicht als ein gemeinsames Thema konstruiert, sondern als ein Thema der Kinder, das von den Fachkräften beobachtet und in Form von Anekdoten nachträglich kommentiert wird.

In diesem Zusammenhang wurde das Thema *Neutralität* auf der Ebene der Geschlechtszugehörigkeit der Fachkräfte selbst rekonstruiert. So war Geschlecht kein Thema, das von den Fachkräften mit ihrer eigenen Personengruppe verknüpft wurde. Das änderte sich allerdings, als der männliche Erzieher Tom kurzfristig als Vertretung in der Einrichtung arbeitete, denn daraufhin kam es wiederholt zu Begegnungen mit weiblichen Fachkräften, die in Toms Anwesenheit einen für mein Forschungsthema relevanten Aspekt sahen:

Später dürfen Sid, Jannis und Timm auf Toms Rücken bzw. Füßen „um die Welt reisen“. Die Krippenfachkraft Natascha, die jetzt raus in den Garten kommt und sieht, wie ich die Weltreise beobachte, sagt lachend zu mir, auf Tom deutend: „Oh, interessantes Thema für dich! Besser könnte es nicht sein!“

Offenbar dominiert das weibliche Geschlecht der Fachkräfte den Alltag in der Einrichtung so sehr, dass es in den Hintergrund tritt, weil es die geschlechtliche Normalitätsfolie darstellt. Daher wurde das weibliche Geschlecht der Fachkräfte als das *neutrale, unsichtbare* Geschlecht in der Kindertageseinrichtung rekonstruiert.

Darüber hinaus wurde eine vorgängige *geschlechterneutrale* Haltung herausgearbeitet, wodurch sich die Fachkräfte im Hinblick auf Geschlecht als eine neutralisierende Instanz konstruieren. So lautet ihr Credo wiederholt: „Wir behandeln alle gleich.“ Eine solche neutralisierende Haltung wird verstärkt in Tür-und-Angel-Gesprächen im Laufe der teilnehmenden Beobachtung deutlich:

Nachdem mich die Fachkraft Anna kurz nach meiner morgendlichen Ankunft in der Kita in einem Tür-und-Angel-Gespräch nach meinem Projekt gefragt hat und ich ihr erzähle, dass mich interessiert, wann und wie in der Kita Geschlecht bedeutsam wird, sagt die Fachkraft Anna: „Also ich behandle ja alle gleich!“

Hier erfolgt durch die Fachkraft eine klare Positionierung zur Thematik Geschlecht, die zunächst fachlich begründet scheint und auf einen bereits realisierten Ist-Zustand verweist. Die Betonung einer geschlechtsneutralen Haltung scheint besonders mir gegenüber als vermeintlicher Expertin zum Thema Geschlecht eine Art Legitimationsfolie zu sein. Denn die Aussage „Wir behandeln alle gleich“ wird von mehreren Fachkräften direkt an mich adressiert. Die Haltung verwundert nicht, da sie auf den Gemeinplatz Vermeidung von stereotypen bzw. stigmatisierenden Aussagen im Sinne von politischer Korrektheit bzw. sozialer Erwünschtheit verweist. Die Ergebnisse der Studie zeigen jedoch, wie die Überzeugung der Fachkräfte, vermeintlich nicht an Differenzierungsprozessen beteiligt zu sein, dazu führt, dass stereotype Zuschreibungen nicht (mehr) bewusst wahrgenommen und nicht reflektiert werden (können). An folgendem Beispiel zu einer Anziehsituation wurde dies in Kubandt (2015) ausgeführt:

In der Garderobe werden die Krippenkinder umgezogen. Ich helfe mit, ziehe nacheinander ein paar Kindern die Schuhe und Jacken an. Mathias (3;1) läuft mit einer Softshelljacke in der Hand umher, ich frage, ob ich ihm beim Anziehen helfen darf. Die Jacke sticht ins Auge, sie ist neonhellblau mit lila und pinken stilisierten Blüten und Kreisen darauf. Durch ihre Farbgebung und Musterung wirkt sie auf mich eher mädchenstypisch. Ich sage: „Schicke Jacke!“ und ziehe sie ihm an. Er sagt: „Ja, die hat meine Mama gekauft!“ [...] Die Fachkraft Steffie, die etwas weiter sitzt und ein paar andere Kinder anzieht, fragt: „Mathias, ist das deine Jacke?“ Er reagiert nicht, ich sage daher: „Ja, hat er mir gerade gesagt.“ Mathias bestätigt jetzt auch leise mit „Ja.“ Steffie bittet mich: „Kannst du mal hinten aufs Schild schauen, es würde mich wundern, wenn er so eine Jacke hätte.“ Ich sage: „Die hat seine Mutter für ihn gekauft“, schaue dennoch hinten im Inneren seiner Jacke auf das Schild, dort steht jedoch nichts. Steffie sagt: „Ok.“

Hier konfrontiert die Fachkraft einen Jungen mit ihren stereotypen Vorstellungen, weil sie offenbar nicht glauben kann, dass eine vermeintlich mädchenstypische Jacke tatsächlich ihm gehört. Dabei ist den Fachkräften häufig nicht bewusst, dass sie an der Konstruktion von Geschlechterstereotypen und Ungleichheit beteiligt sind. Hier kann man von einer weiteren Dimension von *Neutralität* sprechen, nämlich als ein vermeintliches *Nicht-Beteiligtsein* an Prozessen der Stereotypenbildung.

Hinsichtlich der konstatierten geschlechterneutralen Haltung der Fachkräfte in der untersuchten Einrichtung ist hervorzuheben, dass sich darin gesellschaftliche Verände-

rungstendenzen zur Relevanz von Geschlecht abbilden, die auch Diskussionen der Geschlechterforschung prägen. So gibt es Debatten zu der Frage, ob Geschlechterdifferenz nach wie vor eine zu berücksichtigende Leitdifferenz ist (vgl. u. a. Wetterer 2003) oder ob es verstärkt zu einer De-Institutionalisierung und/oder De-Thematisierung von Geschlechterdifferenz (vgl. u. a. Tacke 2008) kommt. Wetterer (2003) verweist in diesem Zusammenhang auf eine „Rhetorik der Gleichheit [...], hinter der ein Alltag verschwindet, der weiterhin durch Ungleichheiten geprägt ist“ (Wetterer 2003: 297), was letztlich zu einer De-Thematisierung von Geschlechterungleichheit führen kann. Als Ursache dafür, dass geschlechtliche Ungleichheiten insgesamt schwer zu thematisieren sind, argumentiert Tacke (2008) mit historisch-gesamtgesellschaftlichen Veränderungen, da hierdurch geschlechtliche Ungleichheiten zumindest auf der Ebene von gesellschaftlichen Strukturen weitgehend bzw. potenziell nicht mehr bestehen. Sie resümiert, dass deswegen „auch die geschlechtlich ‚neutralisierten‘ Primärsysteme der Gesellschaft nicht aus[schließen], dass es, sobald Personen bedeutsam werden, zu impliziten und stereotypen Aktualisierungen des Geschlechts kommt“ (Tacke 2008: 285). Ähnliches konstatiert Wetterer (2003), indem sie problematisiert, dass eine diskursive De-Thematisierung von geschlechtlichen Ungleichheiten den Blick für entsprechende Zuschreibungen in Interaktionen versperrt. Sie spricht hierbei von der „Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis“ bzw. der „Ohnmacht der Diskurse“. Demnach ist das Reden ein anderes geworden, „[n]ur an der Praxis hat sich wenig geändert“ (Wetterer 2003: 297f.).

Eine solche Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis zeigt sich auch im Kontext der vermeintlich geschlechterneutralen Haltung der Fachkräfte: So konstruieren sich diese als unbeteiligt, ohne zu reflektieren, dass sie Geschlechterdifferenz häufig als Interpretationsfolie auf den Alltag legen und dadurch Geschlecht reifizieren. Hierin begründet sich die These, dass eine eingenommene Haltung wie „Wir behandeln alle gleich“ analog zu der These von Wetterer dazu führen kann, dass eigene Stereotypisierungen und ungleichheitsgenerierende Momente nicht mehr in den Blick geraten.

## 5 Anregungen für fröhpädagogische Diskussionen zu Geschlecht

In der Studie wurde sowohl für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung und für Praxisansätze zur Realisierung von Geschlechtergerechtigkeit als auch für die Bildungspläne nachgezeichnet, dass eine Beschäftigung mit Geschlecht oftmals damit einhergeht, Geschlecht bereits auf der Ebene der Vorannahmen inhaltlich zu markieren und sich dabei in der Regel entweder für eine positive oder eine negative Markierung von Geschlecht zu positionieren (vgl. hierzu ausführlicher Kubandt 2016: 23ff.). Dieses Phänomen wurde in der Studie als *impliziter Positionierungsanspruch* bezeichnet, der sich ebenso wie eine Perspektive auf Geschlechterdifferenz zwangsläufig aus einem Fokus auf Geschlechtergerechtigkeit ergibt (vgl. Kubandt 2016: 287ff.). Ein solcher Appell kennzeichnet auch die Geschlechterkonstruktionen der Fachkräfte: Indem diese betonen, sie behandelten alle gleich, und damit entsprechend einem eher geschlechterneutralen Ansatz argumentieren, positionieren sie sich vor der Folie von Geschlechter-

gerechtigkeit ungefragt(!) für eine negative Markierung von Differenz im Sinne von Ungleichheit zwischen Jungen und Mädchen. In dieser Logik sind geschlechtliche Unterschiede aus Sicht der Fachkräfte fachlich zu neutralisieren bzw. zu marginalisieren. Die Rekonstruktionen zeigen allerdings auch, dass die Fachkräfte im Hinblick auf ihre proklamierte geschlechterneutrale Haltung in erster Linie nicht aus fachlicher oder persönlicher Überzeugung argumentieren. Denn trotz einer vermeintlich eindeutigen Position sind sie verunsichert, was einen angemessenen Umgang mit Geschlecht letztlich kennzeichnet. Das verdeutlicht zum Beispiel die von der Leiterin an mich gerichtete Frage, ob der Umgang der Fachkräfte mit Geschlecht in der Einrichtung aus meiner Sicht gut oder schlecht sei.

In diesem Zusammenhang wurde rekonstruiert, dass ein Positionierungsappell hinsichtlich der Kategorie Geschlecht unabhängig davon wirksam ist, ob die jeweilige Positionierung theoretisch, empirisch oder individuell begründet wird. Denn die Ergebnisse verweisen darauf, dass die Einnahme einer Position zunächst bedeutsamer ist als deren inhaltliche Begründung. Im Hinblick auf die Fachkräfte lässt sich zur Erklärung heranziehen, dass sie im Sinne eines vorausseilenden Gehorsams als Folge eines impliziten Positionierungsappells auf die vermeintlich unproblematischste Haltung des „Wir behandeln alle gleich“ zurückgreifen. Die Geschlechterkonstruktionen geben also darüber Aufschluss, wo Unsicherheiten seitens der Fachkräfte bestehen. So verweist ihre eher geschlechterneutrale Haltung beispielsweise indirekt auf die bildungspolitisch wenig diskutierten Fragen: Wann genau sind geschlechtliche Unterschiede problematisch, wann nicht? Und wann und vor allem wie sind sie anzuerkennen?

Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass eine fehlende wissenschaftliche Diskussion dieser grundsätzlichen Fragen sowie entsprechende Leerstellen auf der Ebene bildungspolitischer Vorgaben gegebenenfalls in eine durch Verunsicherung ausgelöste Ansicht von Fachkräften münden können, jeglicher Rekurs auf Geschlecht wäre bereits problematisch. Die Fachkräfte sind zumindest verunsichert, ob eine Differenzierung immer mit Ungleichheit einhergeht, wenn sie konstatieren, sie würden generell nicht unterscheiden, sondern alle gleich behandeln. Demnach sind die Fachkräfte bei der Realisierung von Geschlechtergerechtigkeit mit Schwierigkeiten konfrontiert, die ihren Ursprung nicht in der Praxis vor Ort haben, sondern auf der Ebene von (Erkenntnis-)Theorie und Vorannahmen zu Geschlecht angesiedelt sind. Werden entsprechende Herausforderungen nicht auch wissenschaftlich untersucht und bildungspolitisch diskutiert, wird einem von Betz (2012) und Kuhn (2013) konstatierten „Defizitdiskurs von ErzieherInnen“ (Kuhn 2013: 20) Vorschub geleistet, da den Fachkräften die alleinige Verantwortung für ein „Gelingen und Scheitern“ und die „Verwirklichung von Chancengleichheit“ zugeschrieben wird (Betz 2012: 129). So ist in den Bildungsplänen nicht ausreichend definiert, was im Kontext von Geschlecht konkret unter Ungleichheit und Vermeidung von Stereotypen zu verstehen ist und wie dem begegnet werden kann. Gerade wenn einerseits die Anerkennung von Unterschieden zum Ausgangspunkt der Forderungen wird, zugleich indes andererseits Stereotype und Ungleichheit vermieden werden sollen, stellt sich tatsächlich die Frage, (ab) wann Differenzen problematisch sind bzw. als Ungleichheit angesehen werden. Im Luhmann'schen Sinne wäre selbst eine positive Betonung von Unterschieden bereits Ungleichheit, wenn den jeweiligen Geschlechtern unterschiedliche, nicht invertierbare Attribute zugeschrieben werden, wie es in zahl-

reichen Bildungsplänen der Fall ist. Denn dort werden Eigenschaften und Präferenzen mit der (kollektiven) Geschlechtszugehörigkeit erklärt. Daher kann selbst eine positive Hervorhebung von Unterschieden als potenziell problematisch gelten, wenn gleichzeitig angestrebt wird, Möglichkeitsräume nicht geschlechtlich bedingt zu begrenzen. Hier liegt ein erkenntnistheoretischer Widerspruch vor, der sowohl wissenschaftlich als auch bildungspolitisch stärker zu diskutieren wäre.

Des Weiteren ist auch in den Bildungsplänen die Einnahme einer Position offenbar bedeutsamer als deren Fundierung. Denn entgegen der vermeintlichen Eindeutigkeit lassen sich immer wieder konträre Vorstellungen von Geschlecht bzw. Geschlechtergerechtigkeit nachzeichnen: Einerseits sind Unterschiede im Sinne von Anerkennung positiv zu berücksichtigen, andererseits sind Unterschiede zwischen den Geschlechtern tendenziell problematisch. Die teils widersprüchlichen Aussagen werden jedoch in der Regel nicht transparent als Positionierungen kenntlich gemacht, sondern oftmals als unhinterfragte Tatsachenbehauptungen formuliert. Folglich sind Reflexionsdefizite und Reifikationen nicht nur eine Gefahr, die für die Ebene pädagogischer Praxis und in Forschungskontexten diskutiert werden sollte, sondern betreffen auch die Bildungspläne.

Zusammenfassend können aktuelle frühpädagogische Thematisierungskontexte zu Geschlecht als normativ geprägte Räume verstanden werden, in denen Verhandlungen darüber stattfinden, wie Geschlecht zum Thema wird und wie nicht. Eine von vornherein festgelegte Perspektive auf Geschlecht – sei es als anzuerkennende Querschnittsdimension oder machtkritisch als Ungleichheit – tendiert dazu, andere Thematisierungskontexte auszublenden. Die Vielfalt der ethnographisch rekonstruierten Muster, Ebenen und Kontexte, in denen Geschlecht je unterschiedlich zum Thema wird, verweist insgesamt auf situative und variable Relevanzen von Geschlecht im Alltag der Kindertageseinrichtung, die sich weder allein durch eine vorab vollzogene Positiv- und/oder Negativmarkierung in den Blick nehmen ließen. Angesichts der Vielfalt kultureller Praktiken wird Geschlecht folglich deutlich unterkomplex thematisiert und eine diskursive Perspektiverweiterung scheint notwendig. Hier bietet eine deskriptiv-kategoriale Perspektive auf Geschlechterkonstruktionen gerade durch ihre potenzielle Ergebnisoffenheit eine sinnhafte und notwendige Erweiterung. Eine Distanzierung von einer inhaltlichen Vorabmarkierung darf allerdings nicht dahingehend falsch verstanden werden, dass eine vorausgesetzte inhaltliche Konturierung von Geschlecht stets zu vermeiden wäre. Problematisch wird eine solche Sichtweise lediglich dann, wenn für diese eine Ausschließlichkeit beansprucht wird und andere Kontextualisierungen stets ausgeblendet werden. Mit der Diskussion der Ergebnisse bietet die Studie daher ein Reflexionsangebot sowohl für wissenschaftliche und bildungspolitische als auch für praxisnahe Perspektiven auf Geschlecht in der Frühpädagogik, die dahingehend hinterfragt werden können, was durch sie in den Blick genommen und was wie ausgeblendet wird.

## Literaturverzeichnis

- Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen (Hrsg.). (2012). *Der Bayerische Bildungs- und Erziehungsplan für Kinder in Tageseinrichtungen bis zur Einschulung* (5., erw. Aufl.). Berlin: Cornelsen Verlag Scriptor.
- Betz, Tanja (2012). Ungleichheit im Vorschulalter: Einrichtungsbezogene Bildungs- und Betreuungsarrangements unter sozialwissenschaftlicher Perspektive. In Maria A. Wolf, Maria Heidegger, Eva Fleischer & Elisabeth Dietrich-Daum (Hrsg.), *Child Care. Kulturen, Konzepte und Politiken der Fremdbetreuung von Kindern aus geschlechterkritischer Perspektive* (S. 117–131). Weinheim: Beltz Juventa.
- Blaise, Mindy (2010). Kiss and tell. Gendered narratives and childhood sexuality. *Australasian Journal of Early Childhood*, 35(1), 1–9.
- Davies, Bronwyn (1989). *Frogs and snails and feminist tales: preschool children and gender*. London: Allen/Unwin.
- Diskowski, Detlef (2012). Bildungspläne. In Klaus-Peter Horn, Heidemarie Kemnitz, Winfried Marotzki & Uwe Sandfuchs (Hrsg.), *Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft* (Band I, S. 174–175). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration – Abteilung Familie und Kindertagesbetreuung (Hrsg.). (2012). *Hamburger Bildungsempfehlungen für die Bildung und Erziehung von Kindern in Tageseinrichtungen* (2. überarb. Aufl.). Hamburg.
- Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology*. New Jersey: Englewood Cliffs.
- Haag, Christine (2003). *Flucht ins Unbestimmte. Das Unbehagen der feministischen Wissenschaften an der Kategorie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Jugend- und Kultusministerkonferenz (2004). *Gemeinsamer Rahmen der Länder für die frühe Bildung in Kindertageseinrichtungen* (Beschluss der Jugendministerkonferenz vom 13./14.05.2004/Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 03./04.06.2004). Gütersloh.
- Knorr-Cetina, Karin D. (1989). Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. *Soziale Welt*, 40(1/2), 86–96.
- Kruse, Jan (2014). *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kubandt, Melanie (2015). „Oh man, was hab ich denn jetzt gesagt?!“ Doing gender von Fachkräften in der Kindertageseinrichtung. In Hilmar Hoffmann, Kathrin Borg-Tiburcy, Melanie Kubandt, Sarah Meyer & David Nolte (Hrsg.), *Alltagspraxen in der Kindertageseinrichtung. Annäherungen an Logiken in einem expandierenden Feld* (S. 88–120). Weinheim: Beltz Juventa.
- Kubandt, Melanie (2016). *Geschlechterdifferenzierung in der Kindertageseinrichtung – eine qualitativ-rekonstruktive Studie* (Studien zu Differenz, Bildung und Kultur). Opladen: Barbara Budrich.
- Kuger, Susanne; Kluczniok, Katharina; Sechtig, Jutta & Smidt, Wilfried (2011). Gender im Kindergarten. Empirische Datenlage zu Unterschieden zwischen Mädchen und Jungen. *Zeitschrift für Pädagogik*, 57(2), 269–288.
- Kuhn, Melanie (2013). *Professionalität im Kindergarten: Eine ethnographische Studie zur Elementarpädagogik in der Migrationsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19158-4>
- Luhmann, Niklas (1995). *Soziologische Aufklärung Band 6. Die operative Geschlossenheit psychischer und geschlossener Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ministerium für Bildung, Frauen und Jugend Rheinland-Pfalz (Hrsg.). (2014). *Bildungs- und Erziehungsempfehlungen für Kindertageseinrichtungen in Rheinland-Pfalz*. Weinheim.

- Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg (Hrsg.). (2011). *Orientierungsplan für Bildung und Erziehung in baden-württembergischen Kindergärten und weiteren Kindertageseinrichtungen*. Stuttgart.
- Niedersächsisches Ministerium (Hrsg.). (2005). *Orientierungsplan für Bildung und Erziehung im Elementarbereich niedersächsischer Tageseinrichtungen für Kinder*. Hannover.
- Rohrman, Tim (2009). *Gender in Kindertageseinrichtungen. Ein Überblick über den Forschungsstand*. München: DJI.
- Sächsisches Staatsministerium für Kultus (Hrsg.). (2011). *Der sächsische Bildungsplan*. Ein Leitfaden für pädagogische Fachkräfte in Krippen, Kindergärten und Horten sowie für Kindertagespflege. Weimar/Berlin.
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft (Hrsg.). (2014). *Berliner Bildungsprogramm für Kitas und Kindertagespflege* (aktual. Neuaufl.) Weimar/Berlin.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Tacke, Veronika (2008). Neutralisierung, Aktualisierung, Invisibilisierung. Zur Relevanz von Geschlecht in Systemen und Netzwerken. In Sylvia Marlene Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 253–289). Wiesbaden: Springer VS. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90831-1\\_9](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90831-1_9)
- Tietze, Wolfgang (2012). Frühpädagogik. In Klaus-Peter Horn, Heidemarie Kemnitz, Winfried Marotzki & Uwe Sandfuchs (Hrsg.), *Klinkhardt Lexikon Erziehungswissenschaft* (Band 1, S. 435–437). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151. <http://dx.doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Wetterer, Angelika (2003). Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 286–320). Münster: Westfälisches Dampfboot.

## Zur Person

Melanie Kubandt, Dr., Verwalterin der Professur für Didaktik der Sozialpädagogik/Theorie der Sozialpädagogik, Leuphana Universität Lüneburg. Arbeitsschwerpunkte: qualitativ-rekonstruktive Forschung, Geschlecht im Feld der (frühen) Kindheit, Professionalisierung in Kindertageseinrichtungen, Sprache im Kindesalter.

Kontakt: Leuphana Universität Lüneburg, Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Scharnhorststraße 1, C1.318, 21335 Lüneburg

E-Mail: [Kubandt@leuphana.de](mailto:Kubandt@leuphana.de)

## Geschlechterdarstellungen in Bilderbüchern – eine empirische Analyse

### Zusammenfassung

Bilderbücher vermitteln nicht nur Informationen, sondern haben auch einen großen Einfluss auf den Spracherwerb und die Ausbildung von kognitiven Kompetenzen. Damit leisten sie einen zentralen Beitrag zum Kulturalisierungsprozess von Kindern und übermitteln zugleich als Träger\_innen gesellschaftlicher Diskurse Vorstellungen von Geschlecht und geschlechts(un)typischem Verhalten. Anhand der Analyse von 6 117 Figuren aus 133 aktuell in Kindertageseinrichtungen genutzten Bilderbüchern wird in diesem Beitrag den Fragen nachgegangen, welche zweigeschlechtlichen Verteilungsmuster in Bilderbüchern vorzufinden sind, inwieweit geschlechtsstereotype Darstellungen gefestigt beziehungsweise aufgebrochen werden und ob aktuell verwendete Kinderliteratur einem heteronormativen Paradigma verhaftet ist.

### Schlüsselwörter

Bilderbuch, Geschlecht, Geschlechtsstereotype, quantitative Analyse

### Summary

Gender representations in picture books – an empirical analysis

In addition to providing information, picture books have a great influence on language learning and the development of cognitive skills. They thus make an important contribution to children's culturalization process, and as a conduit of social discourses they transport ideas of gender and men's and women's (a)typical behaviour. Using data from 6,117 characters in 133 picture books which are currently being read in child day care facilities, the article examines the following questions: What is the binary gender distribution in picture books? Are gender stereotypes reproduced or are they softened? Do picture books add to the heteronormative dualism of men and women?

### Keywords

picture book, gender, gender stereotypes, heteronormativity, quantitative analysis

## 1 Einleitung: zur geschlechterpädagogischen Bedeutung von Bilderbüchern

„Auch wenn man nur in den wenigsten Fällen von einem ausdrücklichen *Bildungsauftrag* sprechen kann, so leistet doch Kinderliteratur in einem allgemeinen Sinne einen *Bildungsbeitrag*: einen Beitrag dazu, die Heranwachsenden mit den kulturellen Regeln und Übereinkünften der Gesellschaft, der sie angehören, vertraut zu machen [...]. Diesen Bildungsbeitrag zu übersehen, wäre fahrlässig“ (Rendtorff 1999a: 85f.).

Bilderbücher werden als spezielle Form der Kinderliteratur beschrieben, die sich durch eine enge Wechselbeziehung zwischen Text und Bild und einen beschränkten Umfang auszeichnen (Thiele/Steitz-Kallenbach 2003). Aufgrund ihrer besonderen Rezeptionspraxis – häufiges Lesen desselben Buches – gelten sie als sozial relevante Gegenstände der frühen Kindheit (Jürgens/Jäger 2010). Da sich Bilderbücher vor allem an Kinder richten, die sich im frühen Lesealter befinden, kann den darin enthaltenen Illustrationen eine dominierende Rolle zugeschrieben werden. So ist es möglich, dass Kinder sich

ohne Erwachsene die Inhalte eines Bilderbuchs eigenständig durch die Betrachtung der Bilder erschließen.

Bilderbücher leisten neben der Unterstützung für den Spracherwerb einen Beitrag zum Kulturalisierungsprozess von Kindern (Rendtorff 1999a), sodass ihnen eine besondere Rolle in der Auseinandersetzung mit (intelligiblen) Lebensweisen und gesellschaftlichen Normen zukommt. Sie können als gegenständliche Miterzieher\_innen betrachtet werden, an denen sich Kinder auf unterschiedliche Weise ‚bilden‘ (Schmitz 1993). Als Teil der Auseinandersetzung „mit der von Seiten der Gesellschaft vorgegebenen Geschlechterordnung, den Plätzen für Mann und Frau, den Erwartungen an Weiblichkeit und Männlichkeit“ (Rendtorff 1999b: 78) übernehmen Bilderbücher eine Funktion in dieser frühen Phase der nicht nur, aber auch geschlechtlichen und sexuellen Sozialisation beziehungsweise poststrukturalistisch gesprochen Subjektivation. So ist vielen Bilderbüchern gemein, dass sie Prozesse der Identitätsfindung anregen und Rezipient\_innen bei der Entwicklung ihrer Welt-, Selbst- und Anderenverhältnisse unterstützen können. Bezogen auf geschlechterspezifische Aspekte werden zudem Konstruktionen von Geschlecht sowie geschlechts(un)typischem Verhalten vermittelt (Blank-Mathieu 2002). Susanne Keuneker beschreibt „den Umgang mit Geschlechtsdarstellungen in Bilderbüchern letztlich als einen Beitrag zur interaktiven Geschlechtsidentitätsgenese“ (Keuneker 2000: 45).

Margarete Blank-Mathieu (2002) sowie Tim Rohrman und Peter Thoma (1998) empfehlen daher anstatt einer Auswahl ‚korrekter‘ Kinderliteratur sowohl Bücher, in denen Kinder ihre eigenen Lebensrealitäten wiederfinden, als auch Bücher, die vielfältige Darstellungen von geschlechtlichen Lebens- und Verhaltensformen vermitteln. In einer anderen Untersuchung mit 74 Kindern konnte aufgezeigt werden, dass das Lesen von nichtstereotypen Bilderbüchern das Denken der Kinder über geschlechtsbezogenes Verhalten und Tätigkeiten insofern beeinflusst, als deutlich häufiger die Antwort „typisch für männlich *und* weiblich“ gewählt wurde als vor der Auseinandersetzung mit nichtstereotypen Bilderbüchern (Trepanier-Street/Romatowski 1999). Die Studie gibt erste Hinweise darauf, dass durch Bilderbücher geschlechtliche Egalitätsvorstellungen ausgebildet werden können. Denn sie finden gerade dann bei Kindern Anwendung, wenn primäre Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit – also was als ‚richtiger‘ Junge, als ‚richtiges‘ Mädchen gilt – ausgebildet werden (Crisp/Hiller 2011). Für den deutschsprachigen Raum liegen nur wenige Untersuchungen vor, die sich mit der Frage der Darstellung von Geschlecht in Bilderbüchern für Kinder unter sechs Jahren befassen. Ein Großteil der Veröffentlichungen zeichnet sich entweder durch Buchempfehlungen aus (z. B. Winderlich 2008) oder nimmt die Häufigkeit der Abbildungen weiblicher und männlicher Figuren in den Blick (z. B. Jürgens/Jäger 2010). Wenige Untersuchungen beschäftigen sich damit, *wie* Geschlecht in Bilderbüchern dargestellt wird. An dieser Stelle setzt der Beitrag an und untersucht die Darstellung von weiblichen und männlichen Figuren in Bilderbüchern für Kinder im Kindergartenalter.

## 2 Bilderbücher: subtile Subjektivationsfaktoren

Einer poststrukturalistischen Lesart von Geschlecht und Begehren folgend (Butler 1991) können Bilderbücher als Teil des frühen Subjektivationsprozesses als *ein* möglicher Faktor für die Konstitution geschlechtlicher Subjektpositionen und die damit in Relation stehenden Identitätsbildungsprozesse von Kindern angesehen werden. Versteht man Diskurse nicht als deskriptive Darstellungen bestehender Wirklichkeit, sondern als produktive Machtformationen im Sinne von Systemen „des Denkens und Sprechens, die das, was wir von der Welt wahrnehmen, konstituieren, indem sie Art und Weise der Wahrnehmung prägen“ (Villa 2003: 20), und bedenkt die genannten Spezifika von Bilderbüchern (u. a. wiederholende Rezeption, Dominanz der Bilder, individuelle und kollektive Erschließung der Inhalte in einer frühen Lebensphase, Spracherwerbsfunktion), wird ersichtlich, dass Bilderbücher Einfluss haben auf die geschlechtlich-sexuelle Identitätsbildung von Kindern. Der wiederholte Einsatz von Kinderbüchern in einem soziokulturellen, ritualisierten Umfeld, wie z. B. pädagogischen Institutionen oder Familie, verleiht den beim Lesen und Zuhören aufgerufenen Diskursen und Normen die nötige Autorität in Form institutioneller Kontextabsicherung. Die in den Bilderbüchern zirkulierenden, auf Konventionen beruhenden und durch mehrmaliges Lesen oder Zuhören ritualisierten Anrufungen als z. B. ‚süße Prinzessin‘ oder ‚tollkühner Held‘ können letztlich auch auf individueller Ebene subjektivierende Effekte entfalten. Anrufungen werden von Kindern je nach Situation unterschiedlich rezipiert – sie können als Einschränkung fungieren, als ermöglichend antizipiert oder gar zur Überschreitung hegemonialer Geschlechter- und Begehrensordnungen genutzt werden –, wie Anja Tervooren (2006) in ihren ethnographischen Studien zur ausgehenden Kindheit anhand von Ritualen und Spielen verdeutlicht.

Ein heteronormativitätskritisches „Durchdenken des Wo und Wie der Entstehung eines Menschen“ (Butler 2009: 29) muss jedoch zunächst ein „Nachdenken über die soziale und die psychische Umgebung beinhalten, aus denen ein Kleinkind hervorgeht“ (Butler 2009: 29). Die in Bilderbüchern zirkulierenden Anrufungen, die von Kindern noch nicht in gleicher Weise wie von Erwachsenen reflektiert werden können, beeinflussen im Zusammenhang mit weiteren Subjektivationsfaktoren, welche geschlechtlichen Subjektangebote von Kindern als les-, denk- und anerkenntbar(er) wahrgenommen werden und welche nicht. Dies bedeutet, dass Bilderbücher daran beteiligt sein können, wie Kinder als Subjekte hervorgebracht werden und welche Möglichkeiten Kinder erhalten, sich selbst als Subjekte hervorzubringen. Die Analyse zeigt auf, welche geschlechtlichen „Normen der Anerkennung“ (Butler 2009: 28) in Bilderbüchern wirksam sind. Anhand der Häufigkeit und Form der Darstellungen in Bild (quantitativer Teil), Schrift und Narration (qualitativer Teil) veranschaulicht die vorliegende Untersuchung, wie Bilderbücher geschlechtliche Spaltungen und Vereindeutigungen (re)produzieren (Rendtorff 2016), aber auch durchbrechen und bestimmte Lebensweisen in eine explizite und implizite Hierarchie zu anderen (un)möglichen Formen des Seins setzen.

### 3 Geschlechterdarstellungen in Bilderbüchern

Ein Großteil der bisherigen Publikationen zur Darstellung von Geschlecht in Bilderbüchern für Kinder im Kindergartenalter zeichnet sich durch einen eher explorativen Charakter aus, der die prinzipielle Verteilung von männlichen und weiblichen Figuren fokussiert. So beschäftigt sich Kirstin Winderlich (2008) mit „Gender-Perspektiven im zeitgenössischen Bilderbuch“ und veranschaulicht anhand von fünf Beispielen, wie traditionelle Geschlechterrollen aufgebrochen werden können. Stefanie Fürnsinn (2014) untersucht anhand von fünf gendersensiblen Bilderbüchern (De-)Konstruktionsweisen von Geschlecht. Sie rekonstruiert mit Blick auf das Zusammenspiel von Text- und Bildebene Momente, in denen Reibungen und Verwirrungen auftreten können, um Geschlecht als vordiskursiven Zustand potenziell infrage zu stellen. Margarete Blank-Mathieu (1996) postuliert, dass es kaum Literatur für Kinder im Elementarbereich gibt, die nicht gesellschaftlichen Geschlechtsrollen entsprechen. Statt einer Analyse werden jedoch lediglich konkrete Anschaffungsvorschläge gegeben. Marika Grigat (2009) untersucht in 18 Bilderbüchern mithilfe einer Checkliste (Rohrman/Thoma 1998), welche Geschlechterstereotype durch Bilderbücher transportiert werden. Die Autorin berichtet unter Gesichtspunkten wie Rollen und Funktion, Umgebung, Spiel und Arbeit über vereinzelte Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Eine systematische Analyse und Quantifizierung der Ergebnisse bleibt jedoch aus. Eine der wenigen Untersuchungen, die eine vergleichsweise große Stichprobe (n=52 Bilderbücher) aufweist und sowohl quantitative wie qualitative Verfahren nutzt, stammt von Christiane Schmerl, Gabi Schülke und Jutta Wärntges-Möschen aus dem Jahr 1988. Sie führen an, dass ein starkes zahlenmäßiges Ungleichgewicht in der Darstellung von weiblichen und männlichen Figuren aufzufinden ist (Verhältnis 1:2,3). Außerdem liegen traditionelle Rollenzuweisungen vor wie die häufigere Darstellung von Männern im Beruf und von Frauen im Haushalt. Männer werden zudem eher als aktiv, z. B. in Bewegung, und Frauen eher als passiv, z. B. in ruhenden Positionen, abgebildet. Diese Darstellungsformen zeigen sich sowohl bei weiblichen als auch bei männlichen Autor\_innen. Ein Ungleichgewicht der Geschlechterverteilung war jedoch deutlich häufiger bei männlichen Autoren zu finden (Schmerl/Schülke/Wärntges-Möschen 1988). Die angeführten Studien geben Hinweise darauf, dass das Aufbrechen von Geschlechterstereotypen eher die Ausnahme darstellt. Im Anschluss an frühere Untersuchungen zur Rolle von Männern und Frauen in Bilderbüchern (Hagemann 1981; Matthiae 1986) untersuchten Elisabeth Jürgens und Ruth Jäger (2010) die in den Jahren 2007 und 2008 in die Empfehlungen zum Deutschen Literaturpreis aufgenommenen Bilderbücher (n=12) für Kinder bis zu sechs Jahren. Sie kommen dabei zu ähnlichen Befunden wie die Untersuchungen aus den 1980er-Jahren. Das Geschlecht der handlungsleitenden Figuren ist in den untersuchten Büchern zu 58,2 % männlich, zu 20,1 % weiblich und zu 21,7 % neutral beziehungsweise nicht klar zuzuordnen. Die qualitative Analyse zeigt zudem, dass geschlechtsuntypisches Verhalten in sehr geringem Umfang dargestellt wird, beispielsweise durch die Abbildung einer aktiven, strategisch planenden Frau als handlungsleitender Figur.

Internationale Untersuchungen belegen, dass zwar eine Tendenz zu geringeren Geschlechterstereotypen feststellbar ist, dass aber gleichzeitig Männer nach wie vor eine dominierende Rolle in Text und Bild einnehmen, obwohl eine tendenzielle Angleichung

der Häufigkeit der Darstellung von Männern und Frauen erkennbar ist (Turner-Bowker 1996). Dennoch können die meisten Darstellungen als geschlechterstereotyp bezeichnet werden, was sich unter anderem daran zeigt, dass weibliche Figuren bei Haushaltstätigkeiten abgebildet werden und männliche Figuren so gut wie nie bei fürsorglichen Tätigkeiten (Gooden/Gooden 2001). In einer US-amerikanischen quantitativen Untersuchung (Hamilton et al. 2006) wurden 200 populäre, teils preisgekrönte Bilderbücher aus dem Jahr 2001 untersucht. Die Autor\_innen belegen, dass auch im Vergleich zu den Untersuchungen aus den 1980er- und 1990er-Jahren nach wie vor eine deutliche Überrepräsentation von männlichen Figuren aufzufinden ist und dass Frauen häufiger bei erzieherischen Tätigkeiten und im häuslichen Nahbereich dargestellt werden, Männer hingegen eher in außerhäuslichen Kontexten sowie im Beruf. Die Analyse der Tätigkeiten von Frauen und Männern zeigt deutliche Zusammenhänge zu traditionellen Vorstellungen von geschlechtstypischem Verhalten. Ein prinzipieller Unterschied in der Darstellung von Männern und Frauen als aktiv und passiv agierende Figuren (z. B. bei der Initiierung von Gesprächen) konnte hingegen nicht gefunden werden. Der Forschungsstand setzt sich aus Untersuchungen zusammen, die seit den 1980er-Jahren bis ins Jahr 2010 veröffentlicht wurden; dies ist zum einen der Tatsache geschuldet, dass es recht wenige Veröffentlichungen zu dieser Thematik gibt, jedoch kann dadurch zum anderen deutlich gemacht werden, dass sich kaum Änderungen in Geschlechterdarstellungen im Zeitraum von knapp 30 Jahren ergeben haben.

In Anbetracht der überwiegend traditionellen Geschlechterdarstellungen in Bilderbüchern stellt sich die Frage, ob und in welcher Weise das heterosexuelle System der Zweigeschlechtlichkeit in Bilderbüchern tradiert wird. Die Analyse von sechs Büchern, in denen lesbische Mütter und ihre Kinder dargestellt werden, zeigt, dass durch verschiedene Mechanismen wie das Problematisieren des fehlenden Vaters an der Dominanz des heteronormativen Systems festgehalten wird (Esposito 2009). Melanie Bittner (2011) liefert mit ihrer Untersuchung zu Heteronormativität und Konstruktion der binären Geschlechterordnung erste Ergebnisse zur Darstellung vielfältiger geschlechtlicher und sexueller Lebensweisen in Schulbüchern. Bezogen auf die Verteilung der Akteur\_innen nach Geschlecht findet sich zwar eine zahlenmäßig ausgeglichene Darstellung zwischen Männern und Frauen, durch eine starke Stereotypisierung des Aussehens der Figuren wird jedoch ersichtlich, dass Zweigeschlechtlichkeit weiterhin aufrecht erhalten wird. Die Untersuchung zeigt ferner, dass in den analysierten Büchern schwule, lesbische, bisexuelle, trans\*- oder intergeschlechtliche\* Personen entweder gar nicht oder lediglich in Abweichung zur Norm dargestellt werden.

## 4 Forschungsdesign und Fragestellungen

Vor dem skizzierten Hintergrund behandelt der Beitrag die Frage, wie sich Geschlecht, verstanden als historisch-diskursiv konstituiertes, prozessuales und über Iteration gefestigtes Konstrukt, in der bildlichen Darstellung innerhalb aktuell in Kindertagesstätten verwendeter Bilderbücher reproduziert. Die Untersuchung gibt somit Hinweise darauf, welche geschlechtlichen und sexuellen Erfahrungs- und Dispositionsräume den Adres-

sat\_innen im Kindergartenalter im Hinblick auf den Prozess der Sozialisation beziehungsweise Subjektivation durch Bilderbücher ermöglicht und verschlossen werden. Forschungsleitende Fragen sind:

1. Wie gestaltet sich die Geschlechterverteilung in aktuell genutzten Bilderbüchern?
2. Inwieweit werden Geschlechterstereotype in Bilderbüchern gefestigt beziehungsweise aufgebrochen?
3. Bleibt die untersuchte Literatur einem heteronormativen Paradigma verhaftet?

#### 4.1 Analysegegenstände

Zur Klärung dieser Fragen wurden 133 Bilderbücher<sup>1</sup> ausgewählt, die aktuell in Kindertagesstätten (Kitas) rezipiert werden und eine hohe soziale Relevanz für pädagogische Adressat\_innen aufweisen. In den 133 Büchern wurden insgesamt 6 117 Personen abgebildet, die den Gegenstand der Analyse bilden. Zur Gewinnung der Stichprobe wurden 32 Kitas aus dem Großraum Bamberg angefragt, ob diese ihre aktuell in der Kindergarten-Gruppe genutzten Bücher zur Verfügung stellen können. 15 Kitas erklärten sich hierzu bereit. Die Kitas wussten nicht, welche Fragestellung der Studie zugrunde lag, sodass davon ausgegangen werden kann, dass keine Selektion zum Thema „Geschlecht“ durch die Kitas vorgenommen wurde. Die aktuell genutzten Bücher wurden daraufhin in den Kitas abgeholt und nach der Analyse wieder dorthin zurückgebracht.

Bei der Auswahl der Bücher wurde darauf geachtet, dass keine Tierbilderbücher vorkommen, da die (vermenschlichte) Darstellung von Tieren eine konkrete Geschlechtszuschreibung in Darstellung und Verhalten tendenziell erschwert (Blank-Mathieu 1996). Da den Bildern in Bilderbüchern eine dominierende Rolle zukommt, fokussiert die quantitative Analyse die bildlichen Darstellungsweisen von Geschlecht.

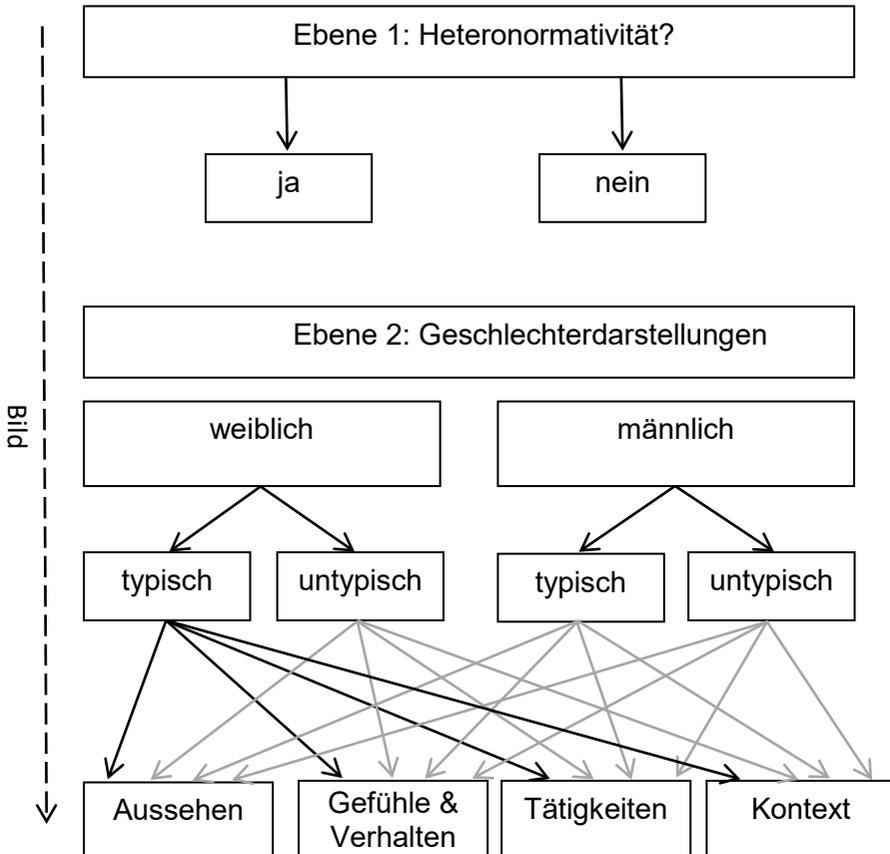
#### 4.2 Analyseplan

Um herauszufinden, wie sich die Geschlechterverteilung in Bilderbüchern darstellt, wurde das quantitative Verhältnis von eindeutig weiblich und männlich zu lesenden Figuren analysiert. Zudem wurde kodiert, ob die handlungsleitende Figur im Bilderbuch als männlich oder weiblich dargestellt wird, sowie das vermutete Geschlecht der Autor\_innen und das Erscheinungsjahr des Buches. Zur Darstellung der Zusammenhänge, beispielsweise Geschlecht der Autor\_innen und Geschlecht der handlungsleitenden Figur, wurde auf bivariate Korrelationen zurückgegriffen. Um die zweite und dritte Frage zu beantworten, wurde ein schrittweises Analyseverfahren durchgeführt (vgl. Abb. 1).

---

1 Eine Liste der analysierten Bücher kann bei den Autoren erfragt werden.

Abbildung 1: Analytisches Vorgehen bei der Analyse der Bilderbücher



Quelle: eigene Darstellung.

Auf Ebene 1 wird der Frage nachgegangen, ob die untersuchten Bilderbücher als heteronormativ aufzufassen sind. Ebene 2 befasst sich mit Geschlechterdarstellungen. In einem ersten Schritt wurde die Bildebene auf prinzipielle weibliche und männliche Darstellungsformen hin untersucht. Daran anschließend wurde jeweils der Frage nachgegangen, ob die Darstellung Geschlechterstereotype festigt oder aufbricht. In einem letzten Schritt wurde das vermeintlich Typische oder Untypische einer der vier Kategorien – Aussehen, Gefühle und Verhalten, Tätigkeiten sowie Kontext – zugeordnet. Hierzu wurde eine theoriegeleitete (u. a. nach Bittner 2011; Blank-Mathieu 2002; Grigat 2009; Jürgens/Jäger 2010; Schmerl/Schülke/Wärntges-Möschgen 1988) Auflistung von (un)typischen Zuschreibungen erstellt, welche die Grundlage der Kodierungen bildete (vgl. Abb. 2). In einem Pretest wurde das neu gebildete Instrument auf seine Reliabilität geprüft. Hierfür wurden zehn Bilderbücher von je zwei Personen kodiert. Die berechnete Intraklassenkorrelation kann mit einem Wert von  $ICC = .98$  als sehr gut beschrieben

werden (Wirtz/Caspar 2002). Innerhalb der realisierten Stichprobe von 133 Büchern wurden 20 Bücher doppeltkodiert. Die berechnete Beobachterübereinstimmung liegt ebenfalls im sehr guten Bereich (ICC= .97).

Abbildung 2: Kategoriensystem

Aussehen	Gefühle & Verhalten	Tätigkeiten	Kontext
Kleidung	aktiv vs. passiv	berufstätig vs. Fürsorge, Haushalt	am Arbeitsplatz vs. im Haushalt
Körper	Mut, stark vs. Angst, schwach	Erschaffen vs. künstlerische Tätigkeiten	in Beziehung vs. nicht in Beziehung
	rational vs. emotional	Sport	draußen vs. drinnen
	kompetent vs. inkompetent		Mathe & Technik vs. Sprache & Kunst

Quelle: eigene Darstellung.

Durch das gewählte Forschungsdesign können sowohl Aussagen über die Häufigkeit als auch die Art und Weise geschlechtlicher Darstellungsformen in Bildern getroffen werden. Zur Berechnung, ob die unterschiedlich häufigen Darstellungen statistisch bedeutsam sind, wurden Mittelwertvergleiche durch T-Tests durchgeführt.

Anhand qualitativer Einzelanalysen von zwei Büchern wird in Anlehnung an eine maximale Kontrastierung exemplarisch veranschaulicht, welche Geschlechterkonstruktionen Teile der verwendeten Kinderliteratur aufweisen und wie dadurch Geschlechterstereotype Vorstellungen in Text und Bild tradiert oder irritiert werden. Hierzu wurde die quantitative Analyse als Ausgangspunkt genutzt und jeweils ein Buch ausgewählt, das durch eine hohe Ausprägung typischer beziehungsweise untypischer Darstellungen männlicher und weiblicher Figuren auffällt.

## 5 Ergebnisse

Im Folgenden werden die Ergebnisse der quantitativen und qualitativen Analyse zu Geschlechterdarstellungen in Bilderbüchern dargestellt.

### 5.1 Wie gestaltet sich die Geschlechterverteilung in aktuell genutzten Bilderbüchern?

Die Analyse des Verhältnisses der Anzahl von männlichen und weiblichen Figuren zeigt, dass häufiger weibliche Figuren abgebildet werden als männliche. Insgesamt konnten von 6 117 abgebildeten Personen 3 243 Charaktere als weiblich (53 %) und 2 874 als männlich (47 %) kodiert werden. Dies entspricht einem Verhältnis von 1:0,9. Das Ge-

schlechterverhältnis kann als nahezu ausgeglichen beschrieben werden, mit einer Tendenz zur häufigeren Abbildung von weiblichen Figuren.

Mehr als die Hälfte der Bücher wurde von einer Autorin verfasst (59,4 %), lediglich 18,8 % der Bücher wurden von einem Autor verfasst. Nahezu gleich viele Bücher (18,0 %) wurden gemeinsam von mehreren Autor\_innen verfasst. Bei 3,8 % der Bücher konnte nicht erschlossen werden, wer das Buch geschrieben hat. Die Analyse der Geschlechterverteilung in Abhängigkeit zum vermuteten Geschlecht der Autor\_innen zeigt, dass in Büchern von Autoren mehr als doppelt so viele männliche Figuren dargestellt werden ( $n=618$ ) wie weibliche ( $n=300$ ). Statistisch zeigt sich ein negativer Zusammenhang zwischen einem Autor und der Anzahl der abgebildeten Frauen ( $r = -.27$ ,  $p < .01$ ). Ein etwas ausgeglicheneres Verhältnis findet sich bei Bilderbüchern, die von Autorinnen verfasst wurden. Hier sind 57,9 % der Charaktere weiblich und 42,1 % männlich. Auch hier zeigt sich jedoch ein statistisch bedeutsamer Zusammenhang zwischen der Autorin und weiblichen Figuren ( $r = .28$ ,  $p < .01$ ).

Ein ähnliches Bild lässt sich bei der Frage nach dem Geschlecht der handlungsleitenden Figur(en) erkennen. Von den 133 Büchern konnte bei 121 das Geschlecht der handlungsleitenden Figur(en) bestimmt werden. Bei zwölf Büchern konnte keine eindeutige Kodierung vorgenommen werden oder keine Figur als handlungsleitend identifiziert werden. Die Mehrzahl der handlungsleitenden Figuren wurde als weiblich kodiert (43,8 %). In 32,2 % der Fälle führte eine männliche Figur durch die Geschichte. 24 % hatten sowohl eine männliche als auch eine weibliche Figur als handlungsleitend. Ähnlich wie bei der Verteilung der Geschlechter findet sich ein Zusammenhang zwischen dem Geschlecht der Autor\_innen und dem Geschlecht der handlungsleitenden Figur. In Büchern von Autoren sind 2,6-mal häufiger männliche Figuren handlungsleitend ( $r = .26$ ,  $p < .05$ ) und in Büchern von Autorinnen 2,3-mal häufiger weibliche ( $r = .19$ ,  $p < .05$ ).

Das Erscheinungsjahr der Bilderbücher reicht von 1950 bis 2014, das durchschnittliche Erscheinungsjahr ist 1997. Es zeigen sich keine statistischen Zusammenhänge zwischen dem Jahr des Erscheinens und der Geschlechterverteilung oder dem Geschlecht der handlungsleitenden Figuren.

## 5.2 Inwieweit werden Geschlechterstereotype in Bilderbüchern gefestigt beziehungsweise aufgebrochen?

Tabelle 1 gibt die Häufigkeiten der kodierten Geschlechtszuschreibungen wieder und setzt je nach Geschlecht der abgebildeten Figur scheinbar typische und untypische Zuschreibungen in Relation.

Tabelle 1: Deskription der Darstellung von Geschlechtsmerkmalen

	weiblich			männlich			Relation ♀ vs. ♂
	Aus- prägung	N	Relation	Aus- prägung	N	Relation	
<b>Aussehen</b>							
Kleidung	T	2526	1:0,4 <sup>***</sup>	T	2143	1:0,2 <sup>***</sup>	1:0,8
Kleidung	UT	913		UT	358		1:0,4
Körper	T	3094	1:0 <sup>***</sup>	T	2596	1:0,1 <sup>***</sup>	1:0,8
Körper	UT	138		UT	251		1:1,8
<b>Gefühle &amp; Verhalten</b>							
aktiv	UT	1382	1:1,3 <sup>*</sup>	T	1357	1:1,1	1:1
passiv	T	1771		UT	1426		1:0,8 <sup>*</sup>
Mut & stark	UT	92	1:2,3 <sup>**</sup>	T	176	1:0,8	1:1,9 <sup>**</sup>
Angst & schwach	T	205		UT	135		1:0,7 <sup>*</sup>
rational	UT	2	1:122 <sup>***</sup>	T	2	1:61,5 <sup>***</sup>	1:1
emotional	T	244		UT	123		1:0,5 <sup>**</sup>
kompetent	UT	1	1:9 <sup>*</sup>	T	6	1:0,7	1:6
inkompetent	T	9		UT	4		1:0,4
<b>Tätigkeiten</b>							
berufstätig	UT	124	1:1,3	T	426	1:0,1 <sup>***</sup>	1:3,4 <sup>**</sup>
Fürsorge & Haushalt	T	165		UT	50		1:0,3 <sup>***</sup>
Erschaffen künstlerische Tätigkeit	UT	23	1:1,8	T	85	1:0,3	1:3,7
	T	41		UT	25		1:0,6
Sport	UT	3	1:2,3	T	19	1:0,2	1:6,3
Sport	T	7		UT	3		1:0,4
<b>Kontext</b>							
am Arbeitsplatz	UT	118	1:7,8 <sup>***</sup>	T	317	1:1,8 <sup>*</sup>	1:2,7 <sup>**</sup>
im Haushalt	T	923		UT	583		1:0,6 <sup>**</sup>
nicht in Beziehung	UT	1110	1:1,9 <sup>***</sup>	T	1093	1:1,5 <sup>***</sup>	1:1
in Beziehung	T	2140		UT	1681		1:0,8 <sup>*</sup>
draußen	UT	1312	1:1,7	T	1367	1:0,8	1:1
drinnen	T	1532		UT	1075		1:0,7 <sup>**</sup>
Mathe & Technik	UT	58	1:2,1	T	197	1:0,2 <sup>**</sup>	1:3,4 <sup>**</sup>
Sprache & Kunst	T	120		UT	38		1:0,3 <sup>**</sup>

Anmerkung: T = typisch; UT = untypisch / \* p < .05, \*\* p < .01, \*\*\* p < .001

Quelle: eigene Darstellung.

Betrachtet man zunächst die Ausprägungen für *weibliche Figuren*, so fällt im Bereich Aussehen auf, dass sowohl in der Art der Kleidung als auch in der Darstellung des Körpers typische Zuschreibungen deutlich überwiegen. In beiden Kategorien ist dieser Zusammenhang statistisch signifikant ( $p < .001$ ). Weibliche Figuren werden demnach 2,7-mal häufiger in typischer Kleidung (Röcke, Kleider, Rottöne) dargestellt als in untypischer Kleidung. Die Fälle, in denen weibliche Figuren scheinbar untypisch gekleidet waren, belaufen sich fast ausschließlich auf die Farbgebung der Kleidung (z. B. blaues T-Shirt). In der Kategorie Körper wird das Ungleichgewicht noch deutlicher: Von 3 232 Kodierungen können 3 094 als typisch und nur 138 als untypisch weiblich beschrieben werden. Die Darstellung des Aussehens von weiblichen Figuren entspricht in der deutlichen Mehrheit klassischen Zuschreibungen. Die Analyse der Kategorie Gefühle und Verhalten zeigt ebenfalls, dass weibliche Figuren in großen Teilen geschlechterstereotyp dargestellt werden. Sie werden eher passiv als aktiv dargestellt ( $p < .01$ ), mehr als doppelt so häufig ängstlich oder schwach wie mutig und stark ( $p < .01$ ) und deutlich häufiger emotional als rational ( $p < .001$ ). Die Analyse der Kategorie Tätigkeiten zeigt keine statistisch bedeutsamen Unterschiede. Der Kontext, in dem Protagonistinnen dargestellt werden, lässt dagegen wieder deutliche Unterschiede erkennen. Protagonistinnen werden 8-mal häufiger im Haushalt dargestellt als im Beruf ( $p < .001$ ). Die Relation von 1:1,9 im Bereich ‚nicht in Beziehung versus in Beziehung‘ verdeutlicht zudem traditionelle Geschlechtszuschreibungen ( $p < .001$ ). Frauen werden demnach eher im Haushalt und eher in Beziehung mit anderen Menschen dargestellt.

Zusammenfassend kann man die Darstellung von weiblichen Figuren in aktuell genutzten Bilderbüchern wie folgt beschreiben: Die typische weibliche Figur trägt rötliche Kleider oder Röcke, hat langes Haar, verhält sich eher passiv und ängstlich und hält sich im Haushalt oder in Beziehung mit anderen Figuren auf.

*Männliche Figuren* werden bezogen auf ihr Aussehen deutlich häufiger in typischer Kleidung und mit typischen körperlichen Merkmalen (kurze Haare, Bart) dargestellt. Die Abbildung in geschlechtsstereotyper Kleidung findet 6-mal häufiger statt als in untypischer ( $p < .001$ ). Auch hier ist die Mehrzahl der Kodierungen der untypischen Kleidungsstücke auf die Farbgebung (Rottöne) zurückzuführen. Es zeigt sich eine tendenzielle Zuschreibung männlicher Figuren als passiv statt als aktiv sowie mutig statt ängstlich, die Unterschiede sind jedoch statistisch nicht von Bedeutung. Statistisch bedeutsam ist die Zuschreibung von Emotionalität im Vergleich zu Rationalität ( $p < .001$ ). An dieser Stelle muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass sowohl weibliche als auch männliche Figuren jeweils lediglich 2-mal als rational kodiert wurden. Bei den ausgeübten Tätigkeiten zeigt sich, dass Männer mehr als 8-mal so häufig berufstätig dargestellt werden wie bei fürsorgenden oder haushaltsnahen Tätigkeiten ( $p < .001$ ). Es finden sich aber dennoch mehr männliche Figuren im Haushalt statt am Arbeitsplatz ( $p < .05$ ). Trotz dieser häufigen Darstellung im Kontext Haushalt gehen Männer nur sehr selten haushaltsnahen oder fürsorglichen Tätigkeiten nach. Protagonisten werden eher in Beziehung mit anderen Figuren dargestellt ( $p < .001$ ) und verhältnismäßig häufiger in technischen als in sprachlich-künstlerischen Kontexten ( $p < .01$ ).

Zusammenfassend kann die Zuschreibung männlicher Figuren wie folgt beschrieben werden: Männliche Figuren tragen typisch männliche Kleidung, haben kurzes Haar, gehen einer Berufstätigkeit nach und werden vergleichsweise häufiger im Haus-

halt oder in technischen Kontexten und in Beziehung mit anderen Menschen abgebildet.

Ein Vergleich der Darstellung geschlechterstereotyper Zuschreibungen *zwischen den Geschlechtern* bestätigt diese Ergebnisse bzw. relativiert die zum Teil überraschenden Ergebnisse bei männlichen Figuren. Weibliche Figuren werden demnach signifikant häufiger passiv dargestellt als männliche ( $p < .05$ ), weniger mutig oder stark ( $p < .01$ ) und doppelt so oft emotional ( $p < .01$ ). Protagonisten gehen im Vergleich zu Protagonistinnen häufiger einer Berufstätigkeit nach ( $p < .01$ ), sind öfter am Arbeitsplatz abgebildet ( $p < .01$ ) und weniger im Haushalt ( $p < .01$ ) oder drinnen ( $p < .01$ ). Fürsorgliche Tätigkeiten werden häufiger von weiblichen Figuren ausgeübt ( $p < .001$ ). Die Analyse des Kontextes, unterteilt nach Sprache und Kunst sowie Mathematik und Technik, ergibt ebenfalls traditionelle, geschlechtsstereotype Zusammenhänge. Männliche Figuren werden häufiger in Bezug zu Mathematik oder Technik dargestellt ( $p < .01$ ) und weibliche eher im Kontext von Sprache und Kunst ( $p < .01$ ).

Es kann geschlussfolgert werden, dass Geschlechtsstereotype in aktuell genutzten Bilderbüchern in bestimmten Bereichen gefestigt werden. Besonders deutlich wird dies in der Stereotypisierung des Aussehens oder im traditionellen Verständnis von Männern als Ernährer und von Frauen in fürsorgenden Rollen. Die Darstellung von passiven Frauen und aktiven Männern, wie sie in anderen Studien beschrieben wurde, kann nur zum Teil bestätigt werden. Zwar werden Frauen vergleichsweise eher passiv als aktiv dargestellt, die Relation von aktiv zu passiv beträgt jedoch nur 1:1,3 und ist lediglich auf dem 5-prozentigen Niveau signifikant.

### 5.3 Bleibt die untersuchte Literatur einem heteronormativen Paradigma verhaftet?

Die Frage nach der Verhaftung der untersuchten Bilderbücher in einem heteronormativen Paradigma kann mit einem deutlichen Ja beantwortet werden. In keinem der analysierten Bilderbücher konnten andere Beziehungsformen gefunden werden als die heterosexuelle, mononormative Paarbeziehung. Ebenso wurden nur Familienformen abgebildet, die der traditionellen Vorstellung von Vater, Mutter, Kind entsprechen. Schwule, lesbische und bisexuelle Personen konnten nicht festgestellt werden. Es konnten keine uneindeutigen Personen, trans\*- oder intergeschlechtliche\* Personen identifiziert werden, die das heteronormative System der Zweigeschlechtlichkeit durchbrechen würden.

## 6 Exemplarische Analyse in Anlehnung an eine maximale Kontrastierung

Um *exemplarische* Einblicke in die erzählerische Vermittlung des quantitativ untersuchten Bilderbuchsamples zu geben und die darin zirkulierenden Möglichkeitsräume geschlechtlich-sexueller Lebensweisen partiell zu veranschaulichen, bietet sich die Gegenüberstellung zweier Bücher in Anlehnung an eine maximale Kontrastierung an. Für

die Analysen wurden Bücher ausgewählt, welche die beiden Extreme der Stichprobe darstellen, zum einen das Buch *Barbie und Shelly*, welches am deutlichsten tradierte Vorstellungen von weiblichen und männlichen Figuren aufweist, und zum anderen *Der Gute-Nacht-Kuss, der danebenging*, ein Buch, das sich durch eine eher untypische Darstellung von Männlichkeit und eine eher neutrale Darstellung von Weiblichkeit auszeichnet.

Die exemplarischen Analysen der Bilderbücher orientieren sich an Michael Staigers (2014) fünfdimensionalem Modell der Bilderbuchanalyse.<sup>2</sup> Zur Reduktion der semiotischen Komplexität wurde die Bild-Text-Struktur zunächst getrennt auf geschlechtliche Implikationen untersucht und anschließend in ein Verhältnis gesetzt. Da das gewählte Modell vom jeweiligen Erkenntnisinteresse der Untersuchung abhängt, werden im Folgenden ausschließlich genderrelevante Aspekte fokussiert und pointiert dargestellt.

### 6.1 *Barbie und Shelly*

Das Buch *Barbie und Shelly* (o. A. 1997) handelt von den Vorbereitungen für Shellys Geburtstagsfeier. Bereits auf paratextueller Ebene verdeutlichen die Elemente Titel, Frontcover und Backcover, dass das Buch sowohl in der bildlichen Darstellung als auch in den schriftlichen Beschreibungen binärgeschlechtliche Stereotype reproduziert. Das Cover zeigt Barbie in hellblauer Abendgarderobe mit farblich abgestimmten Ohrringen und Blumenkranz im Haar, wie sie in statischer Haltung ihre jüngere Schwester Shelly (zwei Jahre alt), die ebenfalls hellblau angezogen ist, vor einem rosa Hintergrund auf dem Arm hält. Die Haltung der Figuren sowie das hellblaue Abendkleid erinnern an Abbildungen von Schutzmantelmadonnen. Die Farben Rosa und Blau stecken bereits auf dem Frontcover das Spektrum an geschlechtlichen Möglichkeitsräumen innerhalb der Narration ab. Der Farbkontrast lässt erahnen, welche geschlechterstereotypen Anrufungen in Text, Bild und Narration vorzufinden sind. Dies bestätigt sich im Verlauf der Geschichte anhand zahlreicher Abbildungen und Textpassagen: Die Darstellung und Aufgabe weiblicher Figuren ist auf adrettes Aussehen, den Nahbereich (Haushalt, Garten, Einkaufszentrum) sowie auf die Sorge um andere Menschen festgelegt (z. B. im Kindergarten, im Hinblick auf Shelly und ihre Geburtstagsparty). Die comicartigen und flächig gezeichneten Figuren sind auf das Wesentliche reduziert und die knappen Personenbeschreibungen bestärken die charakterliche sowie geschlechtliche Eindimensionalität der Figuren: „Barbie: Sie hat wirklich etwas Besonderes – das hübsche, sympathische Mädchen, das bei allen beliebt ist. [...] Ken: Barbies guter Freund“. Lediglich Skipper, Barbies zweite jüngere Schwester, wird vergleichsweise aktiv dargestellt und als „immer fröhlich und voller Tatendrang“ beschrieben. Dies stellt jedoch keineswegs einen Widerspruch zu weiblichen Stereotypen dar. Skippers Tätigkeiten beschränken sich ebenfalls auf haushaltsnahe Bereiche (Lampions aufhängen) und stimmen mit den

2 Staiger formuliert folgende Analyseebenen: „(1) Narrativ: Kategorien der *histoire* (Was wird erzählt?) und des *discours* (Wie wird erzählt?), die sowohl mit Hilfe von bildlichen als auch verbalen Codes dargestellt sein können; (2) Bildlich: alle Aspekte der visuellen Gestaltung und des Designs [...] (3) Verbal: Parameter der sprachlichen Gestaltung; (4) Intermodal: wechselseitiges Verhältnis von Bild und Schrifttext; (5) Paratextuell/materiell: Peritext des Bilderbuchs“ (Staiger 2014: 13).

von Karin Hausen (1976) als weiblich identifizierten Geschlechtsspezifika ‚betriebsam‘ und ‚emsig‘ überein. Auf der intermodalen Dimension weist das Bilderbuch überwiegend ein symmetrisches, klar abgegrenztes Bild-Schrift-Verhältnis auf, das ebenso starr wie die im Buch tradierten binärgeschlechtlichen Konstruktionen ist. Die stereotypen Darstellungen weisen weder im Verlauf der Narration noch im Text-Bild-Verhältnis Brüche auf. Die prinzipielle Farbgebung der bildlichen Dimension bewegt sich ausschließlich im Pastellbereich. Die Bildränder werden, bis auf Front- und Backcover, häufig in sanften Grün-, Gelb- und Blautönen gestaltet (z. B. Wände und Möbel), sodass die primäre Kleidungsfarbe (rosa) der handlungsleitenden (weiblichen) Figuren (Barbie und Shelly) verstärkt hervortritt. Auf der verbalen Dimension fallen insbesondere Wörter mit dem verniedlichenden Suffix -chen auf (Törtchen, Jäckchen, Zähnchen) sowie die Wiederholung der Adjektive hübsch, süß und klein: „Barbies kleiner Sportwagen“, „die Kleine“, „Du siehst aber hübsch aus, Shelly! Wie eine richtige kleine Prinzessin!“ Auf der Ebene der Narration wird schon auf den ersten Seiten deutlich, was unter weiblichen Tätigkeiten verstanden wird: Einladungskarten schreiben, Törtchen backen und das Haus schmücken. Ken, die einzige männlich lesbare Figur, findet nur auf drei Seiten Erwähnung und übernimmt die „anstrengende Pusterei“ (Luftballons aufblasen), verteilt Komplimente für Skippers „schönes Kleid“ und wird zum Dank von Barbie mit Tee versorgt.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass die heteronormativen Rollenzuschreibungen klar in männliche und weibliche Lebens- und Arbeitszusammenhänge aufgeteilt werden und fast auf jeder Seite – sowohl in Schrift und Bild – stereotype Anrufungen reproduzieren, die Frauen und Mädchen primär auf häusliche Tätigkeiten (einkaufen, backen, dekorieren und vorlesen), schöne Kleider sowie Sorge- und Erziehungsarbeiten reduzieren. Auf narrativer Ebene wird dies insbesondere dann deutlich, als Barbie Shelly in eine Kindergruppe bringt und kurzerhand beschließt, selbst dort zu bleiben, um den Kindern „die Geschichte von einer schönen Prinzessin, die von einem tapferen Prinzen gerettet wurde“, zu erzählen. Die Binnenerzählung ist somit prototypisch für das im Bilderbuch reproduzierte Geschlechterbild und verdeutlicht darüber hinaus, dass es für weibliche Erziehungsarbeit im Rahmen der Narration scheinbar keinerlei Qualifikation bedarf.

## 6.2 *Der Gute-Nacht-Kuss, der danebenging*

Das Bilderbuch *Der Gute-Nacht-Kuss, der danebenging* (Melling 2006) stellt im Vergleich zu Barbie und Shelly die maximale Kontrastierung im Hinblick auf geschlechts(un)typische Darstellungen weiblich und männlich lesbarer Figuren im Rahmen des untersuchten Bilderbuchsampels dar. Die paratextuelle Dimension eröffnet durch die bildliche Darstellung eines Ritters, der schief auf einem Pferd sitzt und unter anderem von einem Bären und einem Drachen (Frontcover) umrahmt wird, die Thematik des Kinderbuches. Der Klappentext komplementiert die Darstellung des Frontcovers. Da der Gute-Nacht-Kuss des Königs den Prinzen verfehlte (Abb. Backcover) und in den „wilden Wald, wo viele gefährliche Tiere leben“, flog, entsendet der König einen „tapferen und furchtlosen“ Ritter, der den Kuss zurückbringen soll. Die Thematik

des Kinderbuches bewegt sich – so die aufgebaute Erwartungshaltung auf intermodaler Ebene anhand des Front- und Backcovers – um scheinbar jungentypische Themen wie Ritter und Drachen, deutet jedoch bereits durch den tollpatschig dargestellten Ritter (Frontcover) einen ersten Bruch mit gängigen Heldenmythen an. Dieser Bruch setzt sich im Verlauf des Buches im Zusammenspiel von Bild-, Text- und Narrationsebene fort. So zeigt die erste Seite den kleinen Prinzen im Bett und den „wie immer sehr eiligen“ König, der mit Krone, Badehandtuch und Quietscheente am Zimmer des Prinzen vorbeigeht und ihm einen Kuss zubläst. Als die grün gekleidete Königin vom verfehlten Kuss erfährt, erzählt sie dies dem in Gestik und Mimik androgyn dargestellten König, der sich schamhaft ein rosa Badehandtuch vor die Brust hält. Nachdem ein eher ängstlicher und tollpatschiger anstatt mutiger und tapferer Ritter den Gute-Nacht-Kuss zurück zur Königsfamilie bringt, verspricht der zu Beginn noch als beschäftigt beschriebene König, „sich in Zukunft mehr Zeit zu nehmen“, er „las langsam eine Gute-Nacht-Geschichte vor“. Die Darstellungen des Königs, mit rosagepunkteten Strümpfen, Schlafrock, rosa Handtuch vor der Brust, die Hände im Schoß gefaltet und die Beine wie ein Kind freudig ausstreckend, stellen im Verlauf des Bilderbuches wiederholt einen bildlichen Bruch zur schrifttextlichen Anfangsbeschreibung dar. Ein vergleichbarer Bruch zeigt sich auch bei den zunächst als „wild“ beschriebenen Tieren und dem als „tapfer und furchtlos“ angekündigten Ritter. So erweisen sich die wilden Tiere als durchweg freundlich, der eilige König als interessiert an häuslichen Belangen und der tapfere Ritter, der beim Anblick hungriger Wölfe „quietschend“ vom Pferd fällt, keineswegs als furchtlos.

Im Hinblick auf geschlechtliche Konstruktionen zeigt sich im Verlauf der Narration auf bildlicher und verbaler Ebene sowie durch die anfängliche kontrapunktische Spannung von Text und Bild (intermodale Ebene) eine Männlichkeitskonstruktion, die mit klischeehaften Erwartungen rund um die Ritterburg bricht. Männlichkeit wird weder optisch (Kleidung, Gesichtszüge, Körperhaltung) noch im Hinblick auf das Verhalten der Figuren kontinuierlich stereotypen Eigenschaften wie stark, mutig, rational zugeordnet. Ritter und König verdeutlichen, dass es als Mann legitim ist, Angst zu haben, Emotionen zu zeigen und sich um erzieherische Tätigkeiten im Nahbereich zu kümmern. Vergleichbar mit den Ergebnissen von Fürnsinn (2014) gibt die Analyse Hinweise darauf, dass das prozessuale Zusammenspiel von Text- und Bildebene im Verlauf der Narration Potenziale zur Parodie und Verschiebung geschlechtlicher Normalitätsvorstellungen transportiert, was zur Infragestellung geschlechtlicher Stereotype anregen und gegebenenfalls die Identifikationsmöglichkeiten der Rezipient\_innen erweitern kann.

Einschränkend muss festgehalten werden, dass die einzige Frau in der Geschichte keinerlei Brüche mit gängigen Vorstellungen von Weiblichkeit aufweist. Das bedeutet: Weibliche Geschlechterstereotype werden zwar nicht betont, aber auch nicht aufgebrochen. Der Charakter der Königin wirkt dadurch vergleichsweise eindimensional, sodass sich ihre Funktion im Bilderbuch auf die Aufrechterhaltung des heteronormativen Familienbildes reduziert.<sup>3</sup>

3 Da alle untersuchten Bilderbücher als heteronormativ identifiziert wurden, verdeutlicht die hier dargelegte exemplarische Analyse lediglich, welche geschlechtlichen Möglichkeitsräume im Rahmen des Systems der Zweigeschlechtlichkeit in aktuell genutzten Bilderbüchern angeboten werden.

## 7 Diskussion

Ausgehend von der Frage, wie Geschlechter in Bilderbüchern dargestellt werden, untersuchte die Studie 6 117 Figuren aus 133 Bilderbüchern auf bildliche Repräsentationen von als weiblich und männlich zu lesenden Figuren. Dem (inter)nationalen Forschungsstand zur Geschlechterverteilung in Bilderbüchern folgend, wurde im Vorfeld eine deutliche Überrepräsentation von männlichen Charakteren angenommen (z. B. Verhältnis 2,3:1 bei Schmerl/Schülke/Wärtges-Möschen 1988). In der eigenen Untersuchung konnte dieser Befund nicht bestätigt werden. Im Gegenteil zeigt das gefundene Verhältnis (1:0,9) eine tendenziell häufigere Abbildung von weiblichen Figuren. Ähnlich überraschend sind die Befunde zum Geschlecht der handlungsleitenden Figuren. Verweisen Jürgens und Jäger (2010) darauf, dass in den von ihnen untersuchten Medien zu 58,2 % männliche und zu 20,1 % weibliche Personen durch die Geschichten führen, findet sich in unserer Studie ein gegenteiliges Bild. Eine mögliche Erklärung könnte darin liegen, dass aktuellere Bücher zunehmend und bewusst weibliche Figuren als handlungsleitend konzipieren (Bannasch 2007) – Stichwort: starke Mädchen. An dieser Stelle muss jedoch angemerkt werden, dass die vorliegende Stichprobe aktuell *genutzte* Bilderbücher analysiert hat und es nicht darum ging, neu erschienene Bücher zu analysieren. Die Stichprobe umfasst zwar viele aktuelle Bücher, aber auch einige ältere. Dies muss beim Vergleich der Ergebnisse mit dem Forschungsstand berücksichtigt werden, sie können nur in Teilen als aktuelle Entwicklungen interpretiert werden.

Um zu klären, *wie* Geschlechter in Bilderbüchern dargestellt werden, wurde ein theoriegeleitetes Kategoriensystem erstellt. Die Ergebnisse decken sich in weiten Teilen mit den in anderen Untersuchungen beschriebenen traditionellen Zuschreibungen an Frauen (z. B. Abbildung in Haushalt, fürsorgende Tätigkeiten) und Männer (z. B. Nachgehen eines Berufs). So zeigen bisherige Untersuchungen, dass das Aufbrechen von Geschlechtsstereotypen die Ausnahme darstellt und heteronormative Ordnungsstrukturen innerhalb der Bilderbücher reproduziert werden. Auch in unserer Untersuchung werden Männer deutlich häufiger im Beruf dargestellt als Frauen, diese hingegen eher in fürsorgenden und haushaltsnahen Tätigkeiten. Die von Schmerl, Schülke und Wärtges-Möschen (1988) nachgewiesene Zuschreibung von Männern als aktiv kann mit den vorliegenden Daten nicht bestätigt werden. Insgesamt zeigt sich, dass in bestimmten Bereichen eine Tendenz zu nichtstereotypen Zuschreibungen auffindbar ist, zum Beispiel bei der häufigeren Darstellung von männlichen Figuren in Beziehung zu anderen Figuren. Es finden sich jedoch auch Bereiche (z. B. das Aussehen), die in deutlichem Maße stereotypen Zuschreibungen entsprechen.

Die Ergebnisse zur Frage, ob sich das heteronormative System der Zweigeschlechtlichkeit in Bilderbüchern reproduziert, sind ähnlich wie die Ergebnisse der Analyse von Schulbüchern (Bittner 2011). Die analysierten Bilderbücher bleiben einem heteronormativen Paradigma verhaftet.

Im Hinblick auf die empirische Analyse muss jedoch einschränkend festgehalten werden, dass ausschließlich die bildliche Darstellung von männlichen und weiblichen Figuren analysiert wurde. Eine Analyse des Textes bzw. Bild-Text-Verhältnisses wurde bis auf die beiden exemplarisch vorgestellten Bücher nicht vorgenommen. Somit kann die Untersuchung keine Aussagen darüber treffen, wie Geschlecht im Text bzw. auf

verbaler, narrativer und intermodaler Ebene (de)konstruiert wird. Die qualitative Analyse gibt jedoch Hinweise darauf, dass durch das Zusammenspiel von intermodaler und narrativer Ebene geschlechtliche Brüche und Irritationen erzeugt werden können. Die Wirkung bei den Rezipient\_innen ist durch eine reine Produktanalyse nicht erklärbar. Ob die aufgezeigten Irritationen auch bei ihnen Wirkung entfalten, gilt es in weiteren empirischen Studien, z. B. zum institutionalisierten Einsatz von Bilderbüchern, zu untersuchen.

Bilderbücher können als Träger\_innen gesellschaftlicher Normen Vorstellungen von Geschlecht und geschlechts(un)typischem Verhalten vermitteln. Durch die Abbildung der Figuren könnte somit eine Erweiterung oder Einschränkung des eigenen Verhaltens-, Vorstellungs- und Identifikationsrepertoires durch ‚Vor-Bilder‘ stattfinden.

Um Geschlechtskonstruktionen und Stereotype verändern zu können, müssen diese jedoch zunächst aufgezeigt werden, denn der „Prozess einer binären sozialen Kodierung der Welt [...] gehört zum Repertoire alltäglicher Routinewahrnehmungen und sozialen Handelns. Und darin wird nicht reflektiert, daß man für ‚Natur‘ hält, was ‚Gesellschaft‘ ist“ (Gildemeister 1992: 228). In Betonung dieser Aussage sowie im Bewusstsein darum, dass auch dieser Beitrag durch das Untersuchungsdesign zu einer partiellen Reifizierung des heterosexuellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit beiträgt, wenn mit binären Kategorien wie ‚männlich‘ und ‚weiblich‘, ‚typisch‘ und ‚untypisch‘ gearbeitet wird, gilt es, auch im Rahmen erzieherischer Tätigkeiten ein Bewusstsein darüber zu erlangen, dass die Widersprüche und Ambivalenzen zwischen Kritik und Reproduktion sozialer Macht- und Ungleichheitsverhältnisse nicht einfach aufgelöst, jedoch dahingehend reflektiert werden können, dass die institutionellen und subjektiven Verstrickungen in (heteronormative) Macht- und Ungleichheitsverhältnisse (selbst)kritisch gekennzeichnet und thematisiert werden (Klenk/Langendorf 2016). Dies gilt auch im Hinblick auf die verwendeten Materialien in pädagogischen Institutionen und schließt die Reflexion von Geschlecht und dessen Darstellung in Bilderbüchern ein. So können auch stereotype Bilderbücher als Gegenstände der Auseinandersetzung mit intelligiblen geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen dienen und für pädagogisch Tätige und Kinder zum Anlass der Reflexion werden. Vor allem das Ergebnis, dass alle untersuchten Bücher einem heteronormativen Paradigma verhaftet bleiben, legt die praktische Implikation eines breiteren Repertoires an geschlechtlichen und sexuellen Lebensformen in Bilderbüchern nahe. Dem folgend schließen wir uns der Forderung von Rohrman und Thoma (1998) an, dass es einer Vielzahl an Darstellungen geschlechtlicher und sexueller Lebensweisen in Kinder- und Jugendbüchern bedarf, und plädieren ergänzend für eine gender- und differenzreflexive Professionalisierung pädagogisch Tätiger, um altersgemäß, adressat\_innengerecht und (selbst)kritisch mit den aktuell vorfindbaren geschlechtlichen Darstellungen und heteronormativen Anrufungstendenzen in Bilderbüchern zu arbeiten.

## Literaturverzeichnis

- Bannasch, Bettina (2007). Offensive Gegenentwürfe und subversive Durchquerungen. In Jens Thiele & Elisabeth Hohmeister (Hrsg.), *Neue Impulse der Bilderbuchforschung* (S.107–128). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Bittner, Melanie (2011). *Geschlechterkonstruktionen und die Darstellung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans\* und Inter\* (LSBTI) in Schulbüchern. Eine gleichstellungsorientierte Analyse*. Frankfurt/Main: GEW.
- Blank-Mathieu, Margarete (1996). Geschlechtsspezifische Aspekte im Bilderbuch. Zugriff am 26. Juli 2016 unter [www.kindergartenpaedagogik.de/435.html](http://www.kindergartenpaedagogik.de/435.html).
- Blank-Mathieu, Margarete (2002). *Kleiner Unterschied – große Folgen? Geschlechtsbewusste Erziehung in der Kita* (2., akt. Aufl.). München, Basel: E. Reinhardt.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Crisp, Thomas & Hiller, Brittany (2011). “Is This a Boy or a Girl?”: Rethinking Sex-Role Representation in Caldecott Medal-Winning Picturebooks, 1938–2011. *Children’s Literature in Education*, 42(3), 196–212. <http://dx.doi.org/10.1007/s10583-011-9128-1>
- Esposito, Jennifer (2009). We’re Here, We’re Queer, But We’re Just Like Heterosexuals: A Cultural Studies Analysis of Lesbian Themed Children’s Books. *Educational Foundations*, 23(3–4), 61–78.
- Fürnsinn, Stefanie (2014). *Intermedialität und Geschlechter(de)konstruktionen in ‚geschlechts-sensiblen‘ Bilderbüchern für Kinder* (Diplomarbeit). Universität Wien. Zugriff am 26. Juli 2016 unter <http://othes.univie.ac.at/35478/>.
- Gildemeister, Regine (1992). Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In Ilona Oster & Klaus Lichtblau (Hrsg.), *Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen* (S. 220–239). Frankfurt/Main: Campus.
- Gooden, Angela M. & Gooden, Mark A. (2001). Gender Representation in Notable Children’s Books: 1995–1999. *Sex Roles*, 45(1/2), 89–101. <http://dx.doi.org/10.1023/A:1013064418674>
- Grigat, Marika (2009). Rollenbilder in Bilderbüchern. Welche Geschlechterstereotype transportieren Bilderbücher? (Bachelorarbeit). Hochschule Neubrandenburg. Zugriff am 26. Juli 2016 unter [http://digibib.hs-nb.de/file/dbhsnb\\_derivate\\_0000000287/Bachelorarbeit-Grigat-2009.pdf](http://digibib.hs-nb.de/file/dbhsnb_derivate_0000000287/Bachelorarbeit-Grigat-2009.pdf).
- Hamilton, Mykol C.; Anderson, David; Broaddus, Michelle & Young, Kate (2006). Gender Stereotyping and Under-representation of Female Characters in 200 Popular Children’s Picture Books: A Twenty-first Century Update. *Sex Roles*, (55), 757–765. <http://dx.doi.org/10.1007/s11199-006-9128-6>
- Hagemann, Cornelia (1981). *Bilderbücher als Sozialisationsfaktoren im Bereich der Geschlechtsrollendifferenzierung. Zur Frage der Vermittlung von Rollenbildern im Vorschulalter*. Frankfurt/Main: Lang.
- Hausen, Karin (1976). Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.
- Jürgens, Elisabeth & Jäger, Ruth (2010). Auf der Suche nach männlich und weiblich – Welche Informationen finden Vorschulkinder heute im Bilderbuch? Eine Analyse unter Gendergesichtspunkten. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 42(4), 1045–1059.
- Keuneke, Susanne (2000). *Geschlechterwerb und Medienrezeption. Zur Rolle von Bilderbüchern im Prozess der frühen Geschlechtersozialisation*. Opladen: Leske + Budrich. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-01441-6>

- Klenk, Florian C. & Langendorf, Lisa M. (2016). Pädagogische Genderkompetenz: Ambivalenzen eines schillernden Begriffs. In Carola Bauschke-Urban, Göde Both, Sabine Grenz, Inka Greusing, Tomke König, Lisa Pfahl, Katja Sabisch, Monika Schröttle & Susanne Völker (Hrsg.), *Bewegung/en. Beiträge zur 5. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien* (Sonderheft 3 der GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft) (S. 120–132). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Matthiae, Astrid (1986). *Vom pfiffigen Peter und der faden Anna. Zum kleinen Unterschied im Bilderbuch*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Melling, David (2006). *Der Gute-Nacht-Kuss, der danebenging*. Hamburg: Oetinger.
- o. A. (1997). *Barbie und Shelly*. Filderstadt: Horizont Verlag.
- Rendtorff, Barbara (1999a). Mädchen und Jungen in Kinderbüchern. In Barbara Rendtorff & Vera Moser (Hrsg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft* (S. 85–102). Opladen: Leske + Budrich.
- Rendtorff, Barbara (1999b). Erziehung und Entwicklung – Sexuierte Selbstbilder von Mädchen und Jungen. In Barbara Rendtorff & Vera Moser (Hrsg.), *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft* (S. 71–84). Opladen: Leske + Budrich.
- Rendtorff, Barbara (2016). Geschlechtsbezogene Markierungen und Vereindeutigung. In Nadine Balzter, Florian Cristobal Klenk & Olga Zitzelsberger (Hrsg.), *Queering MINT. Impulse für eine dekonstruktive Lehrer\_innenbildung* (S. 5–15). Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Rohrman, Tim & Thoma, Peter (1998). *Jungen in Kindertagesstätten. Ein Handbuch zur geschlechtsbezogenen Pädagogik*. Freiburg/Breisgau: Lambertus.
- Schmerl, Christiane; Schülke, Gabi & Wärntges-Möschgen, Jutta (1988). Die Helden von gestern sind noch nicht müde. Über die Zähigkeit von Geschlechterklischees in Kinderbilderbüchern. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 8(2), 130–151.
- Schmitz, Ursula (1993). *Das Bilderbuch in der Erziehung. Ein Ratgeber für Erzieher/innen, Unterrichtende und alle, die Kinder und Bilderbücher lieben*. Donauwörth: Auer.
- Staiger, Michael (2014). Erzählen mit Bild-Schrifttext-Kombinationen. Ein fünfdimensionales Modell der Bilderbuchanalyse. In Ulf Abraham & Julia Knopf (Hrsg.), *Bilderbücher: Band 1: Theorie* (S. 12–23). Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Tervooren, Anja (2006). *Im Spielraum von Geschlecht und Begehren. Ethnographie der ausgehenden Kindheit*. Weinheim, München: Juventa.
- Thiele, Jens & Steitz-Kallenbach, Jörg (2003). *Handbuch Kinderliteratur. Grundwissen für Ausbildung und Praxis*. Freiburg/Breisgau: Herder.
- Trepanier-Street, Mary L. & Romatowski, Jane A. (1999). The Influence of Children's Literature on Gender Role Perceptions: A Reexamination. *Early Childhood Education Journal*, 26(3), 155–159. <http://dx.doi.org/10.1023/A:1022977317864>
- Turner-Bowker, Diane M. (1996). Gender Stereotyped Descriptors in Children's Picture Books: Does "Curious Jane" Exist in the Literature. *Sex Roles*, 35(7/8), 461–488. <http://dx.doi.org/10.1007/BF01544132>
- Villa, Paula-Irene (2003). *Judith Butler*. Frankfurt/Main: Campus.
- Winderlich, Kirstin (2008). Jungen und Mädchen. Gender-Perspektiven im zeitgenössischen Bilderbuch. *Betrifft KINDER*, (10), 58–62.
- Wirtz, Markus & Caspar, Franz (2002). *Beurteilerübereinstimmung und Beurteilerreliabilität. Methoden zur Bestimmung und Verbesserung der Zuverlässigkeit von Einschätzungen mittels Kategoriensystemen und Ratingskalen*. Göttingen: Hogrefe.

## Zu den Personen

*Lars Burghardt*, M. A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Elementar- und Familienpädagogik der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Arbeitsschwerpunkte: Inanspruchnahme frühkindlicher institutioneller Betreuungseinrichtungen und pädagogische Qualität in Kindertageseinrichtungen.

Kontakt: Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Markusstraße 8a, 96047 Bamberg

E-Mail: [lars.burghardt@uni-bamberg.de](mailto:lars.burghardt@uni-bamberg.de)

*Florian Cristobal Klenk*, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Allgemeine Pädagogik und Berufspädagogik der TU Darmstadt, tätig im Projekt „Schulpädagogik der Vielfalt – Inklusiv Lehren und Lernen“. Arbeitsschwerpunkte: Gender und Queer Studies, genderinformierte (MINT-)Fachdidaktik, Bildungs- und Diskurstheorie, pädagogische Professionalisierung, differenzreflexive Inklusion.

Kontakt: Technische Universität Darmstadt, Alexanderstraße 6, 64283 Darmstadt

E-Mail: [f.klenk@apaed.tu-darmstadt.de](mailto:f.klenk@apaed.tu-darmstadt.de)

## Wie sehen Jugendliche Gender und Sex in öffentlicher Erziehung? Rekonstruktionen der Perspektiven von Adressat\_innen der Kinder- und Jugendhilfe

### Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt die Sichtweisen der jugendlichen Adressat\_innen auf sexualpädagogische Angebote in der offenen Jugendarbeit und der Heimerziehung. Im Vorfeld werden die Felder mit ihren Anforderungen und Herausforderungen zu sexueller Vielfalt und sexualpädagogischen Angeboten dargestellt. Der empirische Teil wird durch die Beschreibung des Erhebungs- und Auswertungsverfahrens – dem Gruppendiskussionen und erzählgenerierende Interviews unter Berücksichtigung der Adressat\_innenperspektive zugrunde liegen – eingeleitet. Im empirischen Hauptteil werden im Sinne der Adressat\_innenforschung die jugendlichen Sichtweisen dargestellt. Diese Darstellung unterteilt sich in drei Bereiche: Sexualität und Partnerschaften, Genderkonstruktionen und sexualpädagogische Angebote. Der Artikel schließt mit der Forderung nach weiterer Forschung zum Thema Gender in der Kinder- und Jugendhilfe, um die Sichtweisen der Jugendlichen zu berücksichtigen, aber auch, um reflektieren zu können, dass Jugendliche ebenfalls in einer heterosexuellen Matrix verhaftet sind und es einer Sexualpädagogik bedarf, die geschlechtersensibel gedacht werden kann.

### Schlüsselwörter

Jugendforschung, Kinder- und Jugendhilfe, qualitative Forschung, Gender, Heimerziehung, offene Jugendarbeit

### Summary

Young people's views of gender and sex in public education. Reconstructions of the viewpoints of young people living in residential care or taking part in youth work schemes

This article presents the viewpoints of young people who are living in residential care or taking part in youth work schemes. First, we present both fields with their specific needs and challenges as regards sexual diversity and sex education. The empirical part begins with a description of the survey and analysis – group discussions and interviews which take account of participatory research. The empirical part of the article presents the young people's points of view and is split into three sections: Sexuality and partner relationships; gender constructions; and sex education. In conclusion, we call for further research into youth work in order to include young people's perspectives as well as to be able to reflect the fact that young people too are trapped in the heterosexual matrix and that therefore sex education needs to be gender sensitive.

### Keywords

youth research, child and youth services, qualitative research, gender, residential care, open youth work

# 1 Einleitung

Ausgehend von empirischem Material zweier Forschungsprojekte wurde deutlich, dass Jugendliche unterschiedliche Vorstellungen von Geschlecht, Sexualität, Paarbeziehungen und sexuellen Orientierungen thematisierten. Diese Aspekte wurden zum Großteil im Zusammenhang mit Körperkontakt unter Jugendlichen von diesen erst besprechbar oder später durch Interpretationen sichtbar (Domann et al. 2015). Im Zuge dessen haben wir das Material auf diese Kategorien hin überprüft. Insgesamt ließ sich bei den Analysen rekonstruieren, dass die Themen Gender und Sexualität in den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe wenig Raum einnehmen und wenn, dann werden sie häufig heteronormativ hervorgebracht. Dazu werden stereotype Vorstellungen bedient, die von niedriger Diversität gekennzeichnet sind. Sexualpädagogische Angebote mit dekonstruktivistischen Ansätzen werden von den Fachkräften nicht eingesetzt. Entsprechend bleiben die Sichtweisen der Jugendlichen häufig unberücksichtigt, obwohl deutlich wird, dass Sexualität, Paarbeziehungen und Gender wichtige Themen für die Jugendlichen sind.

Ziel des Beitrags ist es daher, aus sozialpädagogischer und erziehungswissenschaftlicher Perspektive aufzuzeigen, wie Gender, verschiedene Beziehungsformen und Sexualität in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe – hier im Speziellen in der Heimerziehung und der offenen Jugendarbeit – besprochen, hinterfragt, berücksichtigt und umgesetzt werden (können). Hierfür werden aus einer Adressat\_innenperspektive heraus empirisch die Sichtweisen von Jugendlichen auf Sexualität, verschiedene Geschlechter und Doing Gender in ihren pädagogischen Orten dargestellt.

Im Folgenden findet sich eine Darstellung der Herangehensweise und der Untersuchungsfelder, die anschließend unter dem Blickwinkel sexueller und geschlechtlicher Vielfalt beleuchtet werden. Der empirische Teil bildet das Kernstück des Beitrags. Daraus wird ersichtlich, dass die Sichtweisen und Meinungen der Jugendlichen aus beiden Untersuchungsfeldern ähnlich orientiert sind.

Das empirische Material stammt aus zwei BMBF-geförderten Projekten. Im Projekt „Safer Places“<sup>1</sup> werden die Maßnahmen, die Bedeutung der Angebote, die Relevanz des Geschlechts und das Jugendbild verschiedener Einrichtungen der offenen Jugendarbeit sichtbar. Wir wollen vor allem die Bedeutung der Jugendgruppe für Trans\*-Jugendliche hervorheben, die sie ihr selbst zuschreiben. Für die Jugendlichen aus dem Projekt „Ich bin sicher!“<sup>2</sup> ist das Aufwachsen in stationären Erziehungshilfen ein anderes als in ihren Familien. Ersteres steht unter öffentlicher Aufsicht. Mitunter sind die Jugendlichen dabei repressiven Maßnahmen zum Schutz vor Schwangerschaften und im Umgang mit Paarbeziehungen ausgesetzt, die zumindest implizit die dortigen sexualpädagogischen Konzepte bestimmen.

1 Das Projekt „Safer Places“ läuft in der Förderlinie des BMBF „Sexualisierte Gewalt in pädagogischen Kontexten“ und befragt Jugendliche in der offenen Jugendarbeit, in der Jugendverbandsarbeit und im Jugendsport zu ihren Definitionen von Gewalt und zu ihren Erfahrungen in diesen pädagogischen Settings (Laufzeit 09-2013 bis 10-2016).

2 Das Projekt „Ich bin sicher!“ ist Teil der Förderrichtlinie des BMBF „Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten“. Aus der Sicht von Jugendlichen und Betreuungspersonen wird erforscht, was Kinder und Jugendliche in stationären Einrichtungen benötigen, damit sie sich dort sicher vor sexualisierter und anderen Formen von Gewalt fühlen können (Laufzeit 07-2013 bis 06-2016).

In der abschließenden Zusammenführung erhalten die Sichtweisen und Wünsche der jugendlichen Adressat\_innen einen wichtigen Stellenwert für die Entwicklung von Änderungswünschen und (neuen) Anforderungen an die offene Jugendarbeit und die Heimerziehung. Die Vorstellungen und Begrifflichkeiten der Jugendlichen zu den Themen Gender und Sexualität werden herausgearbeitet. Dies – so das abschließende Plädoyer – ist wichtig für die Sexualpädagogik, sie muss die Perspektiven der Adressat\_innen mehr berücksichtigen und in die Konzepte einbauen.

In beiden Feldern, der offenen Jugendarbeit und der Heimerziehung, erhält Partizipation einen hohen Stellenwert und wird in verschiedenen Bereichen intensiv umgesetzt. Aber es gibt nur wenige Diskussionen in Bezug auf Gender und sexuelle Selbstverortung hinsichtlich der Partizipation von Jugendlichen. Eine solche Diskussion soll mit diesem Beitrag angeregt werden.

## **2 Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Kinder- und Jugendhilfe?! – Untersuchungsfelder und Herangehensweisen**

Der Beitrag fokussiert zwei Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe – die Heimerziehung und die offene Jugendarbeit –, in denen die Adressat\_innensichtweisen mithilfe von Interviews und Gruppendiskussionen aufgenommen werden konnten. Die Umgangsweisen der Jugendlichen mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt sowie die verschiedenen Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe werden in diesem Kapitel beleuchtet.

### **2.1 Untersuchungsfelder**

Wir beziehen uns in diesem Beitrag auf die Formen der Heimerziehung nach § 34 SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfegesetz). Diese umfassen eine Betreuung, Beratung und Begleitung der Jugendlichen über Tag und Nacht, die neben pädagogischen auch therapeutische Angebote vorhält. Altersangemessen und dem jeweiligen Hilfeplanziel (bspw. Rückführung in die Familie, Vorbereitung zur selbstständigen Lebensweise) entsprechend sind die Hilfen zur Erziehung individuell gestaltet. Dabei stehen das individuelle Kindeswohl und die notwendige und geeignete Maßnahme zur Bewilligung im Fokus (Freigang/Wolf 2001: 14f.). Das Geschlecht der Jugendlichen kann dafür ein Kriterium sein, in welcher Einrichtung bzw. Maßnahme diese untergebracht werden. Einige Einrichtungstypen sind geschlechtergetrennt, da sie einem besonderen Konzept unterliegen (Freigang/Wolf 2001: 20f.).

Die offene Jugendarbeit als zweites Untersuchungsfeld ist durch § 11 SGB VIII geregelt (Bernzen 2013: 617). Die offene Jugendarbeit wird durch öffentliche und unterschiedliche freie Anbieter\_innen bereitgestellt und ist durch die Prinzipien Selbstorganisation, Ganzheitlichkeit und Partizipation gekennzeichnet (Bernzen 2013: 618). Durch die verschiedenen Arbeitsformen, Zielgruppen, Schwerpunkte und den offenen Zugang bietet die offene Jugendarbeit eine vielfältige Landschaft für die Jugendlichen (Ilg 2013: 20). Der Zugang zu den Einrichtungen wird häufig über bereits bestehende

Freundschaften hergestellt und die Jugendlichen stammen oft aus einem sozialräumlich engen Einzugsgebiet (Schmidt 2013: 15).

## 2.2 Kaum geschlechtersensible Angebote für Jugendliche

Jugendliche, die in der Heimerziehung aufwachsen oder Angebote der offenen Jugendarbeit wahrnehmen, haben wie alle Jugendlichen „ein Recht auf eine bewusste, pädagogisch reflektierte Förderung der psychosexuellen Entwicklung und Bildung“ (International Planned Parenthood Federation (IPPF) 2009). Die pädagogischen Einrichtungen sollen positive Lebensbedingungen für Jugendliche entwickeln und dazu beitragen, dass diese auch bestehen bleiben (Nordt/Kugler 2012: 10). Die gesetzliche Regelung bietet der Kinder- und Jugendhilfe also mittlerweile diverse Gestaltungsmöglichkeiten, Themen wie Gender und sexuelle Vielfalt in die Konzepte und die Praxis einzuarbeiten, um Jugendliche dadurch in der Ausbildung einer Persönlichkeit zu unterstützen und vor sexualisierter Gewalt zu bewahren.

Doch weite Bereiche der Kinder- und Jugendhilfe sind „sexualpädagogikfreie Zone“ (Winter 2013: 623). In einer Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2010) zur Jugendsexualität zeigt sich, dass für Jugendliche in Bezug auf Sexualaufklärung die Mitarbeitenden der Jugendhilfe keine Relevanz haben (Winter 2013: 619). Häufig sind Jugendlichen die Sinnhaftigkeit und die Qualität der Regeln im Umgang mit Sexualität nicht deutlich, sie unterscheiden sich zwischen den Einrichtungen zudem stark. Die Jugendlichen wünschen sich, über ihre gelebte Sexualität selbst zu entscheiden und den Verlauf und die Rahmung von sexualpädagogischen Interaktionen steuern zu können (Mantey 2015: 70ff.).

Wenn sexualpädagogische Angebote existieren, dann häufig, wenn es Auslöser oder eine Krise gab (wie Teenagerschwangerschaften oder sexualisierte Gewalt), diese sind dann meist funktional (Tuider 2015; Schmidt/Sielert 2012). Wenn der Fokus sexualpädagogischer Angebote auf diesen Krisen oder problematisierten Themen beruht, kann das öffentliche Bild einer sexuell verwahrlosten Jugend (Siggelkow/Büscher 2008) möglicherweise aufrecht erhalten bleiben (Henningsen 2015).

Sielert (2015) geht darauf ein, warum es keine gelebte Sexualpädagogik oder Konzepte zu sexueller Vielfalt in den Einrichtungen gibt, und begründet dies mit den Gefahrendiskursen, die in Europa existierten, sowie den gesellschaftlichen Entwicklungen. So war Sexualerziehung in Europa schon früh normativ und repressiv geprägt. Erst in den 1980er-Jahren entstand durch eine institutionalisierte Sexualpädagogik und Professionalisierung ein Paradigmenwechsel, der auch die individuelle sexuelle Selbstbestimmung fokussierte. Auch heute noch haben laut Sielert (2015) Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe häufig einen negativen Blick auf Jugendsexualität und richten ihre Sexualpädagogik auf die Bewältigung dieser Problemlagen aus. Ein Thematisieren von Intimität, Gefühlen, Spaß oder auch Problemen in der Sexualität kommt also in der Kinder- und Jugendhilfe nur selten vor (Sielert 2014). Die positive Bearbeitung von Sexualität ist demnach in den Konzepten der Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe nicht integriert oder mit hohen Hürden versehen und es fehlen entsprechende Fortbildungen.

Darüber hinaus werden vielfältige Lebensweisen bisher wenig berücksichtigt bzw. stark tabuisiert und die Fachleute haben keine pädagogische Praxis für den Umgang mit LGBTIQ-Jugendlichen (Höblich 2014; Nordt/Kugler 2012: 10; Schmidt/Schondelmayer 2015: 233f.). Aus diesem Grund fühlen sich LGBTIQ-Jugendliche oftmals ausgeschlossen und haben wenige aufbauende und positive Gelegenheiten, sich mit den Themen sexuelle Entwicklung oder Orientierung auseinanderzusetzen (Höblich 2014). Dem schließt sich auch Perels (2006) an, die darauf hinweist, dass LGBTIQ-Jugendliche häufig hin- und hergerissen sind zwischen der Notwendigkeit, über ihre sexuelle Identität öffentlich zu sprechen, um Angebote und Unterstützung zu bekommen, und der Angst vor Diskriminierungen und Angriffen gerade in Bezug auf die öffentliche Thematisierung ihrer sexuellen Identität. Zudem lassen sich aufseiten der Fachkräfte auch Vorurteile oder Ablehnungen gegenüber der thematischen Bearbeitung von LGBTIQ finden, gleichzeitig fehlt es an spezifischem Fachwissen bezüglich dieser Themen. Dies führt dazu, dass LGBTIQ-Jugendliche oder vielfältige sexuelle und geschlechtliche Lebensweisen nicht wahrgenommen werden (Höblich 2014; Nordt/Kugler 2012: 11; Perels 2006; Schmidt/Schondelmayer 2015: 233f.).

Dies ist vor allem verwunderlich, wenn man sich internationale Studien zu Qualifizierungsbedarfen und Weiterbildungen zu diesen Themen vergegenwärtigt. Sie zeigen, dass Fachkompetenz und striktes Ablehnen homophober oder sexistischer Einstellungen und Verhaltensweisen dazu führen, dass LGBTIQ-Jugendliche sich sicherer fühlen und Themen wie sexuelle Identität eher angesprochen werden können (Gay, Lesbian and Straight Education Network (GLSEN)/Harris Interactive 2012; Guasp 2012). Es kann also nur durch kontinuierliche Lernprozesse, Fortbildungen und eine begleitende Sexualpädagogik gelingen, einen selbstbestimmten und verantwortungsbewussten Umgang mit den Themen Sexualitäten, Gender und sexuelle Identität zu kreieren (Sielert 2015). Anliegen und Teil der Kinder- und Jugendhilfe müsste es daher sein, diese Themen und Bedarfe der Jugendlichen in den jeweiligen (sexualpädagogischen) Angeboten aufzugreifen und abzubilden (Tuider 2016). Stecklina und Wienforth (2016) plädieren in diesem Sinne für einen geschlechterreflektierenden Zugang in allen Bereichen der Kinder- und Jugendhilfe als Gesamtquerschnittsthema.

### 2.3 Jugendliche als Expert\_innen – Sample und Methoden

Die Jugendlichen in diesem Beitrag sind Adressat\_innen zweier verschiedener Felder der Kinder- und Jugendhilfe. Im Feld stationärer Erziehungshilfen sind es Jugendliche, die in den Heimeinrichtungen leben, und in der offenen Jugendarbeit Jugendliche, die deren Angebote besuchen. Die Forderung, der Perspektive der Adressat\_innen eine größere Bedeutung in der Forschung zukommen zu lassen, ist in der sozialpädagogischen Diskussion bereits seit geraumer Zeit zu finden, und hat eine Reihe empirischer Studien nach sich gezogen (zusammenfassend Bitzan/Bolay/Thiersch 2006; Graßhoff 2013). Dieser Beitrag ordnet sich hier ein: Es wird davon ausgegangen, dass Jugendliche nicht nur passive Rezipient\_innen der Kinder- und Jugendhilfe sind, sondern selbst aktiv beteiligt sind und werden müssen (Schaarschuch 1999). Daher wurden in den beiden Projekten „Safer Places“ und „Ich bin sicher!“ zwei ver-

schiedene Erhebungsmethoden, die der rekonstruktiven Sozialforschung zuzuordnen sind, angewendet.

In den stationären Erziehungshilfen wurden Gruppendiskussionen und in der offenen Jugendarbeit leitfadengestützte Interviews geführt. Beide Erhebungsverfahren sind erzählgenerierend fundiert und fokussieren auf Erzählungen von Erfahrungen und Orientierungen der interviewten Jugendlichen (Nohl 2012). Allgemein werden unter Gruppendiskussionen Gespräche einer Gruppe zu einem bestimmten Thema in einem von Forschenden arrangierten Geschehen verstanden. Obwohl der Prozess fremdinitiiert ist, soll ein selbstläufiges Gespräch möglichst nahe dem alltäglicher Situationen entstehen (Vogl 2005). Mit dem narrativ angelegten Leitfadeninterview lassen sich atheoretisches Wissen und konjunktive Erfahrungen erheben. Hiermit sind die Forschenden interessierende, thematisch gebundene Erzählungen sowie Erlebnisabschnitte gemeint, die die Interviewten aus ihrer Perspektive und alltäglichen Handlungspraxis heraus erzählen (Nohl 2012).

Als Auswertungsmethode diente sowohl für die Interviews als auch für die Gruppendiskussionen die Dokumentarische Methode, da sie es ermöglicht, handlungsleitendes implizites Alltagswissen von beforschten Personengruppen begrifflich-theoretisch auf der Grundlage ihrer Beschreibungen und Erzählungen zu explizieren (Nentwig-Gesemann 2002). Bei der empirischen Analyse ist innerhalb des Verfahrens der Dokumentarischen Methode grundlegend wichtig, den Sinngehalt zu rekonstruieren, der den Interviewtranskripten zugrunde liegt. Das heißt, dass der dokumentarische Sinngehalt erfasst wird und weniger der immanente (Nohl 2012). Hierfür wird die Interpretation in zwei getrennten Analyseschritten vorgenommen. Mit dem Ziel, den Zusammenhang zwischen Orientierungsmustern und Erfahrungen zu rekonstruieren, erfolgt zuerst die formulierende und als zweiter Schritt die reflektierende Interpretation (Nohl 2012: 2f.).

Bei der Auswahl der für diesen Beitrag relevanten Interviews und Gruppendiskussionen fokussierten wir uns auf Sequenzen, in denen die Themen Sexualität, Partnerschaften, Körperkontakt und Gender angesprochen wurden. Diese Themen wurden teilweise durch den Leitfaden oder die Jugendlichen selbst initiiert und zeigen, dass die Adressat\_innenperspektive mit dem Thema Gender in Beziehung steht. Diskussionen von Jugendlichen mit Fachkräften über Sexualität und Gender sind pädagogisch aufgeladen und verlieren die Perspektive der Jugendlichen bzw. nehmen diese nicht auf. Die Analysen ebendieser Sequenzen werden im folgenden Kapitel vorgestellt.

### **3 Sexualität und Gender aus der Perspektive der Jugendlichen**

Im empirischen Hauptteil des Beitrags richten wir den Fokus auf Herstellungsprozesse von Gender, Umgang mit Sexualität und Partnerschaft sowie auf sexualpädagogische Angebote in der offenen Jugendarbeit und in der Heimerziehung. Dafür legten wir folgende Fragen an das Material:

- Wie können aus der Sicht der Jugendlichen in der offenen Jugendarbeit und der Heimerziehung gegenwärtig Sexualität und Partnerschaften gelebt werden?

- Wie werden Gender und sexuelle Orientierungen in den Angeboten der Einrichtungen berücksichtigt und/oder hinterfragt?
- Welche sexualpädagogischen Angebote werden angeboten und/oder genutzt?

Nach diesen Fragen sind die drei Unterkapitel strukturiert und zeigen, wie die jugendlichen Adressat\_innen über Sexualität und Paarbeziehungen, Genderkonstruktionen und Sexualpädagogik sprechen, diese herstellen und damit umgehen.

Deutlich wird, dass beide Bereiche Mädchen als Zielgruppe sowie deren Schutz fokussieren. Wir zeigen auch, dass die Jugendlichen unabhängig von ihrem Status als Nutzer\_innen von Angeboten oder als Jugendliche in der Heimerziehung ähnliche Sichtweisen und Probleme deutlich machen. Vor allem die stationäre Jugendhilfe hält bisher wenige Angebote für verschiedene Formen der Identitäten und Orientierungen vor. Die Auseinandersetzungen der Jugendlichen mit ihren eigenen und anderen Körpern zeigen vor allem besonders genderstereotypische Formen und damit einhergehende Selbst- und Außerdarstellungen.

### 3.1 Sexualität, Paarbeziehungen und sexuelle Identitäten

Normative Vorstellungen von heterosexuellen Zweierbeziehungen lassen sich in vielen Wohngruppen der Heimerziehung finden, die jedoch nicht ausgelebt werden dürfen. Paarbeziehungen oder das Ausleben von Sexualität sind für Jugendliche innerhalb der Einrichtung oftmals verboten. So wurde in einer Gruppendiskussion mit 15- bis 17-jährigen Jugendlichen auf die Frage nach Liebe, Beziehungen oder Sexualität in der Einrichtung geantwortet: „Liebe dürfen wir hier nicht“. Diese institutionelle Regel scheint sehr präsent zu sein. Liebe und Sexualität werden von den Jugendlichen gleichgesetzt und beides ist in der Wohngruppe verboten. In anderen Einrichtungen wiederum waren Paarbeziehungen und Sexualität unter den Jugendlichen zwar offiziell erlaubt, aber deren Lebbarkeit zeigte sich als sehr schwierig und war mit Hürden verbunden.

Für das Verhalten außerhalb der Einrichtung herrscht in einigen Einrichtungen leichte Unklarheit. Es scheint eine geduldete Strategie zu sein, dass die Jugendlichen Intimität und Sexualität außerhalb der Einrichtung ausleben. Die Fachkräfte selbst möchten oder dürfen davon aber nichts explizit mitbekommen. Durch die Abstufungen der Regelungen für die Jugendlichen in „müssen“, „dürfen“ und „sollen“ ist für sie die Verbindlichkeit der Regeln schwierig nachzuvollziehen. Im Gegensatz zu den Verboten steht der Hinweis, dass, wenn es zu Sex kommen sollte, die Jugendlichen wenigstens verhüten sollen. Die Fachkräfte gehen davon aus, dass die Regel gebrochen wird. Sie weisen die Jugendlichen proaktiv darauf hin, wie sie im Fall von sexuellen Handlungen vorgehen sollen. Deutlich wird, dass die Jugendlichen, die nicht über die Ressource „Herkunfts familie“ bzw. ein gutes Verhältnis zu ihr verfügen, potenziell ausgegrenzt und benachteiligt sind. Denn es soll mit der Herkunftsfamilie abgestimmt werden, ob man eine Paarbeziehung und Sexualität leben darf. Die Verantwortung wird von den Fachkräften an die Eltern der Jugendlichen abgegeben, so können die Regeln der Institution unterwandert werden. Viele Jugendliche begrüßen – scheinbar – die Regelungen, dass sie keine Paarbeziehung in der Einrichtung führen dürfen („Ich finde das sehr gut“).

Dass die Begründungen der Regel sehr reflektiert wirken, kann auch damit erklärt werden, dass es nicht die Meinung der Jugendlichen ist, sondern die Regel der Fachkräfte, die sie zitieren und mit der sozial erwünschte Einstellungen vermittelt werden sollen. Durch die Regel soll umgangen werden, dass die Jugendlichen nach einer Trennung weiterhin zusammenleben müssen und sich zwangsläufig streiten. Keine Paarbeziehungen innerhalb der Einrichtung führen zu dürfen bedeutet so gesehen auf der einen Seite Schutz für die Jugendlichen – für das Paar selbst sowie auch für die anderen Jugendlichen. Auf der anderen Seite kann somit auch nicht über (sowohl negative als auch positive) Erfahrungen in Paarbeziehungen und mit Sexualität geredet werden.

Sexualität wird in den Einrichtungen also häufig auf die (vermeintlichen) Gefahren reduziert, den Jugendlichen ist oft nicht bewusst, was erlaubt ist und mit wem sie dies besprechen müssen oder können.

Überraschend ähnliche Meinungen zu Paarbeziehung und Sexualität fanden wir auch im Bereich der Trans\*-Jugendlichen. Alex (17) und Carlos (16) besuchen eine Trans\*-Jugendgruppe, sie fühlen sich dem männlichen Geschlecht angehörig und möchten möglichst bald ihre geschlechtsangleichenden Operationen durchführen lassen. Eine Paarbeziehung bzw. sexuelle Handlungen werden heterosexuell mit einer heterosexuellen Frau gedacht. Eine Beziehung mit einer lesbischen Frau stellt für Alex und Carlos keine Lösung dar, da es für die lesbische Frau eine Beziehung auf Zeit wäre – bis die geschlechtsangleichenden Operationen durchgeführt sind und Alex und Carlos auch körperlich keine Frauen mehr sind. Alex und Carlos selber möchten unter den momentanen Umständen keinen Sex haben und distanzieren sich von dem jetzigen Körper („man will ja nicht äh in dem Körper mit- mit dem Körper Sex haben, sondern eigentlich in dem richtigen dann“; „ich weiß ja nicht mal, wie ich das damit machen soll, also mit meinem- mit meiner jetzigen Ausstattung sozusagen“). Es wird deutlich, dass es ein langer Prozess ist, den die beiden durchlaufen müssen, bis sie aus ihrer Perspektive das erste Mal Sex und eine Beziehung haben können.

Carlos und Alex haben konkrete Vorstellungen von Sexualität, in denen sich eine Normalitätsvorstellung widerspiegelt. So wird das Interesse an Sexualität auf der einen Seite mit dem Alter begründet, in dem Jugendliche in unserer Gesellschaft Sexualität ausleben sollten. Auf der anderen Seite wollen sie eine heterosexuelle Zweierbeziehung führen, Frau und Mann gehören für sie zusammen. Damit arbeiten sich Alex und Carlos an den heteronormativen Grenzen ab und haben dabei eine Idee von Passung: Geschlecht und Geschlechtsorgan müssen zueinander passen, um Sexualität leben zu können.

Deutschlandweit zeigt sich in der aktuellsten Studie zu Jugendsexualität der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA), dass die Jugendlichen sexuell relativ gut aufgeklärt und selbstbewusst sind, dass sie sexuell aktiv sind und verhüten (BzgA 2015: 1). Für die in diesem Rahmen befragten Jugendlichen gab es keine Irritationen von unterschiedlichen sexuellen Orientierungen und den gesellschaftlich heteronormativen Ansprüchen, denen sie entsprechen wollen. Es zeigt sich bei unseren jugendlichen Studienteilnehmer\_innen, dass sie generell heterosexuelle Muster anstreben, sowohl bei Paarbeziehungen als auch bei Sexualität.

Die untersuchten Einrichtungen verhalten sich im Umgang mit Sexualität paradox gegenüber den zu betreuenden Jugendlichen. Einerseits sehen und streben sie nur heterosexuelle Normen an und erwarten geschlechterkonforme Rollen („typisch männlich“,

„typisch weiblich“, Paarbeziehungen und Sexualität finden nur zwischen Jungen und Mädchen statt). Andererseits verbieten die Einrichtungen das körperliche (Aus-)Leben der erwarteten Rollen (besonders Heimerziehung). Die Jugendlichen können dadurch ihre gewünschte Sexualität nur unter bestimmten Voraussetzungen (aus)leben.

### 3.2 „Jungs spielen Fußball und Mädchen schminken sich“ – Genderkonstruktionen

Aus Erzählungen über Körperkontakt, eigene Wünsche und Angebotsstrukturen werden die Konstruktionen und Rekonstruktionen von Gender sichtbar. Besonders deutlich werden genderstereotypische Formen der Auseinandersetzungen der Jugendlichen mit ihren Körpern und der damit einhergehenden Selbst- und Außendarstellung.

Als im Jugendhaus nach der Vorstellung von geschlechterspezifischen Angeboten gefragt wird, wird von einem Jungen die Idee geäußert, dass Jungen wahrscheinlich bei diesen Angeboten Fußball spielen und Mädchen sich schminken würden. Selbst hat der Interviewte noch keines dieser Angebote besucht, weiß aber, dass es sie gibt. Er hat eine stereotype Vorstellung dieser Projekte, in denen ausschließlich Dinge getan werden, die nur zu „einem“ Geschlecht passen. Die Aktivitäten finden entsprechend der Geschlechtertrennung statt. Einige Mädchen berichten tatsächlich von Themen-Mädchentagen, an denen das Schminken im Fokus stand. Es gibt aber auch Erzählungen zu offenen Angeboten, in denen ganz andere Projekte und Aktionen (z. B. ein selbst organisierter thematischer Filmabend) angeboten werden. Die Ankündigungen der Angebote scheinen für die Jugendlichen unscheinbar und/oder intransparent zu sein, sodass nur durch den Besuch eines Angebots die Erwartung an solche Angebote überprüft werden kann.

Die geschlechtsstereotypischen Vorstellungen lassen sich auch in Bezug auf die eigene Außendarstellung sowie auf die Erfahrung der Kategorisierung nach Mädchen und Jungen durch andere Personen aufzeigen. Dies soll exemplarisch an Alex und Carlos verdeutlicht werden. Alex hat als Kind auf eigenen Wunsch angefangen, in einer „Jungmannschaft“ Fußball zu spielen. Zwar ist Alex in für ihn typischen „Jungsklamotten rumgelaufen“, aber er wurde vom damaligen Trainer als Mädchen adressiert und Alex durfte mit zwei weiteren Mädchen aus dem Fußballteam nur jeweils ein paar Minuten mitspielen. Als Mädchen adressiert zu werden bedeutet in diesem Fall, im Training nicht gefördert zu werden und gezeigt zu bekommen, dass Mädchen nicht Fußball spielen können oder sollen. Dass Fußball aus der Perspektive von Alex ein Jungensport ist, macht sich daran bemerkbar, dass er betont, dass nur zwei weitere Mädchen in dem Fußballteam sind und dass der Vater Alex zum Sport bringt. Da Alex sich mit dieser Rollenzuschreibung nicht abfinden wollte, trat er aus und spielte danach nur privat mit seinem Vater Fußball. Einen Bruch erlebt er mit dem Wechsel auf die weiterführende Schule, der gleichzeitig den Eintritt in die Pubertät markiert. Dadurch nehmen der gesellschaftliche und auch durch Peers herangetragene Druck und die Erwartungshaltungen zu, sich innerhalb der Zweigeschlechtlichkeit und der Norm zu positionieren, vor allem hinsichtlich der Außendarstellung und des Tragens von geschlechtsspezifischer Kleidung („zieh doch mal ein schönes ähm Kleid an“). Dadurch sowie durch den inneren Wunsch nach Anerkennung haben Carlos und Alex nicht mehr selbstbewusst agieren können und sich angepasst („dann

habe ich mir dann gedacht, ja, du solltest dich vielleicht mal richtig anziehen. So, wie es eigentlich sein sollte. Wie andere das von dir erwarten.“). Alex verspürte ein Unwohlsein ab diesem Moment und Ausgrenzungsmechanismen werden sichtbar, wenn Jugendliche nicht den normativen Vorstellungen von Mädchen und Jungen entsprechen.

Das Eintreten in eine Mädchenfußballmannschaft und das Kennenlernen dieser Mädchen hat Alex dazu verholpen, anzuerkennen, was er wirklich möchte und dass dies bedeutet, sich in der Öffentlichkeit als Junge zu präsentieren. Alex und Carlos möchten nicht als Mädchen kategorisiert werden, halten aber gleichzeitig an der Zweigeschlechtlichkeit und den normativen Vorstellungen von „Mädchen sein“ und „Junge sein“ fest. Die Erwartungen, die von der Gesellschaft an Jungen herangetragen werden, wollen und möchten sie erfüllen. Es geht ihnen also nicht darum, die Geschlechterkategorien aufzubrechen.

Auch in den Gruppendiskussionen mit Jugendlichen in Heimgruppen werden Vorstellungen von geschlechtertypischen Kategorien sichtbar. So erzählen die Jugendlichen einer Heimgruppe gemeinsam zwei Geschichten, die beide vom selben Jungen – André – handeln, der jedoch zum Zeitpunkt der Gruppendiskussion nicht mehr in der Einrichtung lebt. André habe mehrmals körperliche Gewalt gegenüber seiner festen Freundin ausgeübt, die ebenfalls in der Einrichtung lebte. John wird in der Geschichte zum Retter des Mädchens, indem er André, ebenfalls durch die Anwendung körperlicher Gewalt, nieder ringt. Der Fokus der Erzählung, die sich zwischen den Jungen entfaltet, liegt auf der plastischen und drastischen narrativen Darstellung und Stilisierung der Gewalthandlungen. Die „Rettung“ des Mädchens unterstreicht ihre Passivität und stilisiert John zugleich zum Helden. Diese Darstellung seiner Handlung unterstreicht John später mit der Metaphorisierung des Gegenübers als Waffe: „der Junge ist unberechenbar, der ist ja/ (.), der tickt schnell aus is aggressiv. Der ist wie eine Waffe, wenn du Kick machst, er Puff.“. Durch die Darstellung wird das Gegenüber als gefährlich, explosiv und aggressiv dargestellt und zugleich zu einer trivialen Maschine erklärt, die keine persönliche Individualität hat.

Auch in der zweiten Geschichte über eine körperliche Auseinandersetzung mit André stellt John (wieder) seine Gewalt als moralisch vertretbar dar, setzt seine Kraft für Kontrolle, Rettung und die Einhaltung des Rechts ein. So wird erzählt, wie John die Schreie des Mädchens gehört habe, zu ihr hingelaufen sei und „den Jungen“ überwältigt habe, indem er ihn „angefallen“, dann niedergerungen und eine Treppe hinab zu den Betreuungspersonen der Gruppe gebracht habe. In der Auseinandersetzung mit der „Waffe“ André wird John selbst zum Tier, das diesen „anfällt“. Die Erzählungen über André enden mit einer abschließenden moralischen Einschätzung durch die Jungen („krank“, „balla balla“). Die Körper und körperlichen Handlungen in den beiden Geschichten weisen Folgendes auf: André, der seine Freundin schlägt, ist wie eine Waffe, fest, mechanisch, sehr gefährlich, bis zu dem Punkt, an dem John ihn überwältigt. Johns Körper wird zu einer beschützenden ‚Bestie‘ seiner Gruppe gegen eine fremde und nicht zu duldende ‚Maschine‘. Es entsteht ein Zusammenhang von Gewalt, Männlichkeit und Weiblichkeit. Legitime männliche Gewalt richtet sich gegen ebenbürtige Gegner und nicht gegen Frauen. Weiblichkeit wird in diesen Passagen eher mit Schwäche, Passivität und Wehrlosigkeit in Verbindung gebracht. Gleichzeitig wird Andrés Gewalthandeln gegen eine Frau für illegitim erklärt und pathologisiert („krank“). Sich von André abgrenzend, lässt sich über John eine positive Männlichkeit darstellen: Sie zeigt sich in körperlicher Überlegenheit, Sicherung der Regeln der Gemeinschaft, Mut, Gerechtigkeitsempfinden

und Schutz von (weiblichen) Opfern. Durch die Herstellung von Ordnung wird die eigene Gewalt legitimiert und abgesichert (vgl. ausführlicher dazu Domann et al. 2015).

In einer weiteren Gruppendiskussion in einer Wohngruppe geht es darum, was in der Peer-Gruppe als legitimes beziehungsweise abweichendes Sexualverhalten gesetzt wird:

„Anna: ... und das Mädchen, ich weiß nicht, ob man das Sexsucht nennt, wie auch immer, (.) äh hat auf jeden Fall (.) waren es drei oder vier? ...//Drei// Vier, mit Aaron vier. Äh hat sie halt allen hintereinander so //mal schön//

Melanie: //Und die ist erst// vierzehn.

Anna: einen geblasen.“

Unter den Jugendlichen existiert ein informelles Regelwerk, wie Sexualität gelebt werden kann und auch soll. Das Besondere scheint für die Jugendlichen nicht zu sein, dass trotz Verbot Sexualität unter den Jugendlichen in der Einrichtung gelebt wird, sondern vielmehr die Form, wie sie gelebt wird. Mädchen erscheinen in ihrer Weiblichkeit im negativen Sinne als promiskuitiv, wenn sie die hohen moralischen Ansprüche, die an sie in punkto Enthaltensamkeit gestellt werden, nicht erfüllen. Auf diese Weise wird den Jugendlichen suggeriert, dass sie sich an den traditionellen Rollenmustern orientieren sollen. Die damit einhergehende Form der Stigmatisierung wird in der feministischen Literatur auch als „slut-shaming“ bezeichnet und gründet sich in der gesellschaftlichen Ambivalenz, gemäß der in heterosexuellen Orientierungen Mädchen und Frauen zwar von Jungen und Männern begehrt werden, jedoch selbst keine sexuellen Bedürfnisse haben sollen (Tolman 2005: 5; Ringrose 2013: 93; vgl. ausführlicher dazu Domann et al. 2015).

Auch in diesen Sequenzen werden die Orientierungen an heteronormativen Vorstellungen von Gender sehr deutlich. Die Jugendlichen suchen nach den Anknüpfungspunkten für ihre Identität und ihre Handlungslegitimationen und bewerten andere nach diesen Wertmaßstäben. Es sind nicht nur die Ansprüche, Wünsche und Vorurteile der Gesellschaft, sondern die Peers untereinander arbeiten mit ihnen und fügen sie in ihren Umgang miteinander ein.

### 3.3 Sexualpädagogische Angebote

Im vorangegangenen Kapitel wurden Angebote zu Sexualität, Liebe, Identitäten und Paarbeziehungen bereits angesprochen. Im Weiteren zeigt sich, dass innerhalb dieses Feldes teilweise große Unterschiede in den Angebotsformen und in der Zufriedenheit bei den Jugendlichen vorliegen. Es werden weitere Projekte und regelmäßige Angebote vorgestellt, von denen die Jugendlichen in den Interviews und Gruppendiskussionen berichteten.

Ein Mädchenprojekt mit externen Gästen und einem festen regelmäßigen Plan erhält von den Jugendlichen aus der Heimerziehung keine positiven Bewertungen. Sie finden die Themen unpassend, unverständlich oder wissen bereits „alles über Sex“. Im Mädchenprojekt werden externe Personen von verschiedenen Ämtern und Einrichtungen eingeladen, sie sprechen mit Mädchen ab 14 Jahren über Liebe und Aggression (aber auch Klamotten, Make-up, Verhütung, Sex, Liebe, Vertrauen, Depression). Der dargestellte Zusammenhang von Sex und Depressionen ist für die Jugendlichen nicht nachvollziehbar und wird entsprechend kritisiert. Die wöchentlichen Treffen sollen ei-

nen geschützten Raum darstellen, aber auch ein Junge der Gruppe kennt die Inhalte und Abläufe des Mädchenprojekts. Die Unsicherheit der Mädchen, wie die externen Gäste mit dem Gesprächsinhalt umgehen, wird angereichert mit dem Unwissen, wie die (anderen) Mädchen selbst damit nach außen gehen. Entsprechend hinterfragen sie den Nutzen und Ablauf des Mädchenprojekts für sich.

Ähnliche Positionen finden sich auch beim Kummerkasten der Einrichtung. Die Jugendlichen wissen, dass sie ein Schuleingeständnis oder Probleme anonym in den Kasten einwerfen können, diese werden von unbekanntem externen Personen ausgewertet. Was damit anschließend passiert, wissen die Jugendlichen nicht. Deshalb haben sie den Kummerkasten noch nicht genutzt. Sie suchen sich eher Personen der Einrichtung, die aber nicht in der Heimgruppe arbeiten, um ihre Sorgen und Probleme individuell und im Dialog zu besprechen. Die Anonymität ist den Jugendlichen nicht so wichtig wie der Kontrollverlust, was mit ihren Aussagen in- und außerhalb der Einrichtung oder Gruppe passiert. Sie wollen die Kontrolle darüber behalten, was mit wem besprochen wird. Dies wird auch auf das Mädchenprojekt übertragen.

Ein weiteres Angebot richtet sich an Jungen und Mädchen ab 14 Jahren aus der Heimerziehung, dabei werden verschiedene Themen besprochen. Unter anderem geht es um Sexualität, was sich aber eher auf die biologischen Vorgänge wie Schwangerschaft und Krankheiten bezieht. Dieses Wissen haben die Jugendlichen bereits aus der Schule und finden eine erneute Bearbeitung entsprechend unwichtig. Sie sprechen also in der Schule oder bei den sexualpädagogischen Angeboten in der Einrichtung über Sex und nicht über sexuelle Orientierungen und es werden auch keine Erfahrungen oder Probleme besprochen.

Einen speziell ausgerichteten Tag für Jungen und Mädchen gibt es (auch) in einigen Einrichtungen der offenen Jugendarbeit. Dabei werden vorrangig die Wünsche der Jugendlichen umgesetzt, die sich insbesondere auf das Ansehen von Filmen beziehen. Die lesbischen Mädchen schauen an ihren Mädchentagen Filme mit lesbischem Inhalt, die schwulen Jungen Filme mit schwulem Inhalt. Wenn sie gemeinsam geschlechtergemischt einen Film ansehen, wird meist ein „Heterofilm“ ausgewählt. Dies deutet auf eine doppelte Geschlechtertrennung hin, die zuerst in den speziellen Tagen mit entsprechenden Gesprächen und Problemen vorgenommen wird und dann bei den gemeinsamen Filmabenden, bei denen keine gegenseitige Sensibilisierung für die Lebenslagen von schwulen oder lesbischen Jugendlichen stattfinden kann. Darüber hinaus ist es eine Herausforderung, wie weitere Orientierungen und Lebensweisen (trans\*, queer, inter, bi etc.) in diese Tage eingebunden werden.

Besonders ist hier, dass von einem speziellen Angebot auch für (schwule) Jungen berichtet wurde, da es insgesamt wenig Jungenpädagogik in der Jugendarbeit gibt. Für Mädchen dagegen fanden sich Mädchentage, -angebote oder spezielle Mädchenräume. Es ist aber zu beachten, dass diese Jungen- und Mädchentage wieder in den zweigeschlechtlichen Kategorien verhaftet bleiben.

Die unterschiedlichen sexualpädagogischen Angebote richten sich über die beiden beforschten Felder hinweg insbesondere an Mädchen und bieten einen Schutzraum vor Diskriminierung und Gewalt. Aus dem Material zeigt sich auch, dass nur die Mädchen über die Angebote sprechen und die Jungen sich bei den Themen sexualpädagogischer Angebote stark zurückhalten. Dies sind in Bezug auf die sexualpädagogischen Angebote

die einzigen Gemeinsamkeiten, die sich im Vergleich der beiden Erhebungsfelder finden lassen. Die Angebotsformen der offenen Jugendarbeit waren deutlich mehr an den Interessen der Jugendlichen orientiert, konnten zu deren Zufriedenheit umgesetzt werden und die Angebote wurden von den Jugendlichen bekannten Fachkräften begleitet. Deutlich anders gestalten sich die Mädchentage in der Heimerziehung, die von den Mitarbeitenden organisiert und von externen Fachkräften umgesetzt wurden. Dabei fand keine gemeinsame Themenabsprache mit den Jugendlichen statt. Besonders wurde die Aufklärung über Schwangerschaft thematisiert, Sexualität wurde auf vermeintliche Gefahren reduziert.

Sex wurde von den Mädchen nach Teilnahme an den Mädchenprojekten mit Depression und Aggression in Zusammenhang gebracht, was die Genderkonstruktion mit Viktimisierung unterstützt. Den befragten Jungen werden in der Heimerziehung keine sexualpädagogischen Projekte angeboten, sondern die Thematik Sexualität wird tabuisiert. Die Themen müssten also auf jugendliche Wünsche angepasst sein und für sie spannend aufbereitet werden.

## 4 Fazit: Umgang mit Sexualität und Gender

In der abschließenden Zusammenführung zeigen sich Gemeinsamkeiten im Umgang mit Sexualität und Gender. Es zeigte sich im Vergleich der Untersuchungsfelder, dass vor allem die stationäre Jugendhilfe bisher keine/wenig Angebote für verschiedene Formen der Identitäten und Orientierungen macht. Jugendliche thematisieren unabhängig von ihrem Status als Nutzer\_innen von Angeboten oder als Jugendliche in der Heimerziehung ähnliche Sichtweisen, Wünsche und Probleme. Die Auseinandersetzungen mit ihren eigenen und anderen Körpern zeigen vor allem genderstereotypische Formen und damit verbunden entsprechende Selbst- und Außerdarstellungen.

### 4.1 Arbeits- und Handlungsfeld Sexualpädagogik

Aus dem Material konnte abgeleitet werden, dass sexuelle Bildung mit positiven Aspekten versehen werden muss, dass diese eine wichtige Form der gesellschaftlichen Teilhabe ist und dass es nötig ist, jugendlicher Sexualität positiv gegenüberzustehen (Mantey 2015: 72ff.; Tuiden 2015: 68ff.). Die bisherigen Angebote stehen teilweise im Kontrast zu den Wünschen und Interessen der Jugendlichen, die Zielgruppe der pädagogischen Arbeitspraxis sind. Die vorhandenen sexualpädagogischen Angebote und Konzepte resultieren aus Krisen heraus und sind mit der Absicht einer Gefahrenreduzierung versehen (Tuiden 2015; Schmidt/Sielert 2012; Sielert 2014). Dies zeigte sich besonders in den Gruppendiskussionen aus der Heimerziehung. Sexualpädagogische Angebote müssen weit darüber hinausgehen, über Schwangerschaft, sexuell übertragbare Krankheiten und sexualisierte Gewalt zu informieren, und sich den Interessen der Jugendlichen widmen. Themen wie Paarbeziehungen, sexuelle Orientierungen, genderkonformes und -nonkonformes Verhalten, Konsum von Pornografie, Gefühle etc. spielen in deren Alltag eine wesentliche Rolle und werden kaum pädagogisch mit ihnen bearbeitet. Zusätzlich bedarf es mehr Forschung zum Thema Gender in beiden Untersuchungsfeldern, um diese Aspekte jugendgerecht angehen zu können.

## 4.2 Arbeits- und Handlungsfeld Adressat\_innensichtweise

Die Sichtweisen und Wünsche der jugendlichen Adressat\_innen haben einen wichtigen Stellenwert für die Entwicklung von Änderungswünschen und (neuen) Anforderungen an die offene Jugendarbeit und Heimerziehung. Sowohl die Gruppe der Jugendlichen in der offenen Jugendarbeit als auch diejenige in der Heimerziehung haben besondere Wünsche und Ansprüche an die Angebote der pädagogischen Fachkräfte. Diese Angebote sind so unterschiedlich und komplex, dass sie schwer darzustellen sind. Die Sichtweise von jungen Menschen muss weiterhin Grundlage für Angebote sein, um deren Genderkompetenz, Selbstbewusstsein und Toleranz zu stärken. Es ist eine große Herausforderung, mit den verschiedenen Wünschen umzugehen, aber zugleich ist genau dies eine Aufgabe der Jugendarbeit und Sozialpädagogik. Die Sichtweise der Jugendlichen muss aber auch in anderen Lebensbereichen stärker abgefragt und berücksichtigt werden, damit das Aufwachsen für sie positiv und zu ihrer Zufriedenheit gestaltet werden kann. Viele Ansätze und Projekte gibt es bereits in Bezug auf die Gestaltung der gemeinsamen Regeln, die Umsetzung von Schutzkonzepten gegen Gewalt oder die Beteiligung in Entscheidungsgremien (Wolff/Hartig 2006).

## 4.3 Zusammenführen der Handlungsfelder und Sichtweisen der Jugendlichen

Die jugendlichen Adressat\_innen zeigten in den Interviews und Gruppendiskussionen deutliche Orientierungen an der „heterosexuellen Matrix“ (Butler 1990) und an monogamen Paarbeziehungen.

Sexualität, Paarbeziehungen und Gender sind gerade im Jugendalter zentrale Themen, mit denen sich Jugendliche in ihrer alltäglichen Lebenswelt auseinandersetzen. Sie sehen Symbole und Attribute von Geschlechtszugehörigkeit und lernen, wie sie ihre eigene Geschlechtsidentität damit gestalten und welche Rollen sie einnehmen können. Neben positiven werden auch negative Attribute mitprojiziert. Zum einen wird Geschlechtsidentität durch die Wahrnehmung der Rollenzuweisung mitkonstruiert. Zum anderen wird die erworbene Geschlechtsidentität durch ständiges Reproduzieren der damit verbundenen Attribute aufrechterhalten, bekräftigt, verfestigt und nach außen hin dargestellt (Karsten 2011: 549). Jugendliche müssen dazu befähigt und darin unterstützt werden, mit der existierenden Diversität selbstbestimmt umzugehen (Mantey 2015: 72ff.; Tuider 2015: 68ff.). Dies macht vor allem die alltägliche Erfahrung mit Diskriminierungen, insbesondere von jenen Menschen, die nicht in das zweigeschlechtliche Schema passen oder die heterosexuellen Erwartungen nicht erfüllen, deutlich (Tuider 2015: 68ff.).

Zusammen mit den Erkenntnissen aus unseren Analysen bedeutet dies, dass die Themenbereiche Gender und Sexualität mehr in den untersuchten Bereichen der Kinder- und Jugendhilfe berücksichtigt und bearbeitet werden müssen, um eine Sensibilisierung dafür zu erreichen.

Zudem scheinen, wie in der Empirie aufgezeigt, in den derzeitigen sexualpädagogischen Angeboten heteronormative Stereotype vorhanden zu sein, die es aufzubrechen gilt. Dies versucht auch eine „Sexualpädagogik der Vielfalt“ (Tuider et al. 2012). Ihre

Angebote können eine Dekonstruktion von Gender und von der Vorstellung der „heteronormativen Zweierbeziehung“ als Normal- und Idealform erreichen, um Vorurteile abzubauen. Wo können Jugendliche in einer eigentlich partizipativ-orientierten Jugendhilfe Unterstützung und Rat finden, wenn sie diesen Stereotypen entsprechen wollen und gleichzeitig von diesen als abweichend angesehen werden? Es scheint fast so, als ob die Sexualpädagogik und Adressat\_innenorientierung im gleichen Themenfeld nebeneinander bestehen und die gemeinsame Schnittmenge gering ausfällt. Es braucht also mehr Diskussionen darüber, wie Jugendliche und Sexualpädagogik zusammenkommen.

Beide, die Adressat\_innenforschung und die Sexualpädagogik, müssen weitergedacht werden, die Sichtweisen der Jugendlichen berücksichtigen, aber auch reflektieren, dass Jugendliche ebenfalls in einer heterosexuellen Matrix verhaftet sind. Es braucht neben der Adressat\_innenperspektive eine Sexualpädagogik, die geschlechtersensibel gedacht werden kann. Diese stärkt dann die Partizipation, arbeitet mehr mit den jugendlichen Sichtweisen und beginnt nicht gleich mit deren Dekonstruktionen. Wünschenswert ist also ein ausgeglichenes Verhältnis von Adressat\_innensicht und Dekonstruktion. Dieses neue Zusammenspiel von Sexualpädagogik und jugendlichen Sichtweisen muss in den öffentlichen Erziehungseinrichtungen aktiver sein.

## Literaturverzeichnis

- Bernzen, Christian (2013). Rechtliche Grundlagen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit im Bundes- und Landesrecht. In Ulrich Deinet & Benedikt Sturzenhecker (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (4., überarbeitete und aktualisierte Aufl., S. 617–628). Wiesbaden: Springer VS. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-18921-5\\_72](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-18921-5_72)
- Bitzan, Maria; Bolay, Eberhard & Thiersch, Hans (Hrsg.). (2006). *Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe*. Weinheim u. a.: Juventa.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) (Hrsg.). (2010). *Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern – aktueller Schwerpunkt Migration*. Köln. Zugriff am 20. Juli 2016 unter [www.forschung.sexualaufklaerung.de/fileadmin/fileadmin-forschung/pdf/Jugendsexualität.pdf](http://www.forschung.sexualaufklaerung.de/fileadmin/fileadmin-forschung/pdf/Jugendsexualität.pdf).
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) (2015). *Pressemitteilung. Erste Ergebnisse der BzGA-Studie „Jugendsexualität 2015“: Jugend nicht früher sexuell aktiv – Verhütungsverhalten entwickelt sich weiterhin positiv*. Zugriff am 19. November 2015 unter [www.bzga.de/presse/pressemitteilungen/?nummer=1020](http://www.bzga.de/presse/pressemitteilungen/?nummer=1020).
- Butler, Judith (1990). *Gender trouble. Feminism and the subversion of identity*. New York: Routledge.
- Domann, Sophie; Eßer, Florian; Rusack, Tanja; Klepp, Nele & Löwe, Carolin (2015). Jugendliche in der Heimerziehung zwischen Verboten, informellen Regeln und Klatsch. Umgangsweisen mit Körperkontakt. *Neue Praxis*, 45(5), 503–518.
- Freigang, Werner & Wolf, Klaus (2001). *Heimerziehungsprofile. Sozialpädagogische Portraits*. Weinheim, Basel: Beltz.
- Gay, Lesbian and Straight Education Network (GLSEN) & Harris Interactive (2012). *Playgrounds and prejudice. Elementary school climate in the United States. A survey of students and teachers*. New York: GLSEN.

- Graßhoff, Gunther (Hrsg.). (2013). *Adressaten, Nutzer, Agency. Akteursbezogene Forschungsperspektiven in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19007-5>
- Guasp, April (2012). *The School Report. The experiences of gay young people in Britain's schools in 2012*. Stonewall. Zugriff am 20. Juli 2016 unter [https://www.stonewall.org.uk/sites/default/files/The\\_School\\_Report\\_2012\\_.pdf](https://www.stonewall.org.uk/sites/default/files/The_School_Report_2012_.pdf).
- Henningens, Anja (2015). Sexualpädagogik als Profession – Ein Zustandsbericht. *Sozialmagazin*, 1-2(2), 48–55.
- Höblich, Diana (2014). „Das ist doch voll schwul!“ Sexuelle Orientierung und Scham in der Kinder- und Jugendhilfe. *Sozial Extra*, 3, 43–46. <http://dx.doi.org/10.1007/s12054-014-0066-1>
- Ilg, Wolfgang (2013). Jugendarbeit – Grundlagen, Prinzipien und Arbeitsformen. In Thomas Rauschenbach & Stefan Borrmann (Hrsg.), *Arbeitsfelder der Kinder- und Jugendarbeit* (S. 12–33). Weinheim: Beltz Juventa.
- International Planned Parenthood Federation (IPPF) (2009). *Sexuelle Rechte: Eine IPPF-Erklärung. Eine Welt voll Möglichkeiten durch Entscheidungsfreiheit*. London: IPPF.
- Karsten, Maria-Eleonora (2011). Gender-Mainstreaming in der Sozialpädagogik. In Hans-Uwe Otto & Hans Thiersch (Hrsg.), *Handbuch soziale Arbeit: Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (4., völlig neu überarbeitete Aufl., S. 549). München: Reinhard. <http://dx.doi.org/10.2378/ot4a.art051>
- Mantey, Dominik (2015). Sexualpädagogik in der Heimerziehung? „Ja gerne, aber ich entscheide selbst!“. *Sozialmagazin*, 40(1–2), 70–79.
- Nentwig-Gesemann, Iris (2002). Gruppendiskussionen mit Kindern. *ZBBS* (1), 41–63.
- Nohl, Arnd-Michael (2012). *Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis* (4., überarbeitete Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Nordt, Stephanie & Kugler, Thomas (2012). Einführung. In Queerformat/Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg (Hrsg.), *Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen* (S. 9–13). Berlin.
- Perels, Kirsi-Marja (2006). *Queere Jugendliche (k)ein Thema für die Jugendhilfe. Menschenrechtliche Perspektiven für die Praxis Sozialer Arbeit am Beispiel lesbischer, schwuler und transgener junger Menschen*. Berlin. Zugriff am 20. Juli 2016 unter [www.andersartig.info/files/studie-queere-jugendliche.pdf](http://www.andersartig.info/files/studie-queere-jugendliche.pdf).
- Ringrose, Jessica (2013). *Postfeminist education? Girls and the sexual politics of schooling*. London u. a.: Routledge.
- Schaarschuch, Andreas (1999). Theoretische Grundelemente Sozialer Arbeit als Dienstleistung. *Neue Praxis*, 29(6), 543–560.
- Schmidt, Holger (2013). Das Wissen zur offenen Kinder und Jugendarbeit. In Ulrich Deinet & Benedikt Sturzenhecker (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (4., überarbeitete und aktualisierte Aufl., S. 11–22). Wiesbaden: Springer VS. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-18921-5\\_2](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-18921-5_2)
- Schmidt, Friederike & Schondelmayer, Anne-Christin (2015). Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt – (k)ein pädagogisches Thema? Pädagogische Perspektiven und Erfahrungen mit LSBTI. In Friederike Schmidt, Anne-Christin Schondelmayer & Ute B. Schröder (Hrsg.), *Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine* (S. 223–240). Wiesbaden: Springer VS.
- Schmidt, Renate-Berenike & Sielert, Uwe (2012). *Sexualpädagogik in beruflichen Handlungsfeldern*. Köln: Bildungsverlag EINS.
- Sielert, Uwe (2014). Sexuelle Bildung statt Gewaltprävention. In Karin Böllert & Martin Wazlawik (Hrsg.), *Sexualisierte Gewalt. Institutionelle und professionelle Herausforderungen* (S. 111–123). Wiesbaden: Springer VS. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19095-2\\_9](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19095-2_9)

- Sielert, Uwe (2015). Vom Repressionskurs zur sexuellen Bildung. Paradigmenwechsel der Sexualpädagogik im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen. *Sozialmagazin*, 1–2, 6–15.
- Siggelkow, Bernd & Büscher, Wolfgang (2008). *Deutschlands sexuelle Tragödie: Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist*. Asslar: Gerth Medien.
- Stecklina, Gerd & Wienforth, Jan (2016). Jungenarbeit im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe. In Wolfgang Schröer, Norbert Struck & Mechthild Wolff (Hrsg.), *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe* (2., überarbeitete Aufl., S. 365–386). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Tolman, Deborah L. (2005). *Dilemmas of desire. Teenage girls talk about sexuality*. Cambridge/Massachusetts u. a.: Harvard Univ. Press.
- Tuider, Elisabeth (2015). Wider die Moralpaniken: eine Positionsbestimmung zu Sexualität und Sexualpädagogik. *Forum Erziehungshilfen*, 21(2), 68–73.
- Tuider, Elisabeth (2016). Sexualität in der Kinder- und Jugendhilfe. In Wolfgang Schröer, Norbert Struck & Mechthild Wolff (Hrsg.), *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe* (2., überarbeitete Aufl., S. 538–556). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Tuider, Elisabeth; Müller, Mario; Timmermanns, Steffan; Bruns-Bachmann, Petra & Koppermann, Carola (Hrsg.). (2012). *Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit*. (2. überarbeitete Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Vogl, Susanne (2005). Gruppendiskussionen mit Kindern: Methodische und methodologische Besonderheiten. *ZA-Information*, (57), 28–60.
- Winter, Reinhard (2013). Sexualpädagogik in der Jugendhilfe. In Renate-Berénike Schmidt & Uwe Sielert (Hrsg.), *Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung* (2. überarbeitete Aufl., S. 619–627). Weinheim: Beltz Juventa.
- Wolff, Mechthild & Hartig, Sabine (2006). *Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung – Empfehlungen des Projekts „Beteiligung – Qualitätsstandard für Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung“*. Herausgegeben vom Sozialpädagogischen Institut (SPI) im SOS-Kinderdorf e. V. München. Zugriff am 20. Juli 2016 unter [www.diebeteiligung.de/pdf/empfehlungen.pdf](http://www.diebeteiligung.de/pdf/empfehlungen.pdf).

## Zu den Personen

*Sophie Domann*, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Institut für Sozial- und Organisationsforschung an der Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Jugendhilfeforschung, Adressat\_innenforschung, Heimerziehung, Sexualisierte Gewalt.

Kontakt: Universität Hildesheim, Institut für Sozial- und Organisationspädagogik, Universitätsplatz 1, 31141 Hildesheim

E-Mail: [domann@uni-hildesheim.de](mailto:domann@uni-hildesheim.de)

*Tanja Rusack*, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Institut für Sozial- und Organisationsforschung an der Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Kinder- und Jugendhilfe, Sexualisierte Gewalt, Adressat\_innenforschung, Jugendsexualität.

Kontakt: Universität Hildesheim, Institut für Sozial- und Organisationspädagogik, Universitätsplatz 1, 31141 Hildesheim

E-Mail: [rusack@uni-hildesheim.de](mailto:rusack@uni-hildesheim.de)

Sigrid Nieberle

## Martensteine. Einlagerungen in den Genderdiskurs

### Zusammenfassung

Je größer die Erfolge der Gleichstellungspolitik, der Genderforschung und im Diversity Management, desto vehementer die rhetorische Abwertung durch ihre Gegner: Damit lässt sich zwar die derzeitige publizistische Tendenz des Anti-Genderismus benennen, aber im hermeneutischen Sinn zu verstehen sind diese Reden und ihre Ziele deshalb noch nicht. Besonders die Autorinnen und Autoren tagesaktueller Kolumnen und Glossen haben während der letzten Jahre rhetorisch aufgerüstet. Auch in antifeministischen Foren und Blogs wird gegen Gender Studies und Gleichstellungspolitik gehetzt. Die Debatte hat sich dabei in eine Generationenfrage unterschiedlicher medialer Dispositive gewandelt, die analogen Konservatismus in Buchform gegen den Aktivismus der *digital natives* auszuspielen scheint. Der Beitrag versucht eine Bestandsaufnahme aus literaturwissenschaftlicher Perspektive und analysiert den Diskurs unter semiotischen und kollektiv-symbolischen Gesichtspunkten.

### Schlüsselwörter

Anti-Genderismus, Feuilleton, Wissenschaftskritik, Episteme, Kollektivsymbol

### Summary

Rocks and gems. Symbolic concretions in the contemporary German anti-genderism discourse

The greater the successes of gender equality policies, gender research and in diversity management, the more vehemently they are devalued rhetorically by their opponents. Hence, the current journalistic tendency towards anti-genderism can be labelled, but this discourse and its targets cannot be understood in the hermeneutic sense. In particular, the authors of daily columns and commentaries have armed themselves rhetorically in recent years. Incitement against gender studies and gender policies has become a popular phenomenon in German-speaking online and print media. The debate has turned into a generational question of different medial dispositives that seem to pit analogue conservatism in book form against the activism of digital natives. This article attempts to take stock from the literary perspective and analyzes the discourse from the point of view of semiotic and collective symbolism.

### Keywords

anti-genderism, feuilleton, critique of science, epistemology, collective symbolism

## 1 Ausgangslage

Der Begriff und das Konzept *Gender* haben in letzter Zeit sowohl in der akademischen Diskussion als auch in Nachrichten- und Unterhaltungsmedien sowie in den sozialen Netzwerken viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es geht dabei um den Begriff, die Konsequenzen und die sozialpolitische Tragweite des wissenschaftlichen Konzepts *Gender*. Auch die *Gender Studies* sind in eine Diskussion geraten, die auf neuen Schauplätzen geführt wird. Und nicht nur dies: Der Diskurs hat Fahrt aufgenommen und zur Popularisierung und Polarisierung in Sachen *Gender* geführt (vgl. Fleig 2014: 9f.).

Auf der einen Seite lässt sich ein „Anything goes“ beobachten, denn fast scheint es so zu sein, als wären die alten emanzipatorischen Ziele überflüssig geworden. Frauen und Männer sind im Grundgesetz gleichberechtigt, und viele Ziele des 1970er-Jahre-Feminismus wurden erreicht. Junge Frauen und junge Männer sehen sich von ihrer geschlechtlichen Identität nicht weiter determiniert; soziale Medien wie Facebook bieten neben männlicher und weiblicher eine „benutzerdefinierte“ Geschlechtsidentität an. Auch der juristische Diskurs rückt in kleinen Schritten von der abendländisch tradierten Geschlechterbinarität ab und versucht, intersexuelle Kinder und Jugendliche nicht länger in eine Vereindeutigung des Geschlechts zu zwingen (Nieberle 2015). Fiktionale Erzählungen in Literatur und Film, insbesondere US-amerikanische TV-Serien wie *Modern Family* (20th Century Fox TV, seit 2009) oder *Transparent* (Amazon Instant Video, seit 2014) erzählen von selbstbestimmten Menschen jeglichen Alters, die in der schönen bunten Warenwelt der postessentialistischen Populärkultur ihre Lifestyles generationenübergreifend und ungehindert ausleben. Dass Lebenswirklichkeiten, wie sie die Soziologie beschreibt, damit nicht übereinstimmen und vor allem Gleichberechtigung nicht Gleichstellung bedeutet, ist evident.

Auf der anderen Seite rüstet derzeit eine Rhetorik der Re-Naturalisierung auf, die an Drastik und Vehemenz bereits verstörende Ausmaße angenommen hat. Frauen und Männer, vor allem deren Kinder, würden in der normalisierten bürgerlichen Gesellschaft demzufolge von einer „Genderismus-Ideologie“ bedroht, die es künftig unmöglich macht, das jeweils „natürliche Geschlecht“ zu leben. Alles In-Between und dabei zugleich alle irgendwie gleich, so die kritischen Stimmen. Diese Befürchtungen scheinen mittlerweile zu rechtfertigen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ad personam zu bedrohen, sodass sich wiederum Dekanate und Hochschulleitungen bereits veranlasst sahen, mit entsprechenden Stellungnahmen die den Universitäten eigene wissenschaftliche Integrität sowie ihre Loyalität mit den Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern zu betonen (vgl. Hark/Villa 2015a: 10f.).

Die Soziologie, die Geschichtswissenschaften sowie die Sprach- und Literaturwissenschaften gehören zu denjenigen Disziplinen, die seit den 1960er-Jahren zunächst Frauen- und Geschlechterforschung, dann die Gender Studies und neuerdings die Diversitätsforschung profilbildend vorangetrieben haben. Während die Naturwissenschaften und die Medizin bekanntlich seit jeher implizit und explizit Körperlichkeit definierten und damit auch historisch wandelbare Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit festschrieben, sind auch sie mittlerweile dazu übergegangen, ihre eigene Definitionsmacht kritisch zu reflektieren. Um es in aller Deutlichkeit diesen Ausführungen voranzustellen: Nicht die Negation, Affirmation oder Verdrängung von Geschlechterdifferenz ist das Anliegen der Gender Studies, sondern die analytische Frage nach ihrem Zustandekommen – nach ihrer historischen Entwicklung, ihrer gesellschaftlichen Relevanz, ihren epistemischen, ethischen, ästhetischen und auch ökonomischen Konsequenzen. Aus diesem Grund gibt es stets die Option, den aktuellen Genderdiskurs als postmoderne Fortführung der europäischen Querelle des femmes zu beschreiben, die seit dem 14. Jahrhundert um die Stellung von Mann und Frau in der Gesellschaft und in den Künsten geführt wird und die bereits im 16. Jahrhundert Theorien von der Gleichheit der Geschlechter kennt. Die alten Streitfragen und Argumente aus den Varianten des Egalitäts- oder Differenzfeminismus finden sich auch und gerade in den Tex-

ten des Anti-Genderismus wieder. Jedoch setzt diese Analyse mit einer poetologischen Betrachtung ein, die sich nicht primär an historischen Traditionen orientiert, sondern an der rhetorischen Verfertigung eines Diskurses. In welcher Weise und unter welchen Bedingungen formiert sich diese Rede gegen die Gender Studies?

Der massiven Diskreditierung der Gender Studies wurde bereits in einigen Repliken begegnet, die sich zum Teil um eine faktengestützte Argumentation bemühten und zum anderen Teil in einem dem Feuilleton ähnlich aufgebrachten Ton der Empörung äußerten. Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung genügt dies hingegen noch nicht. Ein Beispiel für diese Vergeblichkeit ist die immer wieder aufgestellte, aber unzutreffende Behauptung einer vermeintlichen ‚Genderisierung‘ der deutschen Universitäten, die sich an einer angeblich stark angewachsenen Anzahl von Genderlehrstühlen zeigen würde. Zutreffend ist hingegen, dass sich diese Anzahl von Lehrstühlen und Professuren seit dem Jahr 2000 nicht nennenswert verändert hat. W3- und W2-Professuren mit Genderdenomination und (ganz überwiegend) Genderteildenominationen machen, wie Kolleginnen ausrechneten, im Verhältnis zu allen anderen W3- und W2-Professuren an deutschen Universitäten insgesamt einen Anteil von knapp 0,5 Prozent aus (vgl. Hark/Villa 2015b: 22). Diese Zahlen sind seit vielen Jahren in den Datensammlungen des Margherita-von-Brentano-Zentrums an der FU Berlin frei zugänglich – auch einer wissenschaftlich und journalistisch handwerklich einwandfreien Recherche<sup>1</sup>. Weil sich konkrete Befürchtungen hingegen kaum, noch weniger aber diffuse Ängste von Statistiken zerstreuen lassen, lässt sich solcher numerischen Faktizität kein entscheidender Wert beimessen.

Die Zurückweisungen oder Korrekturen diskreditierender Äußerungen sind folglich nicht als einzig mögliche kritische Verfahren denkbar; sie wirken auf Dauer eher ungünstig, da sie in polemischen und abwertenden Kontexten nicht angemessen rezipiert und reflektiert werden. Wendet man sich deshalb dem Diskurs, seiner Dynamik und seinen Aktanten zu, scheinen sich alternative Analyse- und Beschreibungsverfahren anzubieten. Zum Beispiel wurde die Anti-Genderismus-Debatte unlängst als Tendenz zur Ausbildung einer Vergemeinschaftungsmetaphorik skizziert (Dietze 2015). Der folgende Beitrag wird diskursanalytisch vorgehen und dabei vor allem auf die Prinzipien der Repräsentation – durch Allegorik und Symbolik – sowie auf wichtige intertextuelle Zusammenhänge einer Anti-Genderismus-Rhetorik eingehen. Was also ist aus *literaturwissenschaftlicher* Perspektive möglich, um den (Anti-)Gender-Diskurs zu erfassen, zu beschreiben und einzuordnen?

## 2 Figuren im Text und an seinen Rändern

Im Anti-Gender-Diskurs geistern derzeit – folgt man einzelnen Analysen im jüngst von Hark und Villa herausgegebenen Band zum „Anti-Genderismus“ – immer wieder dieselben Figuren (vgl. Hark/Villa 2015a: 11f.): Auf der Opferseite steht *das bedrohte Kind* von besorgten, jedoch ohnmächtigen Eltern, das unter dem Einfluss der Gender Studies massive Persönlichkeitsstörungen zu erwarten hat. Auf der Täterseite finden sich immer wieder *der homosexuelle Pädophile*, der aufgrund des relativierenden Umgangs mit jeg-

1 [www.mvzbz.fu-berlin.de/service/datensammlungen/index.html](http://www.mvzbz.fu-berlin.de/service/datensammlungen/index.html).

licher Sexualpraxis freie Bahn hat, und dazu die sogenannten *Genderisten*: allen voran die mächtige, steuermittelfinanzierte *Genderlehrstuhlinhaberin*, die ihre naturwidrige Ideologie verbreiten, den täglichen Sprachwandel verordnen und ungebremsen Einfluss auf Generationen Studierender nehmen kann. Schließlich wird den linken *Gleichstellungspolitikern und -politikerinnen* nachgesagt, dass sie mit dem europäisch verordneten Instrument des Gender Mainstreaming die Bevölkerung in ihrer natürlichen Identität schwächen und so den entfamiliarisierten Sozialismus der ehemaligen DDR wiedereinführen wollen. Nicht zu vergessen sind die Ampelmännchen und Ampelfrauchen, die von Berlin aus die symbolische Welt erobern und dabei die soziokulturelle Ordnung bedrohen. Die Figuren erscheinen – je nach kritischem Kontext – im Zusammenhang mit der Bildungsplanreform in Baden-Württemberg, mit der Institutionalisierung von Gender Studies an deutschen Universitäten, mit der sogenannten Homo-Ehe, mit Maßnahmen der Gleichstellungspolitik und des Gender Mainstreaming. Das Kind, der Pädophile, die Genderprofessorin und die PolitikerInnen werden über ihre Frequenz und Dichte in den Genderdebatten zu *allegorischen Figuren*, die den Aussagen im Genderdiskurs ihre Gestalt verleihen. Sie sind einerseits reale und beobachtbare Personen, die mit soziologischer Perspektive identifiziert und beschrieben werden (Schmincke 2015), und fungieren andererseits bereits als kollektive Repräsentationen individueller Erfahrungen und Handlungen. Sie repräsentieren die vermeintliche Erosion des Bildungssystems und der abendländischen Forschungstradition, die Verschwendung von Steuergeldern, die unsichere Grenze zwischen Natur/Kultur und nicht zuletzt die befürchtete moralische Degeneration unserer Zeit. Sie verkörpern den unerwünschten Wandel, den es wegen seiner Geschwindigkeit und seiner unabschätzbaren Folgen mit emotional aufgeladener Polemik aufzuhalten gilt. Die metasprachliche Formel „Das wird man wohl *noch* sagen dürfen!“ bedient ein solches konservatives Performativ.

Die folgenden Ausführungen fügen dieser Konstellation eine weitere Figur hinzu, die auf der Grenze zwischen allegorischer und symbolischer Funktion operiert. Sie fügt sich nicht umstandslos in das Täter-Opfer-Schema ein, weil sie als Autorfigur zugleich auf der Grenze zwischen Textinnerem und Textäußerem agiert. Der Kolumnist und die Kolumnistin als Aktanten des Anti-Genderismus-Diskurses wurden aus wissenschaftlicher Sicht noch kaum untersucht. Das liegt vor allem daran, dass sie traditionellerweise für das Feuilleton schreiben und damit akademische und wissenschaftsjournalistische Bereiche lediglich berühren, deren Diskurse jedoch weder fortschreiben noch repräsentieren können. In aufklärerischer und unterhaltsamer Absicht publizieren die KolumnistInnen regelmäßig in großen Tages- oder Wochenzeitungen; nebenher veröffentlichen sie kritische Sachbücher. Als einer der Ersten hatte sich Volker Zastrow 2006 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über die Gender Studies geäußert und damit eine gewisse Steilvorlage geliefert. 2013 nahm der Diskurs erneut rasch Fahrt auf, zunächst am 23. Januar mit dem Artikel „Der Herrenwitz“ der Journalistin Laura Himmelreich im *Stern* über den FDP-Politiker Rainer Brüderle und fast zeitgleich mit Anne Wizoreks Twitter-Aktion unter dem Hashtag *#aufschrei* – woraufhin sich die Jury des Grimme-Preises später lobend, Bundespräsident Gauck hingegen mit Schelte einmischten. Es folgten Harald Martensteins Kolumnen im *Zeit Magazin* über Altherrenhumor und Opferlogik im Februar, Unisex-Toiletten im März und die Genderforschung im Juni 2013, die wiederum zahlreiche Repliken provozierten. Mit diesen Diskursbeiträgen zu Femi-

nismus und Gender entstand eine journalistische Debatte, die von den Möglichkeiten der sozialen Medien befeuert wurde und ihre TeilnehmerInnen zunehmend polarisierte (vgl. Frey et al. 2014: 16f.). In kurzer Folge konterten oder unterstrichen Blogs, Postings, Tweets und Re-Tweets die Artikel in den etablierten Medien. Mit dem Sexismusvorwurf an den britischen Nobelpreisträger Tim Hunt, der sich auf einem Kongress für Wissenschaftsjournalismus abschätzig über *die* Frauen im Labor äußerte und von WissenschaftlerInnen weltweit unter dem Hashtag *#distractingly sexy* Paroli geboten bekam, zeigte sich die internationale Dimension des Themas, die wiederum zum Anlass für genderkritische Diskussionen journalistischer Praxis genommen wurde (Pörksen 2015). In loser Folge erscheinen immer wieder Artikel von JournalistInnen, die zum einen Ziele und Methoden der Gender Studies einer pauschalisierenden Generalkritik unterziehen (ohne freilich das Fach studiert oder betrieben zu haben) und zum anderen behaupten, ‚die‘ Gender Studies würden die Differenz der Geschlechter entgegen aller Empirie leugnen (z. B. Weber 2016). Beide Gemeinplätze sind nicht stichhaltig – deshalb übrigens auch wissenschaftlich irrelevant; sie zeugen vielmehr von einer lebhaften Meinungs- und Topobildung, die ihrerseits kritisiert wird. Mittlerweile sind diese zum Klischee erstarrten Vorstellungen von den Gender Studies in unterhaltsamen TV-Formaten wie *SatireGipfel* mit Dieter Nuhr (ARD, April 2013), *Hart aber fair* bei Frank Plasberg (ARD, März und September 2015) oder *Mario Barth deckt auf!* (RTL, Oktober 2015) angekommen. Dass die unterkomplexe Darstellung weder der Gleichstellungspolitik noch der Geschlechterforschung gerecht wird und sich die Redaktionen offenbar auch nicht im Ansatz darum bemühen, muss nicht eigens betont werden. Diese populistischen Mechanismen der Diskreditierung würden zweifellos genauso wirksam für die Astrophysik, Ökotoxikologie oder Ukrainistik greifen, so es diese Fächer und Methoden treffen sollte.

In hegemonialen Diskursen geht es stets um die Definitions- und Gebrauchsmacht von Symbolen. Gleich, ob Eva Herman, Gabriele Kuby, Birgit Kelle die Gender Studies und das Gender Mainstreaming für den Verfall der Gesellschaftsordnung verantwortlich machen oder ob der Rapper form mittlerweile die Rede vom „Gender-Wahn“ wiederum parodiert, ob Robin Detje über den „anschwellenden Ekelfaktor“ seiner Kollegen schreibt oder ob Stefan Niggemeier sich regelrechte Scharmützel mit Harald Martenstein liefert: Es steht außer Frage, dass sich die Meinungsgrenze nicht entlang des Geschlechts der Autorinnen und Autoren ziehen lässt. Vielmehr entscheiden Dispositive über die Bedingungen, auf welche Weise eine Aussage getroffen wird. So handelt es sich im Genderdiskurs derzeit primär um einen Disput zwischen unterschiedlichen Mediennutzungsprofilen. Kelle, Martenstein, Matussek, Zastrow und andere mehr vermarkten ihre Beiträge primär in gedruckter Literatur, in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen. Sie publizieren nach den Regeln der Autorschaft in analogen Medien, gleichwohl ihre Texte in digitalisierter Form online weiterverwertet werden. Die KritikerInnen der Gender-KritikerInnen hingegen publizieren überwiegend genuin im Netz, sie verstehen sich als *digital natives* und nutzen Blogs, Facebook, Twitter und Online-Foren, auch wenn sich zum Beispiel Anne Wizorek nachträglich entschieden hat, den Erfolg von *#aufschrei* zum Anlass für eine Buchpublikation zu nehmen (Wizorek 2014).

Die epistemische Kategorie Gender sowie Gender als soziokulturelles Geschlecht sind sowohl in der Publizistik als auch in der Wissenschaft zuallererst ein sprachliches

Phänomen – eben weil es im Diskurs beim *Sprechen oder Schreiben* über die behauptete biologische Letztbegründung bleiben muss. Dementsprechend positioniert sich Harald Martenstein im Interview mit der österreichischen Presse zur Genus-Schreibung mit dem Binnen-I: „Ich mache das nicht. Falls man mich zwingen will, wechsele ich den Beruf! [...] Manchmal genere ich allerdings auch in meinen Kolumnen, damit die Frauen sich nicht ausgeschlossen fühlen. Dann schreibe ich zum Beispiel ‚Nazi-Mörderinnen‘ statt ‚Nazi-Mörder‘“ (Mayer 2015). Mit der Verletzung des Aptum, einer rhetorisch gebotenen Angemessenheit der Rede, sichert sich das Interview Aufmerksamkeit, wenn es zudem unter dem reißerischen Titel der „Nazi-Mörderinnen“ veröffentlicht wird. Vom orthografischen Diskurs ist diese Aussage weit abgerückt, obgleich auch nichts über Täterinnen im Nationalsozialismus zu erfahren ist.

Zu den medialen und geschlechtsspezifischen Differenzen in diesem Diskurs gehört noch eine weitere Unterscheidung, denn häufig wird das Alter der Autorinnen und Autoren an ihre Aussagen gekoppelt. Daraus entsteht folgender Binarismus: die Phalanx der jungen, zornigen Netzfeministinnen einerseits und die der alten, weißen, ebenso zornigen, heterosexuellen Analog-Publizisten andererseits. Diese Unterscheidung oszilliert zudem an der Grenze von Homo- und Heterosexualität: Autorennamen wie Matthias Matussek, Akif Pirinçci und Volker Zastrow sind mittlerweile mit Homophobie-Vorwürfen und der Theorie einer Homosexuellenverschwörung des paneuropäischen Establishments verbunden; etablierte, weiße, heterosexuelle PublizistInnen springen ihnen reflexartig bei und wenden sich gleichzeitig gegen die humorlose junge Netzfeministin, die sich bei Altherrenwitzen ‚nicht so haben sollte‘ (vgl. z. B. Kelle 2013). Ohne diesen Diskurs in seinen Paradoxien und inkonsequenten Gedankengängen im Detail nachzeichnen zu wollen, können zwei hauptsächliche, pseudowissenschaftliche Argumente genannt werden: 1. Gender Studies würden die überprüfbaren Methoden und Ergebnisse der Naturwissenschaften ignorieren, müssten sich also erst einmal mit Logik, Theorie und Empirie auseinandersetzen. Diese Forderung findet sich an keiner Stelle in der logischen Umkehrung, dass sich nämlich auch die Natur- und Technikwissenschaften den Verfahren und Ergebnissen der Gender Studies zuwenden könnten. (Zugleich ist es unnötig zu betonen, dass dies im akademischen Alltag längst geschieht.) 2. Weil die Erkenntnisinteressen, Theorien und Methoden der Gender Studies nicht verständlich und nachvollziehbar seien, könnten sie keine plausible Wissenschaft betreiben. Oder in der zweiten Variante: Weil die Erkenntnisinteressen, Theorien und Methoden der Gender Studies allzu verständlich seien und die Lebenswirklichkeit zu sehr berührten, könnten sie keine validierten Forschungsergebnisse liefern. In beiden Varianten handelt es sich um eine positivistisch und antiintellektuell gegründete Selbstermächtigung (Schutzbach 2015), die in Fächern mit spezifischem Zeichenvorrat und eigener Grammatik – der theoretischen Physik, der Chemie und Biologie, der Informatik – undenkbar wäre. Es offenbart sich damit ein weiteres Problem rein sprachlicher Differenz zwischen den Wissenschaftskulturen, denn es entsteht auch bezüglich der Gender Studies das den Geisteswissenschaften häufig anhaftende Scheinverstehen im außerakademischen Dispositiv (vgl. z. B. Gabriele Kubys Verständnis von Judith Butlers Theorien). Im Falle einer Formelsammlung stellt die semiotische Ausgrenzung der Leserinnen und Leser kein Problem dar; sie provoziert keine weitere „Wut des Verstehens“, wie Jochen Hörisch (1988) den hermeneutischen Drang zur Kommentierung bezeichnet hat.

### 3 Poetik des Feuilletons (Genre mineur)

Im Falle des Feuilleton-Artikels, dem die meisten der genannten Anti-Genderismus-Beiträge zugehören – der Kolumne, der Glosse und des Kommentars –, ist diese „Wut des Verstehens“ nicht hinderlich, sondern sogar äußerst produktiv und für das Genre konstitutiv. Die Texte stehen poetologisch in der Tradition des neugeordneten Europas nach der Französischen Revolution, konkret in der Tradition von Heinrich Heines Poetik der kleinen Form. Das Feuilleton umfasste merkantil bedeutsame Kurztexte unter einem typografisch durchgehenden Strich auf der Seite, der es vom politischen Journalismus trennte. Als das in vielfacher Hinsicht „Andere“ im Verhältnis zu ihren eigenen tagesaktuellen Schreibenlässen legten Feuilleton-Autorinnen und -Autoren seit jeher Wert auf die ästhetische Ausgestaltung, aus der sich trotz ihrer politischen Unerheblichkeit die nötige Aufmerksamkeit sichern lässt (vgl. Kernmayer 2012: 509–523). Besonders um 1900 etablierte sich die kleine Form im Feuilleton als Feld des literarischen Experiments (Schönborn 2007; Öhlschlager 2009). Man zieht stilistische Mittel aus literarischen Kleinformen heran – etwa aus dem Aphorismus oder der Anekdote –, bleibt aber dabei mit dem Feuilleton selbst im Bereich gattungspoetischer Hybridität. Die Überschrift „Schlecht, schlechter, Geschlecht“ einer Kolumne Harald Martensteins (2013a) spielt mit einer reizvoll abgewandelten Klimax, die über eine scheinbare Wortverwandtschaft entsteht (Kluge 2011). Die in ihrer Poetizität einwandfrei funktionierende Formel – die Konnotation regiert über die Denotation – wurde umgehend in weiteren Artikeln zitiert und wiederum frei abgewandelt. Die Zitate aber reichten nicht an die ursprüngliche Dichte der Klimax heran: „schlecht, schlechter, Martenstein“ (Kirova 2013) oder „Schlecht, schlechter, Gender“ (Korbik 2013). Obgleich die Artikel plausibel argumentieren, weisen sie in der Aufmerksamkeit heischenden Überschrift weder markante Assonanzen auf noch folgen sie einer trügerisch eingesetzten Wortbildungsregel. An diesem Beispiel zeigt sich die „radikale, ornamentale Stilgebärde“ (Oesterle 2000: 236), mit der Günter Oesterle das Feuilleton „unter dem Strich“ charakterisiert hat. Zum poetologischen Kriterienkatalog gehört außerdem die Nähe zur Fiktionalität, die durch Anspielungen und Zitate fiktionaler Texte hergestellt wird. So hielt sich Robin Detje mit seiner Überschrift „Anschwellender Ekelfaktor“ an den Titel von Botho Strauß' umstrittenem Essay „Anschwellender Bocksgesang“, der zuerst 1993 im *Spiegel* erschienen war und selbst einen Beitrag zur drohenden Werterosion geliefert hatte. Kontrastierend mit dem Titel beginnt Detje seine Ausführungen mit einer Parodie der Einleitung zu den Asterix-Heften:

„Denn ganz Deutschland ist von lesbischen linken Spaßbremsen aus dem Multikulti-Lager besetzt – von Gender-Studies-Zicken, die sich nicht einmal mehr schön machen, wenn sie Fotos von sich ins Internet stellen. Sie wollen bestimmen, wie wir sie anreden, unseren Kindern die Geschlechteridentität wegnehmen und uns Männern verbieten, im Stehen zu pinkeln. Ein kleines weißes heterosexuelles männliches Journalistendorf hört nicht auf, Widerstand zu leisten. Das wollen wir uns genauer ansehen. Ulf und Harald, Jan und Matthias wollen wir die Dorfhelden nennen, weil sie das auch gerne so halten“ (Detje 2014: o. S.).

Ein drittes poetologisches Merkmal der kleinen Form ist die Subjektivierung (vgl. Kernmayer 2012: 514ff.). Die Markierung der eigenen Sprecherposition, die mit den

Erfahrungen des Ich im Text artikuliert wird, geht häufig mit der Reflexion der eigenen Sprecherrolle im Diskurs einher. Diese selbstreferenzielle Rede inszeniert das Ich gleichermaßen als Figur und als Autor eines Textes:

„Jahre später, als der Neuköllner Bürgermeister Heinz Buschkowski als Rassist beschimpft wurde, weil er geschrieben hatte, es gebe in Berlin ein Problem mit gewalttätigen Jugendlichen speziell aus muslimischen Familien, erinnerte ich mich an diesen Vorfall. Ich schrieb eine Kolumne. Man findet sie leicht im Internet. Darin stand, dass der Vorfall, falls ich Migrant wäre, statt der Täter, gewiss als Beweis für Ausländerfeindlichkeit gewertet würde. Da ich aber urdeutsch aussehe, beweist der Vorfall gar nichts. Ich hatte einfach Pech“ (Martenstein 2014a: o. S.).

Die Subjektivierung des Feuilletons unterscheidet sich jedoch von der verallgemeinerbaren Subjektposition des Essays, wie Kernmayer herausarbeitet:

„[Das] Subjekt, dessen Wahrnehmungen der feuilletonistische Text vor allem mitteilt, ist dabei nicht mehr das moralisch-souveräne Allgemeinsubjekt der Aufklärung, sondern ein Ich, das unterschiedliche Formen, sich mit der Welt in Beziehung zu setzen, erprobt und das sich je nach Bedarf etwa als politisches, kontemplatives, als spielerisches, als konsumatorisches, aber immer als ästhetisches entwirft“ (Kernmayer 2012: 516).

Die Ich-Position der Kolumnisten unterliegt einem Rollenverständnis, das keinesfalls mit dem authentischen Ich eines Schreibers oder der Person Martenstein verwechselt werden sollte. Harald Martenstein formuliert es explizit wie folgt:

„Wer das allerdings über Jahre betreibt, dieses Kolumnen-Business, muss sich eine Entwicklung ausdenken, eine Kunstfigur. [...] Als ich mit der Kolumne anfang, war ich Ende vierzig. Da kann man keinen zornigen jungen Mann mehr geben. Also gab ich halt den zornigen alten Mann. Das kann ich machen, bis ich ins Grab steige. Für diese Rolle ist man nie zu alt“ (Mayer 2015: o. S.).

Damit liegt eine klassische Selbstreflexion der eigenen „Aussagemaske“ vor, wie Peter Utz die Autorfunktion des Feuilletonisten bezeichnet (Utz 2000: 158). Diese „Aussagemasken“ lassen sich nicht beliebig wechseln, sondern hängen vom Medium, von Moden, sozialen Veränderungsprozessen, merkantilen Aspekten und dergleichen äußeren Faktoren mehr ab. Allerdings ist diese Subjektposition alles andere als stabil zu nennen.

Als Zwischenergebnis lässt sich festhalten, dass in der sogenannten Genderismus-Debatte nicht ausschließlich auf faktischer Ebene diskutiert werden kann. Meinungen folgen keinen argumentativen Mustern, sondern gehorchen ästhetischen Regeln. Außerliterarische Kriterien wie „Wahrheit“, „Plausibilität“, „Komplexitätsvermittlung“ können gar nicht erst geopfert werden, stellen sie doch bei der Verfertigung feuilletonistischer Texte keine Bedingung einer Äußerung dar. In den Texten und an ihren Rändern lassen sich allegorische und symbolische Figuren ausmachen, die sich in dynamischen Binäroptionen organisieren. Deshalb lässt sich ferner resümieren, dass auf diskursiver Ebene eine Polarisierung der Aktanten zu beobachten ist, die scheinbar stabil bleibt und in immer neuen Formationen an die Kategorien Alter und Geschlecht anknüpft. Dabei wird deutlich, dass es faktisch nicht um eine Auseinandersetzung chauvinistischer Männer höheren Alters einerseits mit feministischen Frauen der jüngeren Generation andererseits geht. Es geht bei näherer Betrachtung um den Bedeutungsverlust des traditionellen Feuilletons, das unter dem Strich längstens das ‚Andere‘ repräsentierte:

das subjektive, formal freie, ästhetisch überformte Denken, das – seit etwa den 1830er-Jahren – aus seiner poetischen Autofunktionalität und Subjektivierung die eigene Wirkmächtigkeit generieren konnte. Diese Wirkmächtigkeit steht auf dem Spiel, wenn das andere Denken, die Ungebundenheit der Form, die Radikalität der Subjektivität in die virtuelle Welt des Online-Publizierens abwandert.<sup>2</sup> Das Konzept auktorialer Schriftlichkeit wird von konzeptueller Mündlichkeit in der internetbasierten Kommunikation aufgemischt, was bedeutet, dass der Eindruck räumlicher und zeitlicher Unmittelbarkeit zunimmt und auf diese Weise die Debattenkultur bereichert (Beißwenger/Storrer 2008). Angesichts des gattungspoetologischen Befunds, der hinsichtlich seiner Hybridität nur noch von der überaus instabilen Subjektposition des Autors hinter den entsprechenden „Aussagemasken“ übertroffen wird, stellt sich die Frage, was diesen Genderdiskurs in der publizistischen Öffentlichkeit eigentlich zusammenhält. Gibt es eine stabile Größe in dieser Ansammlung inkohärenter, paradoxer, radikal subjektiver, polarisierender Aussagen im publizistischen Genderdiskurs?

#### 4 Was ist ein Martenstein?

Als Antwort auf diese Frage gilt es, sich zunächst noch einmal der Instanz der Autorschaft zuzuwenden. Denn es ist der Autorname, der den Eindruck diskursiver Kohärenz, Kontinuität und Stabilität stiftet. Die Subjektivierung des feuilletonistischen Ich spielt diesem Diskurseffekt verlässlich in die Hände. Mit Bourdieu lässt sich von einem stabilen Designator sprechen, der nicht nur biografische Texte im engeren Gattungsverständnis determiniert, sondern auch Texte der Selbstauskunft und Selbstreflexion (Bourdieu 1991). Wie im autobiografischen Pakt, den Philipp Lejeune als Übereinkunft der Leserinnen mit der Autorinstanz bezeichnet hat, gehen wir als Leser heuristisch von einem Ich aus, das mit dem Autornamen übereinstimmt. Dies lässt sich außerdem mit Michel Foucaults Arbeiten zur Autorschaft methodisch unterfüttern, wonach der Autorname ohnehin auf der Grenze zwischen Textinnenwelt und -außenwelt zu verorten ist. Wie Christel Meier und Martina Wagner-Egelhaaf betonen, verdanken wir der von der Diskursanalyse angestoßenen Autorschaftsdebatte nicht nur die Einsicht, dass die Autorin und der Autor als Diskursfunktion, als Medienereignis oder als Figur genauer zu fassen sind; seither schauen wir in der Literaturwissenschaft in zwei Richtungen auf unseren Gegenstand, nämlich sowohl vom Autor auf den Text als auch vom Text auf seine Autorin (vgl. Meier/Wagner-Egelhaaf 2011: 10). Die Figur des Autors wurde eine aus der Perspektive ihres jeweils eigenen Textes problematisierte Größe.

Diese Art der umgekehrten Betrachtung wird die nun folgenden Überlegungen bestimmen. Dabei geht es an keiner Stelle um eine Person, sondern um eine Figur, genauer noch: um den Namen, der diese Figur bezeichnet. Konkret rückt ein besonderes Wort in die nähere Betrachtung, der Eigenname *Martenstein*. Die literaturwissenschaftliche Namenforschung (Onomastik) geht von der Annahme aus, dass Namen im außerlite-

2 Philip Meinhold hingegen interpretiert die Texte Martensteins nicht gattungsspezifisch, sondern biografisch auf der Basis einer von Altersnarzissmus geplagten Person Martenstein: „Mit seiner ‚Ich schreib immer was anderes als alle anderen‘-Attitüde mimt er den Revoluzzer“ (Meinhold 2013).

rarischen Gebrauch heutzutage keine referenzielle Qualität mehr haben. Im Laufe der Frühen Neuzeit haben sich Eigennamen von ihrer semantischen Referenz insofern gelöst, als sie nur mehr auf sich selbst und die damit verbundene Person verweisen, hingegen nicht mehr auf der semantischen Ebene operieren (Hoffmann 1999; Wolf 1993). Familiennamen entstanden zwar aus Attributen, Herkunfts- oder Berufsbezeichnungen, lassen aber in der Moderne nicht mehr auf Eigenschaften ihrer Träger schließen. In poetisch autofunktionalen Kontexten ist dies hingegen ganz anders gelagert: Namen scheinen ein unerschöpflicher Quell der Unterhaltung und Bedeutungsüberfrachtung zu sein – in Comedy und Satire genauso wie in Epik und Dramatik. Figurennamen haben im Unterschied zu Personennamen von jeher eine semantische Dimension. Noch wenig untersucht ist, ob und in welchem Ausmaß dies auch für soziale und politische Diskurse gilt, die dazu neigen, mit allegorischen und symbolischen Figuren überfrachtet zu werden. Für den Genderdiskurs sei nochmals auf die allegorischen Figuren des bedrohten Kindes und seiner besorgten Eltern, des Pädophilen, der Genderprofessorin, der Gender-Mainstreaming-PolitikerInnen hingewiesen. Sie stehen für bestimmte Themen und Kritikpunkte im Genderdiskurs. Indessen hat der Autornamen symbolische Funktion, da er gleichermaßen auf ein Gesamtwerk ebenso wie auf Einzelaussagen oder die AutorInnenfigur verweisen kann. Der Name generierte vormals Kohärenz, Kontinuität und momentane Stabilität im Diskurs, ehe er – wie seine TrägerInnen – der Auslöschung im 20. Jahrhundert zum Opfer fällt (vgl. Stiegler 1994: 348f.) und als Gedächtniszeichen neu konzipiert werden muss. Als mnemotechnischer Name eignet sich nicht jeder Name, wie die Populärkultur mit ihren KünstlerInnenamen sehr genau weiß. Zum Beispiel eignete sich der Name von Volker Zastrow nicht besonders gut. Zastrow hatte zwar einige paradigmatische Aussagen im Anti-Gender-Diskurs als Erster formuliert, wird jedoch kaum mehr zitiert. Martenstein hingegen ist einer der meistzitierten Namen. Dies hat zum einen mit seiner nachweislich hohen Publikations- und Zitationsfrequenz zu tun. Zum anderen fungiert der Autornamen als Figurenname in seinen eigenen subjektivistischen, stark poetisch determinierten Texten sowie auch in Texten anderer Autorinnen und Autoren. Das zeigt sich nicht zuletzt am Hashtag *#Ulsharaldjanmatthias*, mit dem die Netzgemeinschaft despektierlich die Autoren Poschardt, Martenstein, Fleischhauer und Matussek zu einem Sammelvornamen zusammenzieht. Zur erfolgreichen Besetzung der Autorposition Martenstein bedurfte es – wie Foucault es nennt – komplexer Operationen, die Aussagemasken, passende Publikationskontexte, ökonomischen Erfolg und LeserInnenakzeptanz einschließen (Foucault 2003). Dass Martenstein immer wieder in Kommentaren als „Franz Josef Wagner der *Zeit*“ oder als „Der Franz Josef Wagner der gebildeten Klasse“ bezeichnet wird, untermauert die These einer gelungenen Autorisierung Martensteins sowie seines Kollegen Wagner bei der *Bild-Zeitung*. Zu dieser Installation der diskursverknappenden Funktion eines Autornamens hat darüber hinaus die semantische Dimension seines Namens beigetragen, denn es ist – folgt man der Einteilung literarischer Figurennamen nach Henrik Birus – ein redender Name. Der redende Name ist gekennzeichnet durch die Ähnlichkeit zu Elementen des allgemeinen Wortschatzes (Birus 1987: 45). Der Stein gehört zum allgemeinen Wortschatz und ist zudem ein Kollektivsymbol (vgl. Link 2012: 137), an dem sich über die Zeitläufe der Literaturgeschichte mindestens fünf verschiedene Bedeutungsschichten angelagert haben, wie das Lexikon zusammenfasst:

„Symbol der Ewigkeit, des Erhabenen und Schönen, der Standhaftigkeit und Empfindungslosigkeit, der Weisheit, der Fruchtbarkeit und Potenz sowie einer poetischen <kristallinen> (Ur-)Schrift“ (Butzer/Jacob 2008: 422f.).

Das Kompositum *Marten-stein* genießt die Wortbildungsfreiheit im Deutschen und ist in seiner Interpretation kontextabhängig. Zwei Wortstämme, das der Marter (für Qual und Folter) und des Steins, kommen zusammen, ohne dass ein geläufiges deutsches Wort mittels plausibler Fugenbindung entstünde. Zwar ließe sich das ältere *marteln* als Synonym für *martern* heranziehen (der Name als ein mündlich abgeschliffener Martelstein), aber dafür gibt es ebenfalls keinen validen lexikalischen Beleg. Zudem wäre immer noch nicht geklärt, in welchem Verhältnis *Martern* und *Stein* zueinanderstehen, ob es vielleicht ein Stein zum Zwecke der Marter wäre, ein seinerseits gemarterter Stein oder ob der Stein aus der Marterung hervorgeht. Bei *Nierenstein*, *Pflasterstein*, *Kieselstein* oder *Stolperstein* tun wir uns alltagssprachlich leichter, beim *Zungenstein*, *Ohrstein* oder *Wackerstein* aber schon schwerer. Die semantische Nähe des Martensteins zur Marter wird in vielen Texten von und über Martenstein bekräftigt; als Opfer seiner Zeit sieht er sich selbst oder wird ironisch dazu stilisiert (vgl. Heinser 2013: o. S.).

„Ich bin, wie gesagt, traumatisiert, vielleicht sogar verbittert durch die Tatsache, dass ich zu keiner einzigen gesellschaftlichen Opfergruppe gehöre und in jeder gottverdammten Debatte immer Teil der Tätergruppen bin, Männer, Deutsche, Weiße, Besserverdiener. Das ist auch ein Scheißgefühl. Ich finde, wir Mehrfachtüter sollten endlich als Opfergruppe anerkannt werden. Aber da lachen die anderen Opfer bloß, wenn sie so was hören“ (vgl. Martenstein 2013b: o. S.).

Im letzten Buchtitel dieses Autors, *Die neuen Leiden des alten M.* (2014a), reicht die Ironie bis hin zur Verkehrung der auf den Kopf gestellten Letter *W.* für *Werther* in *M.* für Martenstein. Der Signifikant „Martenstein“ ist assoziiert mit den Wortfeldern *Leiden*, *Qual*, *Opfer*, ermöglicht hingegen keine mineralogische oder andere systematische Bestimmung. Der Martenstein ist ein Fundstück im Diskurs, das semantisch nur partiell zu greifen ist. Deshalb könnte man ihn vorläufig und zur späteren Bestimmung in ein literarisches Lapidarium, eine der Steinsammlungen der Literaturgeschichte, einordnen.

## 5 Das Lapidarium der Genderkritik

Adalbert Stifter, der Autor einer der wichtigsten Steinsammlungen in der deutschen Literaturgeschichte, stellt in seiner Vorrede aus dem Herbst 1852 den Erzählungen in *Bunte Steine* folgendes Programm voran:

„Nicht nur trage ich noch heutzutage buchstäblich Steine in der Tasche nach Hause, um sie zu zeichnen oder zu malen und ihre Abbilder dann weiter zu verwenden, sondern ich lege ja auch hier eine Sammlung von allerlei Spielereien und Kram für die Jugend an, an dem sie eine Freude haben und den sie sich zur Betrachtung zurechtrichten möge.“ (Stifter 1982: 19)

Der Verfasser schließt seine Vorrede mit dem Satz: „Weil es unermesslich viele Steine gibt, so kann ich gar nicht voraussagen, wie groß diese Sammlung werden wird“ (Stifter 1982: 19).

Die prinzipiell offene Sammlung lädt dazu ein, selbst „buchstäblich Steine“ zu sammeln, die Funde abzubilden und für allerlei Betrachtungen zu nutzen. Steine bei Stifter sind Gebrauchsgegenstand, ästhetisches Objekt und wissenschaftliches Objekt in einem, wie der Verfasser des Vorworts ausführt. Der Stein und das Konzept Gender teilen gewissermaßen die Eigenschaften als „epistemisches Ding“, denn wie Stifter für die Steine und Astrid Deuber-Mankowsky (2008) für Gender erläutern, generieren diese Dinge Wissen und Literatur gleichermaßen: Sie erzählen von den Möglichkeiten großer Zusammenhänge und sie perspektivieren die jeweilige Sicht auf ihre Kontexte. In beiden Kontexten handelt es sich um eine scheinbar natürliche Sache (der Stein, das Geschlecht), die jeweils in ihrer kulturell konstitutiven Bedeutung sichtbar und wirksam wird.

In einem solchen Deutungskontext, der Erkenntnis in ihrer natürlich erscheinenden Materialität symbolisiert, könnte der Martenstein gut aufgehoben sein. Stifters Anthologie *Bunte Steine* versammelt Erzählungen mit den Titeln „Granit“, „Kalkstein“, „Turmalin“, „Bergkristall“, „Katzensilber“ und „Bergmilch“. Den Erzählungen ist es bekanntlich jedoch nicht darum zu tun, Gesteinsbestimmungen zu liefern. Vielmehr dienen die Steine der räumlichen Orientierung und Strukturierung in den Diskursen über Natur (als Trieb) und Kultur (als Regulierung). Zugleich werden darin Elternschaft, Verantwortung und Erziehung thematisiert. Der jeweilige Stein wird als stofflich definiertes Objekt eingeführt, was es ermöglichen soll, Unterscheidungen zu treffen. In der festen Gestalt der Steine werden Innen- und Außenseite, Ordnung und Chaos, Natur und Kultur als zwei Seiten einer ethischen Setzung aneinandergebunden, wie Claudia Nitschke (2015) aufzeigt. Die bunten Steine definieren Gestalt im Gestaltlosen, fordern die Auseinandersetzung in der produktiven Kraft des Erzählens und arbeiten letztlich einer moralisch aufgeladenen Welt der Ordnung zu (vgl. Nitschke 2015). Sie sind ein formgebendes Prinzip in einer zunehmend formlosen Umgebung. Stifter setzt, so formulieren es Sabina Becker und Katharina Grätz, „dem dynamisierten Raum der sich konstituierenden Moderne eine statische Welt entgegen und antwortet mit der Bedrohung von Dauer, Ganzheit und Ordnung auf eine Realitätserfahrung, die in wachsendem Maß von Partikularisierung und Fragmentarisierung bestimmt wurde“ (vgl. Becker/Grätz 2007: 15f.). Nun scheint es ein Leichtes zu sein, den Namen „Martenstein“ in genau dieser Stifter'schen Bedeutung zu interpretieren, nur weil sich die Genderdebatte um jenen Streitpunkt des natürlichen und kulturellen Geschlechts dreht: gleichsam als einen Stein, auf dem die alten Gewissheiten moderner Identität von der Wissenschaft geopfert würden, oder der Stein als mnemotechnisch aufgeladenes Symbol, das immer wieder die alte Ordnung der Geschlechterdifferenzen und Familienmodelle aufruft. Damit passt jedoch nicht zusammen, dass es hier auch um die verlorene Andersheit des Mediums, das vormalig und vorgeblich ungehinderte Denken und Schreiben, geht. Dieser Anspruch, in der kleinen Form des Feuilletons ‚anders‘ sein zu können und daraus Aufmerksamkeit und Anerkennung zu generieren, wird zum einen von Political Correctness und Gender Mainstreaming bedroht; die noch größere Bedrohung geht zum anderen von den unwägbareren Freiheiten und Unentschiedenheiten in Form und Sprache aus, die das Netz den Autorinnen und Autoren bietet.

Der Martenstein ist ein schillerndes Fundstück, dem sich Vorstellungen von Ordnung wie Unordnung, Progressivität und Fossilität, Determination und Provokation glei-

chermaßen anlagern. Vor allem aber ist auch er der Verwitterung ausgesetzt. Benjamin Bühler und Stefan Rieger (2014) haben sich für ihre innovative Literatur- und Wissensgeschichte ebenfalls den Stifter'schen Titel *Bunte Steine* angeeignet. Sie betonen in ihrem „Lapidarium des Wissens“ die „mit den Steinen in Erscheinung tretende andere Zeitlichkeit“ (Bühler/Rieger 2014: 13). Damit kommt den Steinen beinahe zeitlose Bedeutung in der Literatur- und Wissensgeschichte zu. Sie halten gewissermaßen die Zeit an und verweisen dabei – etwa mit ihren Zeichen der Verwitterung – zugleich auf Veränderungsprozesse, die Menschen in Ausmaß und Dauer weder ermessen noch erfassen können. Als ein Symbol für diese unbegreiflichen Prozesse lässt sich der Martenstein allemal verstehen.

Es bietet sich an, zum Abschluss noch einmal die Gegenprobe zu machen: Vorausgesetzt, dass die Beziehung zwischen Autornamen und Text in der diskursanalytischen Tätigkeit bidirektional angelegt ist, so lässt sich vom Text auf den Autornamen ebenso wie in die umgekehrte Richtung vom Autor – genauer: von seinem Namen, nicht von der Figur oder Person – auf seine und andere Texte schauen. Der Signifikant Martenstein lagert sich in Texten ein, die von der poetischen Funktion, der Nähe zur Fiktion und großer Subjektivität geprägt sind und die darüber hinaus in Wortfeldern der Marter, Qual, des Verlusts, der Opferung und Bedrohung operieren. Der mineralogisch unbestimmbare Martenstein simuliert im Genderismus-Diskurs ein scheinbar „klar umrissene[s] Objekt“ (Nitschke 2015: 566) im Text, das die problematische Medialität analoger und digitaler Publizistik ebenso wie unabwägbare Veränderungsprozesse in Sprache und Identität symbolisiert. Erst diese genannten Aspekte machen aus dem Genderdiskurs einen Genderismus-Diskurs. Wann immer also die Frage danach aufgeworfen wird, was denn bei den Gender Studies nun unter dem Strich herauskomme, so lässt sich entgegennehmen, dass es um vieles interessanter und aufschlussreicher ist zu fragen, welcher publizistische Diskurs unter diesem Strich geführt wird. Dass dieser Diskurs symbolische Einlagerungen aufweist, die als unbelebte Materie sowohl die Dynamik der Rede stabilisieren als auch das diskursive Chaos der Kultur weiter vorantreiben, sollte am Beispiel des Signifikanten ‚Martenstein‘ deutlich geworden sein. In anderem Zusammenhang würde sich vielleicht auch eine nähere Beschäftigung mit dem Einstein oder dem Augstein lohnen, etwa im Zusammenhang mit dem Antisemitismuskurs. Die lyrische Satire hat ihren Beitrag dazu längst vor den Wissenschaften geliefert, wie die Verse von Wiglaf Droste (2013) belegen:

„Das Schlimmste an all dem  
Germanengegreine:  
Man kriegt nicht nur Gallen-,  
sondern auch Aug- und Martensteine.“

## Literaturverzeichnis

- Becker, Sabina & Grätz, Katharina (2007). Einleitung. In Sabina Becker & Katharina Grätz (Hrsg.), *Ordnung – Raum – Ritual. Adalbert Stifters artifizierlicher Realismus* (S. 7–16). Heidelberg: Winter.
- Beißwenger, Michael & Storrer, Angelika (2008). Corpora of Computer-Mediated Communication. In Anke Lüdeling & Merja Kytö (Hrsg.), *Corpus Linguistics. An International Handbook* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science 29/1) (S. 292–308). Berlin, New York: de Gruyter.
- Birus, Hendrik (1987). Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen. *LiLi*, 67, 38–51.
- Bourdieu, Pierre (1991). Die Illusion der Biographie. Über die Herstellung von Lebensgeschichten. Aus dem Französischen von Friedrich Balke. *Neue Rundschau*, 102(3), 109–115.
- Bühler, Benjamin & Rieger, Stefan (2014). *Bunte Steine. Ein Lapidarium des Wissens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butzer, Günter & Jacob, Joachim (Hrsg.). (2008). *Metzler Lexikon literarischer Symbole*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Detje, Robin (2014). Anschwellender Ekelfaktor. *Zeit online*, 23.11.2014. Zugriff am 21. Dezember 2015 unter [www.zeit.de/kultur/2014-11/lann-hornscheidt-feminismus-gendermaenner-polemik](http://www.zeit.de/kultur/2014-11/lann-hornscheidt-feminismus-gendermaenner-polemik).
- Deuber-Mankowsky, Astrid (2008). Gender – ein epistemisches Ding. In Rita Casale & Barbara Rendtdorff (Hrsg.), *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung* (S. 169–190). Bielefeld: transcript.
- Dietze, Gabriele (2015). Anti-Genderismus intersektional lesen. *zfm Zeitschrift für Medienwissenschaft*, 13(2) (Überwachung und Kontrolle), 125–127.
- Droste, Wiglaf (2013). Sind so kleine Deutsche. *Junge Welt*, 08.01.2013, 13.
- Fleig, Anne (Hrsg.). (2014). *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*. Frankfurt/Main: Campus.
- Foucault, Michel (2003). Was ist ein Autor? In Michel Foucault, *Schriften zur Literatur*. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek und Hermann Kocyba (S. 234–270). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Frey, Regina; Gärtner, Marc; Köhnen, Manfred & Scheele, Sebastian (2014). *Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie. Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse* (2. Aufl., Schriften des Gunda-Werner-Instituts 9). Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2015a). „Anti-Genderismus“ – Warum dieses Buch? In Sabine Hark & Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (S. 9–13). Bielefeld: transcript.
- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2015b). Eine Frage an und für unsere Zeit. Verstörende Gender Studies und symptomatische Missverständnisse. In Sabine Hark & Paula-Irene Villa (Hrsg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (S. 15–39). Bielefeld: transcript.
- Heinser, Lukas (2013). Martenstein, ein Opfer seiner selbst. *Bildblog*, 12.03.2013. Zugriff am 10. Februar 2016 unter [www.bildblog.de/47122/martenstein-ein-opfer-seiner-selbst](http://www.bildblog.de/47122/martenstein-ein-opfer-seiner-selbst).
- Hörisch, Jochen (1988). *Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Hoffmann, Ludger (1999). Eigennamen im sprachlichen Handeln. In Kristin Bührig & Yaron Matras (Hrsg.), *Sprachtheorie und sprachliches Handeln* (S. 213–234). Tübingen: Stauffenburg.
- Kelle, Birgit (2013). *Dann mach doch die Bluse zu. Ein Aufschrei gegen den Gleichheitswahn*. Asslar: Adeo.
- Kernmayer, Hildegard (2012). Sprachspiel nach besonderen Regeln. Zur Gattungspoetik des Feuilletons. *Zeitschrift für Germanistik*, 22(3), 509–523.
- Kirova, Dessislava (2013). Schlecht, schlechter, Martenstein. *Achte Minute. Online-Magazin der deutschsprachigen Debattierszene*, 15.06.2013. Zugriff am 13. Februar 2016 unter [www.achteminute.de/20130619/schlecht-schlechter-martenstein](http://www.achteminute.de/20130619/schlecht-schlechter-martenstein).
- Kluge, Friedrich (2011). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (25. Aufl.). Berlin: de Gruyter.
- Korbik, Julia (2013). Schlecht, schlechter, Gender. *The European*, 15.06.2013. Zugriff am 10. Februar 2016 unter [www.theeuropean.de/julia-korbik/7028-martenstein-ueber-geschlechtsunterschiede](http://www.theeuropean.de/julia-korbik/7028-martenstein-ueber-geschlechtsunterschiede).
- Link, Jürgen (2012). Kollektivsymbolik und die deutsche Krise seit dem Jahr 2000. In Markus Arnold, Gert Dressel & Willy Viehöver (Hrsg.), *Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung narrativer Diskurse* (S. 135–146). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93256-9\\_4](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93256-9_4)
- Martenstein, Harald (2013a). Schlecht, schlechter, Geschlecht. *Zeit Magazin*, 06.06.2013.
- Martenstein, Harald (2013b). Über das Leid der Sitzenbleiber. *Zeit Magazin*, 07.03.2013.
- Martenstein, Harald (2014a). *Die neuen Leiden des alten M. Unartige Beobachtungen zum deutschen Alltag*. München: C. Bertelsmann.
- Martenstein, Harald (2014b). Über Kritik von allen Seiten. *Zeit Magazin*, 17.05.2014.
- Mayer, Norbert (2015). „Dann schreibe ich Nazi-Mörderinnen“. Interview mit Harald Martenstein. *Die Presse*, 28.03.2015.
- Meier, Christel & Wagner-Egelhaaf, Martina (Hrsg.). (2011). *Autorschaft. Ikonen – Stile – Institutionen*. Berlin: Akademie. <http://dx.doi.org/10.1524/9783050057132>
- Meinhold, Philip (2013). Der Meinungsspreizer. Am Stammtisch des Feuilletons fühlt er sich am wohlsten. *taz*, 24.03.2013.
- Nieberle, Sigrid (2015). Unbestimmtes Geschlecht zwischen Repräsentation und Performanz. Beobachtungen am Gegenwartsroman. In Karl Katschthaler & Andrea Horvath (Hrsg.), *Konstruktion – Verkörperung – Performativität. Genderkritische Perspektiven auf Grenzgänger\_innen in Literatur und Musik* (S. 47–64). Bielefeld: transcript.
- Nitschke, Claudia (2015). Raum und Ethos in Stifters „Bunte Steine“. *German Life and Letters*, 68(4), 554–568. <http://dx.doi.org/10.1111/glal.12099>
- Oesterle, Günter (2000). Unter dem Strich. Skizze einer Kulturpoetik des Feuilletons im neunzehnten Jahrhundert. In Jürgen Barkhoff, Gilbert Carr & Paulin, Roger (Hrsg.), *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert* (S. 229–250). Tübingen: Niemeyer.
- Öhlschläger, Claudia (2009). Poetik und Ethik Kleiner Prosa: Franz Kafka, Robert Musil, Heiner Müller, Michael Köhlmeier. *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, 128(2), 261–279.
- Pörksen, Bernhard (2015). Der digitale Pranger. Reputationsverluste in der Empörungsdemokratie der Gegenwart. *Forschung und Lehre*, 10, 10.
- Schmincke, Imke (2015). Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland. In Paula-Irene Villa & Sabine Hark (Hrsg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze*

- aktueller politischer Auseinandersetzungen* (S. 93–107). Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839431443-006>
- Schönborn, Sibylle (2007). „... wie ein Tropfen im Meer“. Von medialen Raumzeiten und Archiven des Vergessens: das Feuilleton als ‚kleine Form‘. In Thomas Althaus, Wolfgang Bunzel & Dirk Göttsche (Hrsg.), *Kleine Prosa. Theorie und Geschichte eines Textfeldes im Literatursystem der Moderne* (S. 197–211). Tübingen: Niemeyer.
- Schutzbach, Franziska (2015). Die Vielfalt zum Schweigen bringen. *Die Wochenzeitung*, 38, 17.09.2015. Zugriff am 10. Februar 2016 unter [www.woz.ch/-629a](http://www.woz.ch/-629a).
- Stiegler, Bernd (1994). *Die Aufgabe des Namens. Untersuchungen zur Funktion der Eigennamen in der Literatur des 20. Jahrhunderts*. München: Fink.
- Stifter, Adalbert (1982). Bunte Steine. In Alfred Doppler & Wolfgang Frühwald (Hrsg.), *Adalbert Stifter. Historisch-Kritische Gesamtausgabe*. Bd. II/2: Buchfassungen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Utz, Peter (2000). „Sichgehenlassen“ unter dem Strich. Beobachtungen am Freigehege des Feuilletons. In Kai Kauffmann & Erhart Schütz (Hrsg.), *Die lange Geschichte der kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung* (S. 142–162). Berlin: Weidler.
- Weber, Christian (2016). Mann und Frau und der kleine Unterschied. *Süddeutsche Zeitung*, 16.04.2016. Zugriff am 22. April 2016 unter [www.sueddeutsche.de/wissen/gesellschaft-und-forschung-mann-und-frau-und-der-kleine-unterschied-1.2952490](http://www.sueddeutsche.de/wissen/gesellschaft-und-forschung-mann-und-frau-und-der-kleine-unterschied-1.2952490).
- Wizorek, Anne (2014). *Weil ein #Aufschrei nicht reicht. Für einen Feminismus von heute*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Wolf, Ursula (Hrsg.). (1993). *Eigennamen* (2. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Zastrow, Volker (2006). Gender Mainstreaming – Politische Geschlechtsumwandlung. *faz.net*, 20.06.2006. Zugriff am 10. Februar 2016 unter [www.faz.net/aktuell/politik/gender-mainstreaming-politischegeschlechtsumwandlung-1327841.html](http://www.faz.net/aktuell/politik/gender-mainstreaming-politischegeschlechtsumwandlung-1327841.html).

## Zur Person

*Sigrid Nieberle*, Prof. Dr., Professorin für neuere und neueste deutsche Literatur mit Schwerpunkt Gender und Diversität. Arbeitsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur seit 1750 mit Schwerpunkten im 19. Jahrhundert, in der Nachkriegszeit und in der Gegenwart, Intermedialität der Literatur, besonders in Bezug auf Musik und Film, Gender Studies.

Kontakt: TU Dortmund, Institut für deutsche Sprache und Literatur, Emil-Figge-Straße 50, 44227 Dortmund

E-Mail: [sigrid.nieberle@udo.edu](mailto:sigrid.nieberle@udo.edu)

## Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: undoing gender und die Post Gender Studies

### Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert die Konzepte des *doing* und *undoing gender*. Zunächst rekonstruiert er den methodologischen Sinn der Rede von ‚doing‘ X, die Folgeprobleme und Radikalitätsverluste des *doing gender* sowie dessen soziologische Ergänzungsbedürftigkeit um das Konzept des ‚undoing gender‘. Anschließend betrachtet er das Verhältnis von Mikro- und Makrotheorien in den Gender Studies. Dort wird der Reichweitenlimitierung des (*un*)*doing gender*-Theorems oft mit einer rhetorischen Prämodernisierung der Gesellschaft begegnet. Mikro/Makro steht in den Gender Studies für einen epistemologischen Split, durch den man die ‚Geschlechter‘ mikrotheoretisch dekonstruiert und makrotheoretisch rekonstruiert. Dieser Split ist in den politischen Verstrickungen des Feldes begründet. Der Aufsatz plädiert für das Dritte der Geschlechterdifferenz als eine Beobachtungsposition der Post Gender Studies, von der aus sich Prozesse des Gendering und De-gendering symmetrisch beobachten lassen.

#### Schlüsselwörter

Geschlechterdifferenz, Geschlechterindifferenz, un/doing gender, Politik, Wissenschaft

### Summary

Judith, Niklas and the third of gender difference: Undoing Gender and post-gender studies

This article discusses the concepts of doing and undoing gender. First, it reconstructs the methodological sense in speaking of ‚doing X‘, the subsequent problems for and the loss of radicalism of doing gender, and the sociological need to supplement it by the concept of ‚undoing gender‘. Second, the relationship between micro and macro theories in gender studies is taken into consideration. Here, the (*un*)doing gender theorem's limited scope is met with a rhetorical pre-modernization of society. Furthermore, micro/macro stands for an epistemological divide in gender studies, deconstructing ‚genders‘ micro theoretically while reconstructing them macro theoretically. This divide stems from the political entanglement within the field. All told, this article makes the case for the third of gender difference as an observational position of post-gender studies from whose vantage point processes of both gendering and de-gendering can be viewed symmetrically.

#### Keywords

gender difference, gender indifference, un-doing/doing gender, politics, research

Vor einem Jahr hat Linus Westheuser in dieser Zeitschrift mein Konzept des *undoing gender* zum Anlass genommen, um einige grundsätzliche Fragen zu dem ihm zugrunde liegenden Begriff des *doing gender* sowie zur Reichweite eines mikrosoziologischen Ansatzes aufzuwerfen. Dies ist zu begrüßen, da das *doing gender* in der Tat „zu einem *catch-all*-Begriff geworden“ ist (Westheuser 2015: 110), eine „Klärung seines Gehaltes“ (Westheuser 2015: 110) tut not. Ich werde dies in vier Schritten tun. Zuerst rekonstruiere ich den methodologischen Sinn der Rede von ‚doing‘ X, die Folgeprobleme und Radikalitätsverluste des *doing gender* sowie dessen soziologische Ergänzungsbedürftigkeit

um das Konzept des ‚*undoing gender*‘ (1.). Anschließend werde ich das eigentliche Thema von Westheusers instruktivem Misreading meines Ansatzes betrachten: das Verhältnis von Mikro- und Makrotheorien in den Gender Studies. Dort wird der evidenten Reichweitenlimitierung des (*un*)*doing gender*-Theorems häufig mit einer rhetorischen Prämodernisierung der Gesellschaft begegnet (2.). Außerdem steht Mikro/Makro in den Gender Studies für einen epistemologischen Split, durch den man die ‚Geschlechter‘ mikrotheoretisch dekonstruiert und makrotheoretisch rekonstruiert. Dieser Split ist in den politischen Verstrickungen des Feldes begründet (3.). Zum Abschluss plädiert der Aufsatz für das Dritte der Geschlechterdifferenz als eine Beobachtungsposition der *Post Gender Studies*, von der aus sich Prozesse des *Gendering* und *Degendering* symmetrisch beobachten lassen (4.).

## 1 *Doing X* und *undoing gender*

In den Gender Studies lässt man das *doing gender* zumeist mit einem Aufsatz von West/Zimmerman (1987) beginnen, übersieht damit aber zwei Dinge. Erstens ist das ‚*doing X*‘ eine von Harold Garfinkel und Harvey Sacks in den 1960er-Jahren in die Ethnomethodologie eingeführte *methodologische* Heuristik, mit der sich alle möglichen kompakten sozialen Tatsachen temporalisieren und als praktische Vollzugswirklichkeiten dekomponieren lassen, etwa das *doing being ordinary* (Sacks 1984). Das *doing* bezeichnet also nicht einfach einen Gegenstand (etwa ein ‚Geschlechtshandeln‘),<sup>1</sup> sondern vollzieht eine der vielen perspektivischen Brechungen, mit denen die Mikrosoziologie versuchte, die Normalität des Alltagswissens in den Griff zu bekommen (Hirschauer 2010). Das Präfix *doing* war neben den Krisenexperimenten und dem Rückgriff auf ‚Fremde in der eigenen Kultur‘ eine begriffsstrategische Verfremdungsmaßnahme – ähnlich Goffmans Theatermetapher –, um die soziologische Aufmerksamkeit auf die Prozesshaftigkeit und praktische Vollzugsbedürftigkeit von sozialen Tatsachen zu lenken.

Zweitens war der Aufsatz von West/Zimmerman mit einer Reihe von Rückschritten gegenüber den radikaleren Formulierungen von Harold Garfinkel verbunden.

„We learned from Agnes, who treated sexed persons as cultural events that members make happen, that members’ practices alone produce the observable-tellable normal sexuality of persons, and do so only, entirely, exclusively in actual, singular, particular occasions through actual witnessed displays of common talk and conduct“ (Garfinkel 1967: 181).

Gegenüber Garfinkels Geschehenmachen („*make happen*“) von „sexed persons“ restaurierten West/Zimmerman mit ihrer dreiteiligen Unterscheidung von ‚*sex*‘, ‚*sex categorization*‘ und ‚*doing gender*‘ die *sex/gender*-Unterscheidung und verengten das *doing gender* auf normativ evaluierte Inszenierungen männlicher und weiblicher Eigenarten. Sie fassten Gender im Grunde wie eine prozessualisierte Geschlechtsrolle: als einen

1 Dieses handlungstheoretische Missverständnis von *doings* ist in der Geschlechterforschung notorisch. Zum praxeologischen Unterlaufen der Unterscheidung von Verhalten, Handeln und Aktivitäten s. Hirschauer 2016.

normativ regulierten Verhaltensstil, mit dem Teilnehmer sich und andere möglichst konform in vorhandene soziale Kategorien fügen.<sup>2</sup>

Dennoch konnte der Begriff *doing gender* über geraume Zeit die ‚Marktlücke‘ besetzen, einen soziologischen Geschlechtsbegriff zu formulieren, der die Zweigeschlechtlichkeit ohne Rekurs auf gegebene Körper und psychische Identitäten rekonstruiert. Dies ist eine erhebliche Herausforderung sowohl angesichts der Mächtigkeit unserer alltagsweltlichen Überzeugungen (die sich mit ein paar politischen Bewusstseinsklimmzügen nicht entkräften lassen) als auch angesichts der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit und des öffentlichen Vertrauens in naturwissenschaftliche Konzeptionen der Geschlechterdifferenz. Die gesellschaftliche Plausibilisierung eines sozial- und kulturwissenschaftlichen Geschlechtsbegriffs verlangt nicht nur ein paar Schlagworte und theoretische Überlegungen, sondern auch empirische Forschung und populärwissenschaftliche Übersetzungen.

Was die theoretischen Überlegungen betrifft, warf das Konzept des *doing gender* drei Folgeprobleme auf. Das erste liegt darin, dass ein Begriff, der das Geschlecht von körperlichen Merkmalen weg in soziale Praktiken verschiebt, nicht mehr so trennscharf wie ein Anatom angeben kann, ob es in einer interaktiven Episode nun um Geschlecht, um Ethnizität, um Religion, um Status, um Professionalität usw. geht. Sinnhafte Phänomene sind grundsätzlich polysem, das heißt in ihrer Bestimmbarkeit komplexer als materielle Strukturen. Dieses Problem wurde eine Zeit lang mit der Vorstellung aufgefangen, dass kulturelle Unterscheidungen eben gleichzeitig vollzogen werden: *doing gender while doing the job* (Leidner 1991). Dieses Muster eines gleichzeitigen *doing XYZ*, auf das aktuell der Intersektionalitätsansatz implizit rekurriert, hat aber seinerseits nur eine begrenzte Lösungskompetenz: Die bloße Addition von *doings* öffnet das Denken über Geschlecht zwar für die hybriden Verknüpfungen, in denen es lebensweltlich auftaucht, es mogelt sich aber darum herum, dass kulturelle Unterscheidungen auch miteinander konkurrieren (Hirschauer 2014a) und Teilnehmer die Polysemie ihrer Darstellungen immer wieder faktisch reduzieren, also durchaus bestimmen, ob es hier und jetzt vorrangig um X, Y oder Z geht.

Das zweite Folgeproblem des Konzepts *doing gender* war die theoretische Inkonsistenz von West/Zimmerman, die kontingente Prozessualität von Gender durch die Annahme seiner Omnirelevanz zurückzunehmen. Ihre Behauptung, dass Personen immer und überall unter geschlechtlicher Beobachtung stehen, setzte Geschlecht als einen Master-Status (im Sinne von Hughes) an, der anderen gegenüber unvermeidlich dominant sei (was nur innerhalb der Geschlechterforschung plausibel wirken konnte). Ich habe den Begriff *undoing gender* daher vor gut 20 Jahren aus dem theorieimmanenten Grund eingeführt, dass der mikrosoziologische Grundbegriff *doing gender* von seiner ganzen Anlage her nach einer Limitation verlangte, die den temporären und fragilen Charakter der Praktiken interaktiver Geschlechtsdarstellung beleuchtete und begrifflich festhielt. Die Grundvorstellung eines praktischen Tuns von Zugehörigkeiten und Differenzen impliziert unmittelbar, dass sie auch *nicht* getan werden können. In dem Maße,

2 Francine Deutsch sieht in ihrem Aufsatz ‚*Undoing gender*‘ sehr klar, dass der Ansatz von West/Zimmerman einen antiquierten Konformitätsdruck konnotiert, der soziologisch fast so unfruchtbar ist wie die Vorstellung eines durkheimianisch anmutenden normativen Zwangssystems bei Judith Butler. „*Doing gender* has become a theory of gender persistence“ (Deutsch 2007: 106).

in dem sinnhafte Unterscheidungen praktisch vollzogen werden, kann dieser Vollzug unterbrochen oder eingestellt werden, können soziale Zugehörigkeiten situations- und feldspezifisch deaktiviert werden. Wer von *doing gender* spricht, kann also von *undoing gender* schlecht schweigen, ohne etwas zu verschweigen.

Meine Rede von *undoing gender* zielte dabei auf eben jene Frage der Geschlechterunterscheidung, die West/Zimmerman als bloße ‚sex categorization‘ von ‚Gender‘ trennten. Die Geschlechterunterscheidung von Personen ist in meinen Augen nicht ein (vergleichsweise trivialer) einmaliger perceptiver Akt, sondern eine sich in Interaktionen wiederholende oder eben aussetzende Praxis, die ‚Geschlechter‘ unterscheidet oder *ununterschieden lässt*. Dabei hat das Konzept *undoing gender* nur einen begrenzten empirisch-referentiellen Sinn (wichtiger ist der heuristisch-performative Sinn, s. 3.): Das aktive Konterkarieren oder passive Unterlassen von *Genderings* bildet nur einen schmalen Saum des *doing gender*, eine negatorische Aktivität, die noch in dessen Horizont verbleibt, an den Rändern aber bereits im *not doing gender* verschwindet, so wie ein Schweigen im Nicht-Sprechen bzw. im Essen, also im Tun von etwas ganz anderem.

Westheuser stellt richtig dar, dass dieser Begriff ganz anders gelagert ist als der politische Kampfbegriff, den Judith Butler 2004 verwendet: *Undoing* meint bei Butler eine subversive Aktivität, in der Praktiken Strukturen brechen. Mir geht es dagegen um ein Indifferenzverhältnis, das Praktiken und Strukturen entkoppelt, sodass Geschlecht schlicht nicht stattfindet. Ferner kontrastiert Elisabeth Kelan (2010) in ihrem Vergleich meines Begriffs von *undoing gender* mit dem von Butler deren ‚multiple Logik‘ der Pluralisierung von Gender Performances mit einer ‚unitären Logik‘, die das Vergessen von Geschlecht in die Nähe einer Unisex-Behandlung rückt. Richtig an dieser Darstellung ist, dass Butlers Begriff auf eine Destabilisierung des Codes zielt – *undoing gender* heißt hier, *doing gender* auf irritierend andere Weise zu vollziehen und es so zugleich zu unterlaufen und zu bestätigen –, während mein Begriff der Nicht-Aktualisierung von Geschlecht den Code zunächst intakt lässt. Irreführend an Kelans Darstellung ist, dass die Unterscheidung von „multiple and unitary“ zu eng von dem besonderen Binarismus der Geschlechterdifferenz her gedacht wird. Die Geschlechterunterscheidung kann m. E. durch Variation der Zahl von Geschlechtskategorien nur marginal irritiert werden,<sup>3</sup> viel nachhaltiger wird sie durch den flexiblen Wechsel zu anderen Unterscheidungen abgehängt: etwa zur Unterscheidung von Alters-, Leistungs- oder Attraktivitätsklassen, von Ethnizität, Religion, Profession usw.<sup>4</sup>

3 Es ist eine alte ethnologische Erkenntnis, dass die Einrichtung dritter Kategorien den Geschlechterdualismus letztlich stabilisiert (Schröter 2002).

4 Ebenfalls unzutreffend an Kelans Darstellung ist, dass ich behaupte, geschlechtsunangemessenes Verhalten sei gleichbedeutend mit *undoing gender* (Kelan 2010: 183). Das Gegenteil trifft zu (Hirschauer 1994: 678). Kelans empirische Studie zeigt auch, welche methodischen Herausforderungen in Forschungen zum *undoing gender* stecken. Sie zitiert eine Informantin im IT-Gewerbe damit, dass männliche Kollegen weibliche Konkurrenz dadurch ausschalten können, dass sie sie „zur Frau machen“ (Kelan 2010: 184). Kelan stößt sich daran, dass als Frau gesehen zu werden ausschließen soll, als Professionelle gesehen zu werden. Dies zeige, dass der Idealtyp des IT-Arbeiters männliche Züge trage. Hier denkt die Informantin praxeologischer als die Soziologin, die an der fixen Idee männlicher und weiblicher Eigenschaften festhält. Es ist ein prototypisches Beispiel für eine soziologische Deutung, die soziale Prozesse gegen die Selbstbeschreibungen der TeilnehmerInnen genderisiert. Das heißt nicht, dass diesen grundsätzlich zu folgen wäre. Natürlich gibt es, z. B. in Paarbeziehungen, latente, von den TeilnehmerInnen nicht wahrgenommene Ungleichhei-

Auch der Vorschlag von Francine Deutsch, den Begriff *doing gender* nur noch zu verwenden, wenn Interaktionen die Geschlechterdifferenz reproduzieren, *undoing gender* dagegen, wenn sie die Geschlechterdifferenz reduzieren (Deutsch 2007: 122), ist noch zu eng aus der Perspektive der Gender Studies gedacht. Die Rede von *undoing gender* ist empirisch nur sinnvoll, wenn es sich um negatorische Aktivitäten handelt, die für die TeilnehmerInnen im Horizont der Geschlechterdifferenz verbleiben. Sinnlos ist so eine Bezeichnung aber für Praktiken, in denen Geschlecht nur noch in Spurenelementen oder überhaupt nicht mehr sinnhaft enthalten ist: *not doing gender, but anything else*.

## 2 Limitierung der *doings* statt rhetorischer Prämodernisierung der Gesellschaft

Das dritte Folgeproblem des *doing gender*-Konzepts war, dass die gesellschaftliche Stabilität der Geschlechter neu rekonstruiert werden musste. Sowohl die große Stabilität individueller Geschlechtszugehörigkeit als auch die institutionelle Verstetigung unserer performativen Praktiken brauchten bessere soziologische Erklärungen als die Behauptung einer unentwegten performativen Wiederholung im Rahmen eines normativen Zwangssystems. Das Konzept des *doing gender* konnte dies nie leisten, es ist in seiner Reichweite auf kurzfristige, akteursnahe Prozesse begrenzt und war immer schon um strukturtheoretische Überlegungen ergänzungsbedürftig. Deshalb habe ich zeitgleich und komplementär zur Einführung des Begriffs *undoing gender* auf die institutionellen Arrangements hingewiesen, die die Geschlechterdifferenzierung mit sozialem Gewicht und historischer Trägheit ausstatten (Hirschauer 1994).

Das grundlegende Missverständnis von Westheusers Lektüre liegt darin, dass weder diese älteren strukturtheoretischen Überlegungen noch meine jüngeren Anlehnungen an Luhmann ein Versuch sind, „ethnomethodologisches Vokabular über die Grenzen [...] der Interaktionsordnung hinaus auszudehnen“ (Westheuser 2015: 120). Dieses Vokabular lässt sich nicht ‚dehnen‘. Und der Anspruch, mit dem *sozialtheoretischen* Konzept *doing gender* Gesellschaftstheorie zu betreiben, ist von seinen VertreterInnen auch nie erhoben worden. Strukturtheoretische Überlegungen vertragen sich nicht mit einer Verengung der Soziologie auf Ethnomethodologie, sie steigen aus diesem Ansatz aus.

Nun kann man die Verknüpfung von Mikro- und Makrosoziologie verschieden angehen. Meine eigenen Vorschläge (Hirschauer 1994, 2001) folgten so wie die von Regine Gildemeister (zuletzt: Gildemeister/Hericks 2012) in der Theorieanlage im Wesentlichen dem Vermittlungsvorschlag, den Erving Goffman (1977, 1983) gemacht hatte, nämlich einer Grundvorstellung von ‚Schnittstellen‘ zwischen Mikro- und Makroordnung.<sup>5</sup> Ein alternativer Brückenschlag ist der *Boundary*-Ansatz (Wimmer/Lamont

ten (Westheuser 2015: 109). Aber es gibt dort auch eine als Egalität bilanzierte Ausgeglichenheit vieler Ungleichheiten, an der die soziologische Beobachtung auf dieser Mikroebene nicht mehr vorbei kann, wenn sie nicht einfach bloß hoheitlich objektivistisch daherkommen will. Es ist kein soziologisches Privileg, Machtungleichheiten festzustellen. Das tun die Leute mit ihren eigenen kritischen Leistungen auch selbst (Boltanski 2010).

5 Goffmans und Luhmanns klassische Vorschläge sowie die den Mikro/Makro-Dualismus transzendierenden Überlegungen von Knorr Cetina und Latour habe ich in (Hirschauer 2015) diskutiert.

2006), der die Prozessualisierung symbolischer Differenzen mit der Errichtung sozialer Grenzen, d. h. auch mit macht- und institutionentheoretischen Konzepten, verknüpft.<sup>6</sup> Einen weiteren Alternativvorschlag hat Bettina Heintz unter Rekurs auf Luhmanns Vorstellung von Emergenzebenen angeboten, indem sie dem interaktiven *doing* einen Platz neben organisationalen und gesellschaftlichen Strukturen zuwies (s. etwa: Heintz/Nadai 1998). Dem *undoing gender* entsprechen dann höherstufige Prozesse der Deinstitutionalisierung.<sup>7</sup>

Anstelle einer Diskussion von Vorschlägen zur Mikro/Makro-Überbrückung findet sich bei Westheuser nur eine unmittelbare Konfrontation von (*un*)*doing gender* mit implizit gehaltenen (klassentheoretischen) Annahmen über Gesellschaftsstrukturen. Vor deren Hintergrund stößt er sich offenbar an meinem zustimmenden Rückgriff auf Luhmanns Theorie der modernen Gesellschaft. Dass Westheuser hierin einen ‚Sündenfall‘ zu sehen scheint, indiziert schon der Titel seines Aufsatzes, der meinen Namen mit einem Subtext versieht. Das muss man zu lesen verstehen. Denn Niklas Luhmann hat in seinem Aufsatz „Frauen, Männer und George Spencer Brown“ (1988), der sich polemisch, aber auch treffend zum Feminismus äußerte, etwas für diesen Irritierendes getan: Er hat Gesellschaftskritikerinnen kritisiert. Seit der folgenden Beziehungskrise steht „Luhmann“ in der Geschlechterforschung für viele auf der ‚anderen Seite‘, von der ‚wir‘ uns zu distinguieren haben, wollen wir auf der ‚richtigen‘ Seite stehen. Luhmanns Aufsatz war politisch unbequem, aber auch ein Weckruf, und in dieser Hinsicht gar nicht so verschieden von dem vier Jahre vor ihm erschienenen „Der Chor der Opfer ist verstummt“ von Christina Thürmer-Rohr (1984).

Was also findet man bei Luhmann, wenn man politische Berührungsverbote nur für unprofessionelle Relikte in den Gender Studies hält? Man findet dann einen Ansatz vor, der ganz auf der Linie der differenzierungstheoretischen Klassiker der Soziologie (Durkheim, Weber und Simmel) ernst nimmt, welche Konsequenzen die arbeitsteilige Differenzierung der modernen Gesellschaft für ständische Formen der Humandifferenzierung hat. *Undoing gender* – eine Negation der Differenz in ihrem Horizont – ist dabei gar nicht Luhmanns Thema, aber sein Ansatz ist eben (anders als Klassentheorien) darauf eingestellt, dass in den meisten sozialen Prozessen Geschlecht überhaupt nicht stattfinden muss: *not doing gender at all*. Luhmanns Aussagen zur relativen Gender-Indifferenz der Moderne sind (anders als die Heuristik des *undoing gender*) durchaus primär empirisch gemeint, aber in einem gesellschaftshistorisch vergleichenden Sinne, den einzelne Studien zum aktuellen Gebrauch der Geschlechterunterscheidung gar nicht erreichen. Solche Einzelbefunde gibt es selbstverständlich massenhaft (denn auch in der Moderne wird ja noch nach Geschlechtern unterschieden), aber es gibt immer auch

6 Probleme dieses Theorieansatzes habe ich in (Hirschauer 2014a) dargelegt.

7 Diese Grundvorstellung scheint mir aktuell zielführend. Der Prozessgedanke des *doing X* muss für unterschiedliche Temporalitäten und Agencies aufgefächert werden: Das *doing being X* der Performances (auf das Ethnomethodologie wie Butler fokussieren) ist Teil von weniger subjektzentrierten Prozessen. Schon das *doing X* umfasst auch die Darstellung von Interaktionspartnern, die Fremdkategorisierung, die Behandlung von Tätigkeiten als kategorial (un)angemessen. Das *X-ing* (z. B. Gendering) bezeichnet darüber hinaus auch die Agency von situativen Settings, Skripten, Artefakten (etwa Formularen) und Zeichensystemen. Als *X-ation* (etwa Genderization) lassen sich schließlich historische Trends, institutionelle Dispositionen, die Infiltrierung vieler gesellschaftlicher Bereiche mit X über Operatoren mit großer Reichweite fassen.

massenhaft Gegenbefunde.<sup>8</sup> So eine Aufrechnung ist wenig sinnvoll, weil sie nicht auf dem Abstraktionsniveau der historischen und ethnologischen Vergleiche stattfindet, die seit Begründung der Soziologie gesellschaftstheoretischen Aussagen zugrunde liegen. Man kann also durchaus von einer abnehmenden Relevanz der Geschlechterdifferenz in der *longue durée* ausgehen, ohne persistente Ungleichheiten, kulturellen Konservatismus, mediale Dramatisierungen und die interaktive Revitalisierung von Stereotypen zu übersehen. Sie erscheinen dann aber in einem anderen Licht: entweder als Fälle von institutioneller Trägheit oder als kulturelle Reaktionsbildungen auf einen säkularen Trend, als *Regendering* in Zeiten des *Degendering*.

Man kann sich einen solchen Prozess als Abwärtsspirale vorstellen, in der die Geschlechterdifferenz historisch zurückgedrängt und klein gearbeitet wird. Zum Beispiel war die geschlechtliche Arbeitsteilung, also die Genderisierung von Tätigkeiten, im 18. Jahrhundert noch eine große, die Gesellschaft strukturierende Teilung von Erwerbs- und Familienarbeit. Dann wurde sie eine mittlere, vor allem den Arbeitsmarkt strukturierende, Teilung von Frauen- und Männerberufen. Innerhalb derer finden sich heute oft feinere Differenzierungen männlicher und weiblicher Tätigkeiten in den Berufen oder im Haushalt sowie schließlich feinste Stilunterschiede in der Erledigung des Gleichen, die sich dann allerdings in einer persönlichen Varietät verlieren, ohne dass sie noch auf das Geschlecht von Personen zugerechnet werden könnten. Auf denselben Punkt verweist Deutsch (2007: 115): Studien zeigen zwar, dass die Geschlechterdifferenz nach dem Vordringen von Frauen in Männerberufe (und umgekehrt) innerhalb dieser Berufe zum Teil symbolisch rekonstruiert wird, aber dann handelt es sich trotzdem um eine reduzierte Differenz, die Verschiebung von Geschlecht in einen anderen Aggregatzustand (Hirschauer 2014a: 187f.). Man findet dann z. B., dass gleich verdienende Paare noch eine Zeit lang um verschiedene Bezeichnungen ihrer elterlichen Tätigkeiten ringen: „as a desperate and fragile attempt to maintain a gendered difference where none exists, differential labeling of the same behavior might be doomed to failure“ (Deutsch 2007: 115).

Es ist also nicht so, wie es einer politisierenden Lektüre erscheint, dass ich die Semantik der Egalität einfach „unterschreibe“ (Westheuser 2015: 118) oder „Hoffnung in Egalitätsnormen“ (Westheuser 2015: 113) setze. Ich nehme nur drei einfache Dinge zur Kenntnis: dass es zur modernen Gesellschaft gehört, dass Menschen Egalitätsnor-

8 Dass etwa Erwerbsarbeit immer noch als Domäne von Männern gesehen, ihre Arbeitslosigkeit als Katastrophe erlebt wird (Westheuser 2015: 120) sind unstrittige Einsichten (sie finden sich fast wortgleich in Hirschauer 2007), die sich aber nicht umstandslos gegen die Feststellung der im historischen Vergleich erreichten Geschlechtsneutralität richten lassen. Relevanter sind hier historische Längsschnittsdaten, wie sie auch Deutsch fordert. Beispiele sind die Reduzierung der stereotypen Wahrnehmung von Neugeborenen durch ihre Eltern zwischen 1975 und 1995 (Deutsch 2007: 115), die Androgynisierung von Partneridealen in Heiratsanzeigen über das gesamte 20. Jahrhundert (Buchmann/Eisner 2001) oder die Nivellierung geschlechtsdifferenzierender Vornamen (Nübling 2015). In ihrer Diskussion meines Ansatzes reduziert Ortrun Brand diesen letzten säkularen Prozess des *Degendering* auf die Beteiligung einer einzelnen RichterIn an einem Gerichtsurteil zur Aussetzung der Geschlechtsoffenkundigkeit im deutschen Namenrecht (Brand 2013: 180). Die Symmetrisierung von Kosenamen (Schatz/Schatz), die Gendernivellierung von Spitznamen (Uli/Uli) oder die Lautverschiebungen in der elterlichen Namenwahl lassen sich aber keineswegs so einfach auf das von Brand hervorgehobene „gendersensible“ Bewusstsein einzelner heroischer AkteurInnen zurückführen. Wie gesagt: *doing gender* ist kein Geschlechtshandeln.

men grundsätzlich zustimmen; dass dies zu den historischen Brüchen mit älteren Gesellschaftsformen gehört, für die die Ungleichheit von Menschen völlig normal war, und dass jeder empirische Fall von heutiger Ungleichheit erst vor dem Hintergrund der Geltung dieser Norm kritisiert werden kann. Eine feministische Gesellschaftskritik, die empirische Fälle von Ungleichheit gegen diese gesellschaftstheoretische Feststellung richtet, ignoriert die gesellschaftlichen Voraussetzungen ihrer selbst: die Etablierung der Egalitätsnorm als unstrittigem diskursiven Bezugspunkt. Sie gehört zur Realität der modernen Gesellschaft unabdingbar hinzu: als eine selbstverständlich etablierte, in vielen Bereichen auch effektiv durchgesetzte Erwartung. Geschlechteregalität und Gender-Indifferenz sind in einer funktional differenzierten Gesellschaft ein feldspezifisch längst realisiertes und immer wieder auch verfehltes Erwartungs- und Handlungsmuster.

Angelika Wetterer hat sehr gute Gründe für ihren Begriff der rhetorischen Modernisierung. Und man kann Luhmanns Gesellschaftstheorie mit ebenfalls guten Gründen vorhalten, einige Züge dieser Gesellschaft liberalistisch idealisiert zu haben (Hirschauer 2014a: 178), aber wer dieser Theorie mit einer rhetorischen *Prämodernisierung* der Gesellschaft begegnet, instrumentalisiert die Geschlechterforschung für eine tagespolitisch kurzsichtige Geschlechterpolitik, die nicht ernsthaft zur soziologischen Theoriebildung beiträgt.

### 3 Mikrotheoretische Dekonstruktion und makrotheoretische Konservierung der ‚Geschlechter‘

So könnte man denn zur Forschung übergehen. Man könnte sich, Differenzierungstheorien (mit Defiziten) im Rücken, konkurrierende Klassentheorien (mit noch mehr Defiziten) im Bücherregal, um Mikro/Makro-Brücken in den Gender Studies kümmern und neugierige empirische Fragen stellen. So

„könnte [es] interessant sein, sich [...] nach sang- und klanglosen Praktiken der Geschlechterindifferenz umzuschauen. Es scheint plausibel, dass auf der Ebene der Interaktionsordnung viele es mit dem Geschlecht wie mit der Religion halten, die zwar weder abgelegt noch gewechselt, aber eher ritualistisch verfolgt und nur zu festlichen Anlässen aus dem Schrank geholt wird.“ (Westheuser 2015: 121)

Das ist wohl wahr, aber der Satz indiziert zugleich, was diese Neugierde blockiert und dafür sorgt, dass nur eine verschwindende Minderheit von GeschlechterforscherInnen der Aufforderung von Deutsch (2007: 114) folgt und untersucht, wann und wie Interaktionen weniger genderisiert sind und unter welchen Bedingungen die Geschlechterdifferenz sozial irrelevant ist.

Symptomatisch für die Geschlechterforschung erscheint mir, wie leicht es Westheuser fällt, etwas „auf der Ebene der Interaktionsordnung“ bereichernd zu finden, das er schon eine Seite später für makrosoziologisch gänzlich irregeleitet hält. Mikro und Makro sind in den Gender Studies nicht einfach nur komplementäre Herausforderungen der Theoriebildung, es sind auch zwei *epistemisch* getrennte Welten. Mikrotheorien, die fragile Identitäten und Praktiken situativer Geschlechterdifferenzierung fokussieren, stehen Makrotheorien geschlechtlicher Ungleichheit gegenüber, die kompakte Ge-

schlechtklassen implizieren. Die Geschlechterforschung leidet an „epistemologischer Schizophrenie“: Ihre ‚Geschlechter‘ werden mikrotheoretisch radikal dekonstruiert und makrotheoretisch wiederhergestellt.<sup>9</sup> So kann man sich den Pelz mit Garfinkel und Butler waschen, ohne dabei wirklich nass zu werden. Solange sich der Konstruktivismus mikrotheoretisch parzellieren lässt, kann man makrotheoretisch weiter operieren, als lebten die individualisierten ZeitgenossInnen des 21. Jahrhunderts noch in einem Patriarchat mit zwei soliden Geschlechtskollektiven.

Die ‚Geschlechtsklassen‘ waren aber noch nie viel mehr als die politisch dringend gebrauchte Imagination einer sozialen Bewegung, die auf die Versämtlichung ‚der Frauen‘ im 19. Jahrhundert mit politischer Organisation und einer kompensatorischen Versämtlichung ‚der Männer‘ reagierte. Deshalb handelt sich die Geschlechterforschung mit ihrer trotz aller Distanzierungsversuche nach wie vor symbiotischen Beziehung zur Frauenbewegung auch einen theoretischen ‚Gruppismus‘ ein, wie ihn Rogers Brubaker (2007) oder Loïc Wacquant (2001) auch an anderen bewegungsnahen Forschungen kritisieren: die Neigung, bei der Untersuchung von Ethnizität, Rasse, Geschlecht etc. wie selbstverständlich von der Existenz von Identitäten und Gruppen als Grundbestandteilen des gesellschaftlichen Lebens auszugehen – so als erschöpfe sich dieses in solchen nach innen homogenen und nach außen abgegrenzten Entitäten.

Die zwei Jahrzehnte währende Blockade der deutschen Geschlechterforschung gegen den Konstruktionsgedanken war nicht nur eine temporäre „Rezeptionssperre“ (Gildemeister/Wetterer 1992) gegen AutorInnen mit Vornamen wie „Harold“ und „Erving“, die Sache ist etwas ernsthafter: Die Sperre ist ein in den Fragestellungen und politischen Intentionen jeder ‚Geschlechterforschung‘ *notwendiger blinder Fleck*.<sup>10</sup> Man kann schlecht die Interessen von Frauen vertreten und ihre gesellschaftlichen Nachteile hervorheben und zugleich die Konstruiertheit der diesen ‚Frauen‘ zugrunde liegenden Differenz beleuchten.

Auf eben dieses Problem weist das Konzept *undoing gender* hin. Westheuser sieht durchaus, welche Herausforderung das Theorem für die Annahme der Omnirelevanz von Geschlecht und „die feministische Grundlegung der Geschlechterstudien“ bedeutet (Westheuser 2015: 116). Das Konzept des *undoing* hat neben dem empirisch-referenziellen Aspekt (s. 1.) wie bei Garfinkel und Sacks auch einen *heuristisch-performativen*: Es soll die beobachtungsleitende Omnirelevanzannahme durchkreuzen und die empirische Forschung für das variable Spiel der (Ent-)Differenzierungen öffnen. So wie das

9 Ein schönes Beispiel liefert Ortrun Brands Diskussion meines Ansatzes (Brand 2013). Sie verweist zu Recht darauf, dass einer oberflächlichen interaktiven Geschlechtsneutralität – etwa in Rechtsverfahren – ein latentes Gendering durch Strukturen entgegenstehen kann (Brand 2013: 182). Das Problem ist nur, wie einäugig die Geschlechterforschung Latenz immer nur für strukturellen Konservatismus reserviert, als gelte nicht auch umgekehrt, dass die pubertierende Schülerin, die Gender-Codes überzeichnet, trotzdem in den Strukturen des Prüfungsverfahrens keine bessere (oder schlechtere) Note erhält. Wie gesagt: Die angeblich eines ständigen *Genderings* überführten Strukturen garantieren der Geschlechterforschung ihre Geschlechter. Die Forschung selbst ist ‚struktur-konservativ‘. Heintz/Nadai (1998) haben dagegen demonstriert, dass die entgegengesetzte Hypothese plausibler ist: Die gesellschaftlichen Strukturen haben beträchtlich an Geschlecht verloren, vor allem Interaktionen reproduzieren es heute.

10 Ich recurriere hier auf meine begriffliche Unterscheidung der die Geschlechterdifferenzierung beobachtenden Gender Studies von der sie gebrauchenden Geschlechterforschung (Hirschauer 2003; s. a. 4.).

*doing* auf die analytische Aufgabe des entschleunigten ‚Aufmachens‘ kompakter Tatsachen hinwies – Betrachte jedes Phänomen so, als würde es gerade erst gemacht! –, so sollte das *undoing gender* auf den notwendigen Bruch mit zwei tiefsitzenden Bias der Geschlechterforschung hinweisen: Betrachte ‚Geschlechter‘ in der Perspektive ihrer Fragilität, Relativität und Temporalität!

Das allgemeine Bias ist das eines Forschungsfeldes, das seine Leitunterscheidung genauso überschätzt wie andere Forschungsfelder auch (zur Kritik des ‚*Race-centrism*‘ s. etwa Wimmer 2015) – eine *déformation professionnelle*. Sie befördert eine Reduzierung des untersuchten „Menschenmaterials“ (Simmel) auf eine sehr spezifische Eigenschaft, und es hilft nicht, dieser identitären Reduktion zwei oder drei weitere hinzuzufügen (nach dem Modell von sex/race/class). Denn dies bleibt immer noch weit zurück gegenüber der Multiplizität von miteinander konkurrierenden Zugehörigkeiten, die Personen in sozial vielfach differenzierten und deshalb individualisierten Gesellschaften haben (Hirschauer 2014a). Die „identitäre Soziologie“ (Brubaker 2007: 88) steckt in den zugrunde liegenden Klassentheorien und politischen Kämpfen, die sich die für *sie selbst* wichtige soziale Zugehörigkeit nur als Masterstatus vorstellen können oder wollen. Die Heuristik des *undoing gender* verweist stattdessen auf die soziologische Aufgabe, zu verstehen, wie die Geschlechterdifferenz als mächtige und doch limitierte Deutungsressource im Konzert von ein bis zwei Dutzend anderer Unterscheidungen (die auch ganz eigene Ungleichheiten mit sich bringen) in einer multikategorialen Gesellschaft in und außer Kraft gesetzt wird.

Das spezifischere Bias der Geschlechterforschung ist, dass deren personelle Zusammensetzung dazu disponiert, die realisierte Geschlechtsblindheit der modernen Gesellschaft systematisch zu unterschätzen. Denn wir strukturieren unsere Weltwahrnehmung nach unserer Selbstwahrnehmung. Die Selbstwahrnehmung von Frauen wird aber kulturell ungleich stärker als die von Männern darauf verpflichtet, die Geschlechtszugehörigkeit überhaupt für einen hochrangigen Umstand ihres Lebens zu halten. Die Geschlechterforschung wird also weit überwiegend von Personal durchgeführt, auf das die Gesellschaft das Geschlecht projizierte. Der zentrale Mechanismus der Benachteiligung korrespondiert hier mit dem Verkennen der in modernen Gesellschaften grundsätzlich möglichen Geschlechtsindifferenz. Wer ‚solidarisch‘ auf die historische Ungerechtigkeit zurückblickt, dass ‚Frauen‘ diejenigen waren, die von Individualisierung ausgeschlossen und auf ihre kategoriale Vereinnahmung festgelegt wurden, kann Gender-Indifferenz nur als ein androzentrisches Vorurteil abwehren (Hirschauer 2001).

Vor diesem Hintergrund funktioniert der Begriff *undoing gender* als ein Irritationsmoment. Er fokussiert die in meinen Augen zentrale Aufgabe der Gender Studies: die Selbstaufklärung der spätmodernen Gesellschaft über die Konstruiertheit, Kontingenz und Prozessualität der vermutlich ältesten Form der Humandifferenzierung. Diese gewaltige Aufgabe wird beständig überschattet von der zweifellos wichtigen, aber aus *politischen* Gründen auch chronisch überfixierten Beschäftigung der Geschlechterforschung mit der veritablen (wenn auch, historisch betrachtet, stark geschrumpften) Ungleichheit der Geschlechter. Die Forschung sucht deshalb nicht systematisch nach Prozessen des *Degendering*, weil sie so interessiert ist, eine *wissenschaftliche* Leitunterscheidung aufrechtzuerhalten, die *politisch* gebraucht wird, um Frauenrechte durchzusetzen.

Neben diesem vermittelten Zusammenhang, der auf einen unlösbaren Widerspruch innerhalb der Gender Studies verweist, gibt es auch noch ganz unmittelbare Verklebungen der Geschlechterforschung mit der Politik. Sie hält nicht nur wie andere Forschungsfelder an ihrer Leitunterscheidung fest, sie unterstützt auch eine wechselseitige Infizierung des Geschlechterbinarismus mit den Binarismen des Politischen. Das theoretisch vielfach dekonstruierte Geschlechterschema wird durch politisch-moralische Binarismen – Freund/Feind, Täter/Opfer, gut/böse, solidarisch/verräterisch – beständig *reanimiert*.

Ein Beleg dieser Überpolitisierung sind die Reaktionen der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGS und der Fachgesellschaft Gender e. V. auf meinen auf Anfrage von Forschung & Lehre verfassten Artikel „Wozu Gender Studies?“ (Hirschauer 2014b). Dieser Artikel verteidigte auf der einen Seite das konstruktivistische Programm der Gender Studies gegen biologistische Geschlechterontologien und szientistische Vorhaltungen von ‚Unwissenschaftlichkeit‘. Auf der anderen Seite formulierte der Artikel eine innerwissenschaftliche Kritik an vier nach wie vor ungelösten Professionalitätsdefiziten der Geschlechterforschung: Überpolitisierung, selektive Themenwahl, gynozentrische Personalauswahl und Defizite der öffentlichen Selbstdarstellung. Als ich den Artikel schrieb, hatte ich nicht erwartet, auf einhellige Zustimmung zu treffen,<sup>11</sup> aber auch nicht, dass die Reaktionen zweier Fachgesellschaften meine Beschreibungen zur Gänze bestätigen würden. Beide Reaktionen begegnen meiner professionellen Kritik nämlich gar nicht als solcher, sie rezipieren sie vielmehr als Teil eines „wachsenden common sense aus Sexismus, Homo- sowie Transphobie und Rassismus“ (Sektion 2015: 4), kurz: als politischen „Angriff“, den sie in den Kontext von „Hasstiraden“ gegen KollegInnen, von „Fremdenfeindlichkeit“ sowie maskulistischen und rechtsextremen Anfeindungen des Feminismus rücken.<sup>12</sup>

Die von Stephan Trinkaus (2014) verfasste Reaktion, der sich der Vorstand der Fachgesellschaft Gender e. V. angeschlossen hat, stellt dar, dass die Idee einer leidenschaftlich distanzierenden, auf Sachbezug spezialisierten Realitätsbeschreibung im Rahmen eines eben darauf spezialisierten gesellschaftlichen Feldes ‚androzentrisch‘ sein müsse, weil doch alle WissenschaftlerInnen ein ‚Geschlecht‘ haben und weil wissenschaftlich ‚männlich‘ heißt.<sup>13</sup> Diese von der Fachgesellschaft Gender Studies zustimmend ausgestellte Sichtweise kontrastiert die Vorstellung einer spezifischen professio-

11 Ich habe allerdings auch noch nie so viel Zustimmung aus den Reihen der Gender Studies, von jüngeren bis arrivierten KollegInnen, bekommen. Ihr Tenor: Erleichterung.

12 Das ist insofern verstehbar, als feministische Bekenntnisse vielen noch immer als weltanschauliches Ticket zur Teilnahme am Diskurs der Geschlechterforschung gelten. Aus soziologischer Perspektive ist der Feminismus aber nur eines von mehreren Deutungssystemen, mit denen die Gesellschaft versucht, ihre Geschlechter zu verstehen. Es ist einerseits eine zweifellos helllichtige Optik, die für die große Vielschichtigkeit und Subtilität männlicher Dominanz sensibilisiert. Andererseits ist er eine völlig einäugige, wenn nicht blind machende Optik. Ihr Kern ist die moralische Recodierung des Geschlechterbinarismus, dem sie so treu bleibt wie der Atheismus der Religion.

13 Dem Sachgehalt des Textes von Trinkaus wird übrigens jede Soziologin zustimmen: dass wir immer schon in unseren Gegenstand verstrickt sind. Sie würde nur vehement von sich weisen, dass wir es nur (oder vorrangig) *politisch* sind. Wir sind es auch ökonomisch und rechtlich, und in den Gender Studies vor allem kulturell – weil wir bestimmten Denkvorsetzungen nicht ohne Weiteres entkommen können – und familial: weil unser persönlicher Lebensstil (als Schwuler, Karrieristin, Vater und Single) in Relation zu vielen anderen steht, die wir nicht so leicht überblicken wie unseren Kiez.

nellen Praxis namens Wissenschaft mit der Idee einer „nichtneutralen und gerade deshalb wissenschaftlichen“ (Trinkaus 2014) Praxis. Das kann man nur so stehenlassen und darf darauf warten, was die Gesellschaft, die unsere Professuren und Projekte finanziert, noch (jenseits von Lobbyismus) von einer solchen „Fachgesellschaft“ und der von ihr beanspruchten Sachautorität erwartet.

Ich denke, dass sich in diesen Reflexen – insofern liegt Westheuser gar nicht falsch – tatsächlich ein ähnliches Muster zeigt, wie es sich damals in Reaktion auf Luhmanns Aufsatz abspielte. Dieser hatte, wie gesagt, etwas für GesellschaftskritikerInnen schwer Verständliches getan: sie selbst kritisiert. Der moralische Elitismus der (alten) Frankfurter und der (alten) Pariser Schule ist gegenüber solchen Reflexionszutmungen seit Langem ausgezeichnet immunisiert. In den Kreisen der routiniertesten KritikerInnen ist Kritik *an* diesen Kreisen gar nicht mehr als solche verständlich, sie erscheint nur mehr als „Polemik“, „Angriff“ oder „Verrat“. Luc Boltanski (2010) hat mit seiner ‚Soziologie der Kritik‘ für die Pariser Tradition einen radikalen Bruch mit diesem Elitismus vollzogen. So eine „Soziologie der Gender-Kritik“ (Hutzler 2016) ist offenbar auch für die Frankfurter Tradition der Gesellschaftskritik eine dringend benötigte aufklärerische Übung.

Ein aktuelles Beispiel mag dies abschließend illustrieren. Zu meiner Kritik an der Geschlechterforschung gehörte der Vorhalt, lieber Schlagwörter statt Begriffe zu prägen (und ebenso hob ja auch der Artikel von Westheuser zum Begriff des *doing gender* an). Das jüngste dieser Schlagwörter ist der „Anti-Genderismus“ (Hark/Villa 2015). ‚Genderism‘ war ursprünglich ein guter Begriff, mit dem Erving Goffman fern aller deutschen ‚ismen‘ eine interaktive oder institutionelle Inszenierung der Differenz von ‚Geschlechtern‘ bezeichnete. Was macht nun sein politischer Einsatz mit so einem Begriff? Versuchen wir doch einmal, mit ihm zu arbeiten. Ich z. B. bin ein entschiedener Anti-Genderist – jedenfalls politisch gesehen –, denn ich würde gern einen kulturellen Code zersetzen, den ich als Freiheitsberaubung erlebe; ganz so wie die feministische Kritik an sexistischer Werbung immer ‚anti-genderistisch‘ gewesen ist. Wissenschaftlich bin ich dagegen ein entschlossener Pro-Genderist, ja ein absoluter Fan. Ich versuche, in größtmöglicher Konsistenz für den kulturalistischen Denkansatz zu streiten, den ich mitverantwortete. Und ich bin auch empirisch von dem Phänomen angetan: so wie ein Arachnologe von Spinnen oder eine Onkologin von Krebs. Gender ist faszinierend! Wenn man aber gleichzeitig ‚Pro- und ‚Anti-Genderist‘ sein kann, dann scheinen Wissenschaft und Politik begrifflich nicht recht zusammenzugehen.

Natürlich möchten Hark/Villa mit ihrem Kampfbegriff noch ein ganz anderes Phänomen belegen: den gesellschaftlichen Widerstand gegen die Kulturalisierung der Geschlechterdifferenz, wobei sie keineswegs auf wissenschaftliche Kritik an den Grenzen des Konzeptes Gender eingehen, sondern auf den populistischen bis rechtsextremen, also niveaulosen, aggressiven politischen Widerstand. Wenn man die Gender Studies aber so politisch positioniert, dann erniedrigt man sie zum *Anti-Anti-Genderismus*. Für die Gender Studies als Wissenschaft von der Geschlechterunterscheidung kann der sogenannte ‚Anti-Genderismus‘ aber nicht primär Gegner sein, sondern nur ein zwar in Teilen widerwärtiges, aber interessantes Phänomen, das auf die entstandene Hegemonie des kulturalistischen Diskurses hinweist. Politisch ist dieses Phänomen zu bekämpfen, wissenschaftlich ist es zu verstehen: als wütender Diskurs der Kulturalisierungsverlierer.

## 4 Das Dritte der Geschlechterdifferenz und die *Post Gender Studies*

In meiner Antrittsvorlesung von 2002 habe ich vorgeschlagen, den Begriff Gender Studies von dem der Geschlechterforschung zu differenzieren, um den epistemologischen Kernwiderspruch des Forschungsfeldes aufzulösen: die Beobachtung *der* Geschlechterdifferenz will und ist etwas anderes als die Beobachtung *mithilfe* dieser Differenz (Hirschauer 2003). Gegen diesen Vorschlag spricht nun, dass der Geschlechterrealismus der Forschung zu Ungleichheitsfragen unter dem Titel ‚Gender Studies‘ auch das *Gender Mainstreaming* mit starker Legitimität ausgestattet hat, weiter ‚Geschlechter‘ zu unterscheiden und auf diese Weise „zweigeschlechtlich strukturierten Denk- und Deutungsmustern eine neue Blüte“ (Wetterer 2003: 24) verschafft zu haben. ‚Gender‘ – die Idee einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Dekonstruktion der ‚Geschlechter‘ – ist längst in Geschlechterpolitik absorbiert und trivialisiert worden. Insofern ist es sinnvoll, symmetrische Forschungen über Prozesse des *De/Gendering*, die der faktischen Aktualisierung und Neutralisierung von Geschlecht in der spätmodernen Gesellschaft gerecht werden, als *Post Gender Studies* aufzufassen – als eine erweiterte transdisziplinäre Differenzierungsforschung, die die Unterscheidung der Menschen nach Geschlecht nur mehr als einen interessanten Fall unter anderen untersucht und deren Kreuzungen mit zahlreichen anderen Differenzen als *un/doing differences* (Hirschauer 2014a) ohne *gender bias* analysiert.

Von einer solchen symmetrischen Forschung vom blinden Fleck der Geschlechterforschung aus lassen sich auch zwei zentrale Forschungsthemen auf neue Weise erschließen. Erstens die Ungleichheit: Unter den Bedingungen einer primär sachlich (also nicht nach sozialen Gruppen) differenzierten Gesellschaft, wie sie Luhmann beschreibt, besteht geschlechtliche Diskriminierung nicht mehr primär in der offenkundigen Abwertung von Frauen gegenüber Männern (diese Fälle sind nur ein immer wieder gern skandalisierter Nebenschauplatz), sondern schon *im Gendering* von Personen, in dem Frauen viel stärker als Männer gefangen gehalten werden. *Sexismus*, die für stark individualisierte Gesellschaften typische Geschlechterasymmetrie, besteht nicht in einer kollektiven Unterdrückung, sondern darin, Personen auf ihr Geschlecht zu reduzieren und es zu veranschlagen, wo es nichts zur Sache tut.

Zweitens kann die Vermeidung einer Subsumtion der Geschlechterdifferenzierung unter die alten Klassenkämpfe, also unter ‚Macht und Herrschaft‘, das Spezifische an dieser Form der Humandifferenzierung viel klarer freilegen: die gesellschaftliche Prämiierung differenzüberschreitender Paarbildung. ‚Geschlechter‘ werden in erster Linie hergestellt, um sie zusammenfügen zu können. Es gibt keine andere soziale Klassifikation, die so stark auf Paarbildung (und so wenig auf Gruppenbildung) drängt. Anstelle einer ernsthaften Analyse dieses Umstandes, dass Gesellschaften geschlechtsungleiche Paarbeziehungen prämiieren – schon Freud wollte wissen, warum das so ist –, findet sich bislang wieder nur ein billiges Schlagwort („Heteronormativität“), das zum Ausdruck bringt, dass man dies politisch ablehnt. Aus der Perspektive der Geschlechterdifferenzierung sind ‚Homo- und ‚Heterosexualität‘ dagegen nur eine Verschlingung der Geschlechterdifferenz, die aus der Androphilie oder Gynophilie von Menschen einen überhaupt signifikanten Umstand macht.

Der Titel des Aufsatzes von Niklas Luhmann, der ‚Frauen, Männer und N. N.‘ kontrastierte, verwies präzise auf genau jene dritte Position, um die sich die *Post Gender Studies* bemühen müssen, um die Geschlechterdifferenz auf innovative Weise beobachten zu können. Das Dritte der Geschlechterdifferenz sind nicht primär jene lebensweltlich als ‚dritte Geschlechter‘ stigmatisierten (und kompensatorisch seit Butlers ‚Unbehagen‘ gefeierten) Lebensstile, die den Dualismus weitgehend intakt halten, es ist vielmehr die in der modernen Gesellschaft normalisierte Indifferenz gegenüber der Geschlechterdifferenz, die es individualisierten Personen schon lange erlaubt, sehr viel mehr zu sein als Männer und Frauen. Es gibt neben dem ‚Transsexuellen‘, dem Überschreiten der Grenze und den dabei auftretenden Hybridisierungen, die den Gender-Code irritieren, längst ein ‚Trans-sexuelles‘, das jenseits der Geschlechterdifferenz spielt. Dieses Dritte ist nur kaum sichtbar für eine Forschung, die die Geschlechterdifferenz als Leitunterscheidung unterhält, es ist völlig unsichtbar für eine Forschung, die sich auch noch politisch im ‚Geschlechterkampf‘ lokalisiert, also Partei ergreift im – für alle Seiten – ungenügenden und ungerechten gesellschaftlichen Arrangement der Geschlechter.

Diese dritte Position, in die der Aufsatztitel von Linus Westheuser eine Soziologin meines Namens rückt, ist also in der Tat diejenige, die die Kultur- und Sozialwissenschaften gegenüber der Geschlechterdifferenz einnehmen müssen, wenn sie als deren Wissenschaft überzeugen und gegen das öffentliche Deutungsangebot der Naturwissenschaften bestehen wollen. Dagegen wird eine Forschung, die ‚Frauen und Geschlechter‘ in ihrem Namen führt und zutiefst in Geschlechterpolitik verstrickt ist, nicht mehr viel beitragen können zum Ausgang des Menschen aus der selbst verschuldeten Zweigeschlechtlichkeit.

## Literaturverzeichnis

- Boltanski, Luc (2010). *Soziologie und Sozialkritik – Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brand, Ortrun (2013). Ich sehe was, was Du nicht siehst! Anmerkungen zu den Praktiken der Neutralisierung. In Julia Graf, Kristin Ideler & Sabine Klinger (Hrsg.), *Geschlecht, wo steckst Du? Eine Spurensuche mit, zwischen und in Struktur und Subjekt* (S. 173–186). Opladen: Barbara Budrich.
- Brubaker, Rogers (2007). *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Buchmann, Marlies & Eisner, Manuel (2001). Geschlechterdifferenzen in der gesellschaftlichen Präsentation des Selbst. Heiratsinsereate von 1900 bis 2000. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 75–107). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Butler, Judith (2004). *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Deutsch, Francine (2007). Undoing Gender. *Gender & Society*, 21, 106–127. <http://dx.doi.org/10.1177/0891243206293577>
- Garfinkel, Harold (1967). Passing and the Managed Achievement of Sex Status in an Intersexed Person. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 116–185). Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Gildemeister, Regine & Hericks, Katja (2012). *Geschlechtersoziologie: Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie*. München: Oldenbourg. <http://dx.doi.org/10.1524/9783486717570>

- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. In Angelika Wetterer & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), *Traditionen-Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201–255). Freiburg: Kore.
- Goffman, Erving (1977). The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society*, 4, 301–331. <http://dx.doi.org/10.1007/bf00206983>
- Goffman, Erving (1983). The Interaction Order. *American Sociological Review*, 48, 1–17. <http://dx.doi.org/10.2307/2095141>
- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2015). *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Heintz, Bettina & Nadai, Eva (1998). Geschlecht und Kontext: De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie*, 27, 75–93. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-1998-0201>
- Hirschauer, Stefan (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 668–692.
- Hirschauer, Stefan (2001). Das Vergessen des Geschlechts. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 208–235). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hirschauer, Stefan (2003). Wozu ‚Gender Studies‘? *Soziale Welt*, 54, 461–482.
- Hirschauer, Stefan (2007). Arbeit, Liebe und Geschlechterdifferenz. In Sabine Biebl, Verena Mund & Heide Volkening (Hrsg.), *Working Girls: Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit in der Moderne* (S. 23–41). Berlin: Kadmos.
- Hirschauer, Stefan (2010). Die Exotisierung des Eigenen: Kulturosoziologie in ethnografischer Einstellung. In Monika Wohlrab-Sahr (Hrsg.), *Kulturosoziologie: Paradigmen – Methoden – Fragestellungen* (S. 207–225). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92300-0\\_9](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92300-0_9)
- Hirschauer, Stefan (2014a). Un/doing Differences: Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie*, 43, 170–191. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-2014-0302>
- Hirschauer, Stefan (2014b). Wozu Gender Studies? *Forschung & Lehre*, 11/14, 880–883.
- Hirschauer, Stefan (2015). Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivität jenseits von Mikro und Makro. In Bettina Heintz & Hartmann Tyrell (Hrsg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited* (Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie) (S. 109–133). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hirschauer, Stefan (2016). Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In Hilmar Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 43–65). Bielefeld: transcript.
- Hutzler, Michael (2016). *Soziologie der Gender-Kritik. Eine Ethnografie des ‚Lady-Fests‘*. (Unveröffentl. Dissertation). Johannes-Gutenberg Universität Mainz.
- Kelan, Elisabeth (2010). Gender logic and (un)doing Gender at Work. *Gender, Work and Organization*, 17, 174–194. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1468-0432.2009.00459.x>
- Leidner, Robin (1991). Serving Hamburgers and Selling Insurances. *Gender & Society*, 5, 154–177. <http://dx.doi.org/10.1177/089124391005002002>
- Luhmann, Niklas (1988). Frauen, Männer und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie*, 17, 47–71. <http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-1988-0104>
- Nübling, Damaris (2016). Beziehung überschreibt Geschlecht. Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung*. Berlin: de Gruyter

- Sacks, Harvey (1984). On Doing 'Being Ordinary'. In John M. Atkinson & John Heritage (Hrsg.), *Structures of Social Action* (S. 413–429). Cambridge: Cambridge University Press.
- Schröter, Susanne (2002). *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGS (2015). *Statement zum „Ratschlag zum Umgang mit Anti-Feminismus“ am 14.2.2015*. Zugriff am 8. März 2016 unter [www.frauen-undgeschlechterforschung.de/tl\\_files/content\\_sektion/pdf/aktuell/statement.pdf](http://www.frauen-undgeschlechterforschung.de/tl_files/content_sektion/pdf/aktuell/statement.pdf).
- Thürmer-Rohr, Christina (1984). Der Chor der Opfer ist verstummt. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 11*, 71–84.
- Trinkaus, Stephan (2014). *Wissenschaft braucht den Feminismus nicht*. Zugriff am 8. März 2016 unter [www.fg-gender.de/forschung/stellungnahmen](http://www.fg-gender.de/forschung/stellungnahmen).
- Wacquant, Loïc (2001). Für eine Analytik rassistischer Herrschaft. In Anja Weiß, Cornelia Koppetsch, Albert Scharenberg & Oliver Schmidtke (Hrsg.), *Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit* (S. 61–77). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society, 1*, 125–151. <http://dx.doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Westheuser, Linus (2015). Männer, Frauen und Stefan Hirschauer. Undoing gender zwischen Praxeologie und rhetorischer Modernisierung. *GENDER, 7*(3), 109–125. <http://dx.doi.org/10.3224/gender.v7i3.20846>
- Wetterer, Angelika (2003). Gender Mainstreaming & Managing Diversity. Rhetorische Modernisierung oder Paradigmenwechsel in der Gleichstellungspolitik? *Die Hochschule, 2*, 6–27.
- Wimmer, Andreas (2015). Race-centrism: a critique and a research agenda. *Ethnic and racial Studies, 38*, 2186–2205. <http://dx.doi.org/10.1080/01419870.2015.1058510>
- Wimmer, Andreas & Lamont, Michèle (2006). *Boundary-Making: A Framework and a Research Agenda*. Paper at the Annual Meeting of the ASA. Montréal: American Sociological Association.

## Zur Person

*Stefan Hirschauer*, 1960, Professor für Soziologische Theorie und Gender Studies an der Universität Mainz. Sprecher der DFG-Forschergruppe ‚Un/doing Differences. Praktiken der Human-kategorisierung‘ (2013–2019). Arbeitsschwerpunkte: Praxistheorien, Qualitative Methoden, Soziologien des Wissens, des Körpers und der Geschlechterdifferenz.  
E-Mail: [hirschau@uni-mainz.de](mailto:hirschau@uni-mainz.de)

## Wie Gender in die Diabetes-Selbstmanagement-Applikation kommt – ein vielversprechender Weg

### Zusammenfassung

Anhand des F&E-Projektes „DIABGender“ stellt der Artikel eine Vorgehensweise vor, mit der es möglich ist, Genderwissen der Sozialwissenschaften für die Informatik, konkret für die Entwicklung einer Diabetes-Selbstmanagement-Applikation, verfügbar zu machen. Damit soll ein Beitrag geleistet werden, der Herausforderung einer Vermittlung zwischen gelebter Vielfalt der Geschlechterforschung und notwendigen Abstraktionsprozessen der Informatik zu begegnen. Es werden dafür das Gender Extended Research Model (GERD) genutzt und Studien zu Gender und Diabetes analysiert, wenn sie wesentliche Problemfelder für Diabetes-Patient\_innen darstellen. Die auch über partizipative Nutzer\_innen-erhebungen ermittelten Faktoren fließen in Form von individuellen Empfehlungen in das DIABGender-Wissensmodell ein.

#### *Schlüsselwörter*

IKT, Diabetes, Gender, Technologie, GERD-Modell

### Summary

How gender is included in a diabetes self-management application – a promising approach

Based on the experiences gained in the “DIABGender” R&D project, this article presents an approach to making experiences derived from gender studies in sociology available to information technologies, specifically when it comes to developing a diabetes self-management application. The aim is to contribute to meeting the challenge of creating a link between variety and diversity in gender studies and the obligatory processes of abstraction in information technologies. The Gender Extended Research Model (GERD) is used to that end, and studies of gender issues in diabetes are analyzed if they illustrate the essential thematic areas of interest. Factors derived from participative approaches are incorporated into the DIABGender knowledge model in the form of individual recommendations.

#### *Keywords*

ICT, diabetes, gender, technology, GERD model

## 1 Einleitung

Heidi Schelhowe (2005) stellte bereits vor mehr als zehn Jahren fest, dass die Informatik mit der zunehmenden Einbettung von technologischen Produkten in Lebens- und Arbeitsprozesse immer stärker auf eine Einbeziehung sozial- und kulturwissenschaftlicher Methodik angewiesen sein wird. Unter der Perspektive „Instead of adapting the user to the technology, our approach in gender and ICT aims at adapting technology to the user-oriented demand“ (Messmer/Schmitz 2004: 249) wird aufbauend auf den Arbeiten von Cecile Crutzen (z. B. 2004, 2013) ein besonderes Augenmerk auf die Nutzer\_innen-Partizipation in der Technikgestaltung gelegt. Auch das kürzlich publizierte „Gender Extended Research and Development-Model“ (GERD-Modell, Draude/Wajda/Maaß

2014) stellt eine vielversprechende Vorgehensweise dar, Genderaspekte in die Technologieentwicklung zu integrieren. Beide Ansätze sollen im vorliegenden Beitrag im Rahmen eines Fallbeispiels genutzt werden, um Erkenntnisse der Sozialwissenschaften für die Informatik nutzbar zu machen. Wir setzen uns mit der Frage auseinander, wie es konkret möglich ist, in die Entwicklung eines regelbasierten informatischen Wissenssystems Genderwissen der Sozialwissenschaften einfließen zu lassen und dabei der Herausforderung einer Vermittlung zwischen gelebter Vielfalt der Geschlechterforschung und notwendigen Abstraktionsprozessen der Informatik zu begegnen: Im Rahmen des Projektes DIABGender<sup>1</sup> wird ein Wissensmodell für Diabetes-Selbstmanagement mit dem Ziel entwickelt, den Grad der Individualisierung der Software zu erhöhen und auf diese Weise Diabetiker\_innen zielgruppenspezifisch, also Diabetiker\_innen vom Typ 1 und Typ 2 sowie von Schwangerschaftsdiabetes betroffene Frauen, in der Selbstkontrolle ihrer Erkrankung zu unterstützen. Basis dafür ist ein im EU-Projekt EMPOWER<sup>2</sup> bereits vorab entwickelter sogenannter Aktionsplan, der es Diabetiker\_innen ermöglicht, Daten und Tätigkeiten im Hinblick auf ein definiertes Selbstmanagement-Ziel (z. B. dreimal pro Woche walken, viermal täglich Blutzucker messen) elektronisch aufzuzeichnen. Zur Zielerreichung werden wöchentlich automatisch Rückmeldungen vom System gegeben. Dieser Aktionsplan soll nun um das Wissensmodell erweitert werden. Dessen Grundlage ist ein gendersensibles Empfehlungssystem, bestehend aus individuellen Hinweisen bzw. Rückmeldungen (Tipps) zum Diabetes-Selbstmanagement.

Eine Analyse aus Genderperspektive ist deshalb so bedeutsam, weil eine systematische Aufbereitung der Forschungsliteratur zu Diabetes mellitus – insbesondere aus einer (hier vorgestellten) psychosozialen Perspektive – unter Berücksichtigung von Genderaspekten derzeit noch weitgehend fehlt. Allerdings muss kritisch festgehalten werden, dass sich DIABGender im Kontext dieser Studien sehr stark in differenztheoretischen Ansätzen verhaftet findet. Der Grund ist, dass es praktisch keine empirische sozialwissenschaftliche Forschung zum Thema gibt, die nicht differenztheoretisch orientiert wäre und Gender als die Kategorisierung der Dichotomien Mann versus Frau betrachten würde (vgl. Kapitel 3). Das stellt auch ein grundsätzliches methodisches Problem dar, wenn es sich bei derartigen Studien sehr häufig um Reproduktionen von Zweigeschlechtlichkeit handelt und eine Analyse von Kontexten, Funktionsweisen, Ursachen oder Auswirkungen nicht ausreichend durchgeführt wird. Trotzdem ist – wie bei der Auseinandersetzung mit diesen Theorieströmungen am Ende des letzten Jahrhunderts geschehen – anerkennend festzuhalten, dass Differenzen erstmals benannt werden müssen, um überhaupt Änderungen herbeiführen zu können. Es seien hier nur die vielfältigen positiven Entwicklungen im Hinblick auf genderspezifische Symptome bei Herzinfarktpatientinnen in den letzten 25 Jahren genannt (z. B. Regitz-Zagrosek et al. 2016).

Somit liegt es nahe, sich in der theoretischen Verortung weniger an aktuelleren Ansätzen zu orientieren, die (de)konstruktivistischen Theorien zugeordnet werden können (Butler 1991, 2004; Gildemeister 2010; Villa 2010; West/Fenstermaker 1995; West/

1 DIABGender – Genderspezifisches Diabetes-Selbstmanagement (Projektnummer 844830) wird im Rahmen des Programms „Talente“ in der Ausschreibung „FEMtech Forschungsprojekte 2013“ vom Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie gefördert und ist ein zweijähriges, nationales Forschungs- und Entwicklungsprojekt (F & E) (2014 bis 2016).

2 [www.empower-fp7.eu/](http://www.empower-fp7.eu/).

Zimmermann 1987; Wetterer 2010), sondern eher an der Gendermedizin. Als eines der grundlegenden Anliegen wird in der Gendermedizin definiert, „sowohl bei der Entstehung, als auch bei der Therapie von Krankheiten den geschlechtsspezifischen Fokus zu erforschen, verstehen und auch in die moderne Medizin zu integrieren“ (Kautzky-Willer 2012: 9). Dabei orientiert sich die Gendermedizin an den grundlegenden Begriffen von „Sex“ und „Gender“, indem sie das biologische (chromosomen-, hormon- und körperbestimmte) sowie das kulturell und sozial bestimmte, veränderbare, psychosoziale Geschlecht unterscheidet (für eine detailliertere Ausführung vgl. Thomas/Kautzky-Willer 2015).

Im Folgenden wird das aktuelle Verständnis des Zusammenspiels von Gender und Technologie dargestellt. Dabei werden partizipative Ansätze und insbesondere das GERD-Modell vorgestellt, das aus Sicht der Autor\_innen vielfältige Möglichkeiten für die Integration von Genderaspekten in die Softwareentwicklung bietet. Studien, die sich mit genderspezifischen Aspekten im Hinblick auf Diabetes beschäftigen, werden darauf hin analysiert und insofern für die Entwicklung des DIABGender-Wissensmodells nutzbar gemacht, als die Problembereiche für das Diabetes-Selbstmanagement wahrgenommen werden und versucht wird, entsprechend Lösungen für eine möglichst große Heterogenität an Nutzer\_innen anzubieten. Unter Nutzung des GERD-Modells werden im vierten Kapitel die Entwicklungsschritte des DIABGender-Wissensmodells in Form eines Fallbeispiels vorgestellt und ein Vorschlag für die „Übersetzung“ zwischen sozialwissenschaftlichen Studienergebnissen und der Entwicklung des technologischen Wissensmodells vorgestellt.

## 2 Gender und Technologie: Partizipation und GERD-Modell

Judy Wajcman (2004) entwirft in ihrer technofeministischen Theorie ein Bild der Technologie, das ebenso die Ursache wie auch die Konsequenz der Geschlechterverhältnisse abbildet: Der Ansatz steht für die in den letzten beiden Jahrzehnten entstandene Sichtweise, dass Gender und Technologie in einem wechselseitigen, flexiblen und formbaren Verhältnis zueinander stehen. Aktuelle feministische Ansätze sehen Technologie somit als ein soziotechnisches Produkt, ein Netzwerk, das Artefakte, Menschen, Organisationen, kulturelle Bedeutungen und Wissen miteinander verbindet. „Doing gender“ (West/Zimmermann 1987; Gildemeister 2010) ist verbunden mit „the technology in the making“ (Wajcman 2010: 150). Technologische Veränderungen stellen einen heterogenen und nicht vorhersehbaren Prozess dar, durch den sich Technologie und Gesellschaft gegenseitig konstituieren. Dass sich die Geschlechterverhältnisse in diesen Netzwerken manifestieren, zeigt sich nicht zuletzt an der systematischen Abwesenheit von Frauen in der Technologie. Es ist daher wichtig zu betonen, dass die Beziehung zwischen Geschlecht und Technologie keineswegs unveränderbar ist und es auch zukünftig darum geht, Frauen in Designprozesse miteinzubeziehen (Wajcman 2010).

Mit dieser Einbeziehung setzt sich Cecile Crutzen auseinander: „Durch die Anerkennung der Positionierung von Gender und Sozialem ist der Abstand zwischen Genderforschung und Informatik noch nicht überbrückt“ (Crutzen 2013: 311). Während in der Informatik Abstraktionsprozesse von Teilen einer „Realität“ im Zentrum stehen und

Ambiguität unerwünscht ist, zeichnet sich die Genderforschung dadurch aus, gerade Differenzen und Unterschiedlichkeiten in den Blick zu nehmen. Die Studie „Weltbilder und Bilder der Informatik“, durchgeführt mit deutschen Informatikstudierenden, zeigt in den Ergebnissen eine Informatik, die sich mehr auf formale Prozesse als auf Möglichkeiten der Miteinbeziehung des Sozialen bezieht. Britta Schinzel führt dazu aus: „So bleibt die Informatik für viele ein formales Fach, eine Disziplin, die sich ausschließlich mit Logischem, einem ‚klaren Richtig oder Falsch‘ befasst und ganz und gar objektiv zu sein scheint“ (Schinzel 2013a: 295). Leider herrscht auch unter Informatikstudierenden immer noch – wie so häufig im Alltagsleben (z. B. Abdul-Hussain 2012) – ein von Stereotypen und differenztheoretischen Ansätzen gekennzeichnetes Verständnis von Gender vor (Schinzel 2013a).

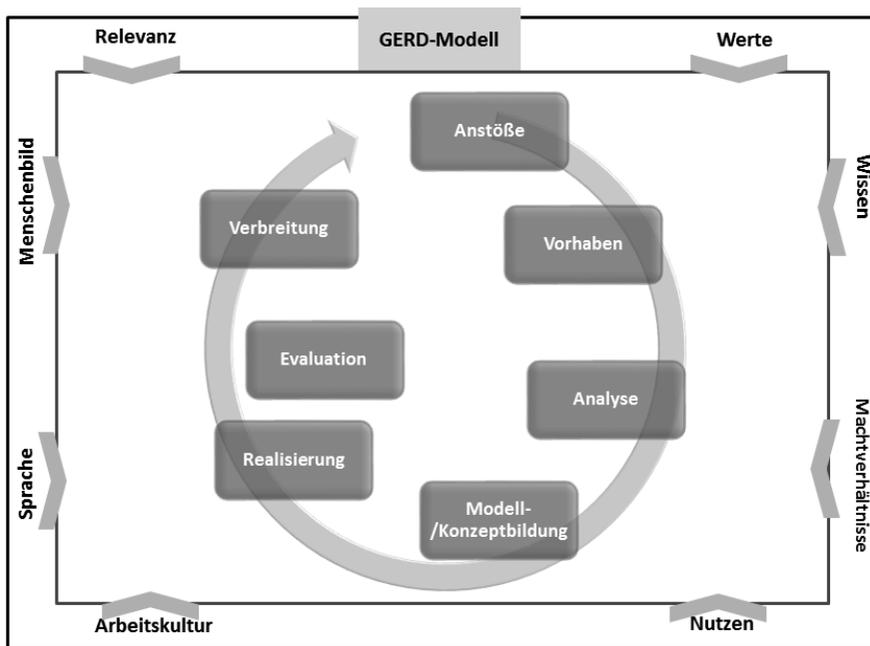
Dabei gibt es praktische Ansätze, den Unterschiedlichkeiten der beiden Disziplinen zu begegnen. Wie bereits in der Einleitung angedeutet, beschreibt Cecile Crutzen (2013) partizipatives Design in Entwurfsprozessen als eine Möglichkeit, über die sich die Genderforschung mit der Informatik verständigen kann, so unterschiedlich deren epistemologische Voraussetzungen auch sein mögen. Durch die iterative Miteinbeziehung der zukünftigen Nutzer\_innen soll die in Entwurfsprozessen häufig eingesetzte „I-Methodology“ (vgl. auch Schinzel 2013b) erweitert werden. Bei dieser Methode wird davon ausgegangen, dass die Entwickler\_innen repräsentativ für die geplante Nutzer\_innengruppe sind, eigene Denkweisen und Werte werden als universell angesehen. Dies greift Madeleine Akrich (1992) mit ihrer Definition von „Skripten“ auf: Technologische Artefakte sind nicht neutral, sondern sie transportieren gesellschaftliche Vorstellungen, Einstellungen und Werthaltungen, die sich wiederum in den Produkten manifestieren bzw. in ihnen eingeschrieben sind. „Thus, if we are interested in technical objects and not in chimerae, we cannot be satisfied methodologically with the designer’s or user’s point of view alone“ (Akrich 1992: 208). Die Autorin argumentiert, dass weder nur die Perspektive von Entwickler\_innen noch alleine die Perspektive von Nutzer\_innen zu berücksichtigen ist, sondern dass Produktentwicklungen in der Informatik als ein ständiges Wechselspiel zwischen Entwickler\_innen und Nutzer\_innen anzusehen sind.

Mit dem „Gender Extended Research and Development-Model“ (GERD-Modell) wählen Claude Draude, Kamila Wajda und Susanne Maaß (2014) einen umfassenden – im Kern auch partizipative Ansätze beinhaltenden – Zugang, um Gender und Diversität in die Informatik zu bringen. Dieser Ansatz soll es jederzeit ermöglichen, Gender- und Diversitätsaspekte in Forschung und Entwicklung mitzudenken und dort einzubinden. Das GERD-Modell (vgl. Abb. 1) setzt sich aus zwei Hauptbereichen zusammen. Das Basismodell bildet die Kernprozesse der Informatik ab und wurde aus der Analyse einer Vielzahl von Vorgehensmodellen in der Informatik (V-Modell, Wasserfallmodell, agile Vorgehensweisen usw.) generiert. Das ermöglichte eine Kategorisierung von sechs Kernprozessen der Informatik, und zwar (1) die Definition des Vorhabens, (2) die Analyse, (3) die Modell-/Konzeptbildung, (4) die Realisierung, (5) die Evaluation und (6) die Verbreitung. Diese Kernprozesse haben die Autorinnen durch eine siebte Kategorie, die „Anstöße“, ergänzt, die als besonders genderrelevant angesehen wurde. Die Kernprozesse werden wiederum in Subthemen – zum Beispiel die Ausgangssituation oder die Ziele und Zielgruppen für den Kernbereich Vorgehensdefinition – differenziert.

Daran knüpft ein Reflexionsmodell an, das sich an den Grundkonzepten der Gender- und Diversitätsforschung orientiert. Hier führen die Autorinnen im Wesentlichen die oben geschilderten Konzepte, ergänzt durch eine intersektionale Sichtweise von Unterschiedlichkeiten an (z. B. Lenz 2010; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013). Das Modell umfasst Bereiche, die von den Autor\_innen in der Literatur bzw. in den von ihnen geführten Expert\_innen-Interviews als besonders relevant für die Informatik identifiziert wurden: Fragen danach, was die Relevanz des Forschungs- oder Entwicklungsvorhabens ausmacht, welche Personengruppen einen Nutzen daraus ziehen können, woher das Wissen kommt, welche Werte der Forschungs- oder Entwicklungsarbeit zugrunde liegen, wie sich die Machtverhältnisse gestalten, welches Menschenbild dahinter steht, wie mit Sprache umgegangen wird und wie sich die Arbeitskultur darstellt.

Für die oben beschriebenen Kernprozesse des Basisprozesses wird in den jeweiligen Reflexionsbereichen ein umfassender und vielfältiger Katalog von Fragen angeboten, der Entwickler\_innen dabei unterstützen soll, Gender- und Diversitätsaspekte von Beginn an mitzudenken. So ist die Frage des Reflexionsbereichs Machtverhältnisse: „Wird reflektiert, dass Macht- und Hierarchisierungsverhältnisse mit sozialen Aspekten, wie z. B. geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, equal pay, sozialem Milieu, Herkunft, Bildungschancen u.a., verschränkt sind?“ (Draude et al. 2014: 232) für den Basisprozess Anstöße von hoher Bedeutung für Entwickler\_innen, die Gender- und Diversitätsaspekte in ihre Arbeit integrieren wollen.

Abbildung 1: Das GERD-Modell



Quelle: eigene Darstellung in Anlehnung an Draude/Wajda/Maaß 2014: 222.

Auch die Frage des Reflexionsbereichs Wissen, ob Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung über das Arbeits- oder Anwendungsfeld, die Arbeitsaufgaben und die sozialen Strukturen im jeweiligen Kontext einbezogen werden, kann die Aufmerksamkeit der Entwickler\_innen im Kernprozess Analyse auf grundlegende Vorarbeiten lenken, sofern dies im spezifischen Projektkontext erforderlich ist.

Mit derartigen Fragen – so die Autorinnen – kann der Informatik Gender- und Diversitätswissen zugänglich gemacht und der Herausforderung begegnet werden, die Vielfalt der sozialen Welt, die Unterschiedlichkeiten von Lebensrealitäten und Kontexten, aber auch die Vielfalt von Wissen und Modellen in den Abstraktionsprozessen der informatischen Forschung und Entwicklung zu bewahren.

Doch Wissen zu Diabetes und Gender stellt aus einer psychosozialen Perspektive immer noch ein Defizit dar, wie das folgende Kapitel zeigt.

### **3 Betrachtung der verfügbaren Studien zu Gender und Diabetes**

„Betrachtet man den Forschungsstand zu genderspezifischen Aspekten des Diabetes mellitus, fühlt man sich [...] um 20 Jahre zurückversetzt“ (Grande 2008: 291). Dieses Statement aus dem Jahr 2008 scheint immer noch Gültigkeit zu besitzen, denn die Forschungslage ist auch zu Beginn des Jahres 2016 noch weit von umfassender Evidenzbasierung entfernt. Trotzdem soll hier der Versuch unternommen werden, Befunde ins Blickfeld zu nehmen, die eine differenzielle Betrachtungsweise von Diabetes-Patient\_innen ermöglichen und demografische sowie psychosoziale Aspekte in den Vordergrund stellen<sup>3</sup>. Vorausgeschickt werden muss, dass sich die genderspezifischen Studien, die sich mit psychosozialen Bedingungen der Erkrankung auseinandersetzen, in ihren Analysen vorwiegend auf differenztheoretische Ansätze beziehen und eine Herausforderung für die Entwicklung des Wissensmodells und in der Folge des Prototyps darin besteht, keine Stereotype abzubilden und „elektronisch zu verfestigen“. Auch wenn in manchen der folgenden Studien festgestellt wird, dass es Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt, bedeutet das selbstredend nicht, dass nur die Gruppe mit den stärkeren oder die mit den geringeren Ausprägungen für spezifische Empfehlungen berücksichtigt werden darf.

Diabetes und seine Folgeerkrankungen stellen mittlerweile weltweit die häufigste Todesursache dar. Nach der International Diabetes Foundation (IDF) gab es im Jahr 2015 mit rund 199,5 Millionen Frauen und 215,2 Millionen Männern in der Prävalenz des Diabetes nur geringfügige Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Der Anstieg, der bis zum Jahr 2040 erwartet wird, ist immens: 328,4 Millionen Männer und 313,3 Millionen Frauen werden zu diesem Zeitpunkt an Diabetes erkrankt sein. Außerdem ist nach Schätzungen der IDF jeder zweite Diabetes bei Erwachsenen nicht diagnostiziert. Dabei weisen 91 % der Diabetiker\_innen Typ 2 auf, der autoimmunbedingte Typ 1 und der Schwangerschaftsdiabetes nehmen einen deutlich geringeren Prozentsatz ein. Die Mehrheit der Diabetiker\_innen ist darüber hinaus im Alter zwischen 40

<sup>3</sup> Medizinische Aspekte wurden ebenso erfasst und werden gesondert publiziert.

und 59 Jahren und lebt in Ländern mit mittleren oder geringeren Einkommen. Unzureichendes Selbstmanagement der Erkrankung kann zu schweren Komplikationen führen und erhöht die Todesrate. Allerdings bedeuten eine gute medizinische Versorgung und ein gutes Selbstmanagement auch, dass Menschen mit Diabetes ein langes und weitgehend gesundes Leben führen können (International Diabetes Foundation 2015).

Beziehungen zwischen dem sozioökonomischen Status und größeren Komplikationen bei Typ-1-Diabetes analysierte die Pittsburgh Epidemiology of Diabetes Complication (EDC) Study (Secrest et al. 2011). In dieser Studie wurden das Bildungsniveau und das Haushaltseinkommen bei 317 Patient\_innen einer jüngeren Kohorte (Median 28 Jahre) untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass der sozioökonomische Status einen wesentlichen Einfluss auf krankheitsbedingte Komplikationen hat. Die Autor\_innen sehen dieses Resultat in Einklang mit früheren Studienergebnissen zum sozioökonomischen Status und negativen Auswirkungen bei Typ-1-Diabetes. In diesem Zusammenhang ist insbesondere die unterschiedliche Einkommenssituation zwischen Männern und Frauen zu berücksichtigen. Laut dem Österreichischen Gender-Index 2014 (Stockinger/Bruckmüller-Schindler 2014) belief sich beispielsweise die Gehaltschere für Männer und Frauen in Österreich (teilzeitbereinigt) auf 23,4 %. Österreich ist mit diesem Wert EU-weit an vorletzter Position, aber auch im EU-27-Durchschnitt liegt die Erwerbsdifferenz zwischen Männern und Frauen immer noch bei 16,4 %. Beim Bildungsniveau haben Frauen in den letzten Jahrzehnten stark aufgeholt, so verfügen jüngere Frauen über mehr Sekundär- und Tertiärabschlüsse als Männer. Bei Frauen im Alter von 25 bis 64 Jahren zeigt sich allerdings noch ein stärkeres Gefälle: 23,6 % hatten 2011 keinen höheren Abschluss als eine Pflichtschule. Bei den Männern waren es hingegen nur 14,8 % (Statistik Austria 2014).

Ein wesentlicher Faktor für die erfolgreiche Bewältigung von Diabetes ist, wie es Menschen gelingt, mit ihrer Krankheit umzugehen und diese in ihr Leben zu integrieren. Welche hohen Anforderungen an Motivation und Durchhaltevermögen damit verbunden sind, lässt die Diabetes Attitudes, Wishes and Needs-(DAWN-)Studie erahnen (Nicolocci et al. 2013). In dieser multinationalen<sup>4</sup> und interdisziplinären Studie an 8 596 Patient\_innen mit Diabetes Typ 1 und 2 wurden die folgenden Effekte gefunden: Der Anteil an depressiver Verstimmung betrug 13,8 % und Stress durch die Diabetes-Erkrankung wurde von 44,6 % der befragten Personen angegeben. 12,2 % der Befragten schätzen ihre allgemeine Lebensqualität als schlecht oder sehr schlecht ein. 40 % der Teilnehmer\_innen gaben an, dass die Medikamenteneinnahme mit ihren Möglichkeiten kollidiere, ein normales Leben zu führen. Schließlich hatten nur 48 % aller teilnehmenden Diabetes-Patient\_innen an einem Schulungsprogramm für den Umgang mit ihrer Erkrankung teilgenommen. Aus diesen Ergebnissen lässt sich ableiten, dass die für einen erfolgreichen Umgang mit der Erkrankung erforderlichen Änderungen des Lebensstils bzw. des Gesundheitsverhaltens für Diabetes-Patient\_innen häufig schwer zu realisieren sind.

Dabei gibt es eine Reihe von Hinweisen, dass in diesem Kontext Gendereffekte zu berücksichtigen sind.

4 Algerien, Kanada, China, Dänemark, Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Indien, Italien, Japan, Mexiko, Niederlande, Polen, Russland, Spanien, Türkei und die USA.

In einer US-amerikanischen Studie zu Geschlechtsunterschieden bei funktionellen Einschränkungen bei Typ-2-Patient\_innen, wie beispielsweise Kraft, Mobilität oder Aktivitäten des täglichen Lebens, wurden an einem großen Sample von 758 Männern und 861 Frauen mediiierende Faktoren für diese funktionellen Einschränkungen analysiert (Chiu/Wray 2011). Frauen schnitten in den erhobenen biologischen Faktoren (HbA1c, Blutdruck, BMI, Auftreten früher Komplikationen) schlechter ab als Männer. Im Hinblick auf mediiierende verhaltensmäßige oder psychosoziale Faktoren wurde festgestellt, dass Frauen zwar besser als Männer im Einhalten von Diäten und im Monitoring der Zuckerwerte abschnitten, allerdings weniger Sport betrieben, schlechtere Werte im Coping, der wahrgenommenen Kontrolle, der Selbstwirksamkeit und im wahrgenommenen familiären Support sowie höhere Depressivitätswerte aufwiesen. Dabei hatten die biologischen Faktoren und die Sportausübung den höchsten Erklärungswert für die funktionalen Einschränkungen, die psychosozialen Faktoren wiederum hatten einen indirekt mediiierenden Effekt auf die biologischen Faktoren und die Sportausübung.

Eine Studie aus den Niederlanden (Mertens et al. 2011) an älteren (> 60 Jahre) und leicht depressiven Patient\_innen mit chronischen Erkrankungen (Diabetes und COPD<sup>5</sup>) ergab, dass hohe interne Kontrollüberzeugungen mit „relatively successful social functioning“ (Mertens et al. 2011: 668) zusammenhängen. Interne Kontrollüberzeugungen sind dadurch gekennzeichnet, dass ein Individuum ein positives oder negatives Ereignis als Konsequenz des eigenen Verhaltens wahrnimmt. Bei den Diabetes-Patient\_innen war dieses „relatively successful social functioning“ auch durch ein hohes Maß an sozialer Unterstützung und ein hohes Einkommen gegeben. Leider wurde in dieser Studie keine Auswertung nach Geschlecht durchgeführt. Gesine Grande (2008) führt in ihrem Überblicksartikel zu genderspezifischen Aspekten in der Versorgung von Diabetes-Patient\_innen aus, dass eine aktive Krankheitsbewältigung mit einer höheren Einschätzung der eigenen Selbstwirksamkeit (vgl. z. B. Bandura 2004) – also dem Glauben daran, selbst das Subjekt zu sein, das ein erwünschtes Ereignis herbeiführen kann, – und mit einer guten Selbsteinschätzung der eigenen Diabetes-Kompetenz verbunden ist. Emotionale Bewältigungsstrategien (z. B. Protest, Isolation) hingegen werden eher als problematisch für den Krankheitsverlauf angesehen. Letztere wiederum werden vermehrt Frauen zugeschrieben. Aus diesen Studien lassen sich Hinweise dafür ableiten, die Diabetes-Patient\_innen dabei zu unterstützen, ihre eigene bedeutsame Rolle im Umgang mit der Erkrankung zu erkennen und wahrzunehmen.

Die MIND-(Monitoring Individual Needs in Diabetes-)Studie als ein Teil des DAWN-Programms ist eine multinationale Studie, die eine Baseline-Messung und ein Follow-up nach zwölf Monaten vornimmt. In acht Ländern<sup>6</sup> wurde überprüft, inwieweit es möglich war, das Wohlbefinden der Patient\_innen in die jährliche Routinekontrolle mit aufzunehmen. Erfasst wurden das emotionale Wohlbefinden, der mit der Erkrankung verbundene Stress sowie kritische Lebensereignisse. Alle Patient\_innen hatten darüber hinaus die Möglichkeit, ein spezifisches, für sie relevantes Thema anzusprechen. Das Projekt wurde sowohl von Patient\_innen als auch vom ärztlichen Personal gut aufgenommen. Bei der Baseline-Messung (N=1 567) wurde bei 27,5 Prozent der Teilnehmer\_innen entweder eine depressive Verstimmung oder krankheitsbezogener Stress festgestellt. Diese

5 Chronic Obstructive Pulmonary Disease.

6 Kroatien, Dänemark, Deutschland, Irland, Israel, die Niederlande, Polen und Großbritannien.

Patient\_innen waren signifikant häufiger Frauen, nicht in Beziehung, hatten häufiger schwierige Lebensereignisse zu bewältigen, hatten vermehrt Typ-2-Diabetes und begleitende chronische Erkrankungen. Als Prädiktoren für eine depressive Verstimmung beim Follow-up (N=891) stellten sich das weibliche Geschlecht, hoher Stress im Umgang mit der Krankheit sowie das Auftreten eines oder mehrerer kritischer Lebensereignisse heraus (Snoek/Kersch/Elrup 2012). Dass Frauen mit Diabetes stärker von Depressionen betroffen sind, ist schon länger dokumentiert (z. B. durch die Metaanalyse von Anderson et al. 2001). In dieser Analyse von 42 Studien wurde festgestellt, dass Frauen mit Diabetes etwa doppelt so häufig wie Männer von einer Depression betroffen sind. Depressionen wiederum bedeuten eine schlechtere glykämische Kontrolle und negative Effekte auf die Krankheit (für einen Überblick vgl. Cherrington et al. 2010; vgl. auch Melin et al. 2013). Kulzer, Kirchbaum und Hermanns (2008) sprechen auch davon, dass Studien zum Selbstbehandlungsverhalten bei depressiven Diabetiker\_innen zeigen, dass die Therapie von diesen deutlich weniger konsequent umgesetzt wird als von nicht depressiven Diabetiker\_innen.

Eine groß angelegte Untersuchung zu Unterschieden im Diabetes-Selbstmanagement (Canadian Community Health Survey) überprüfte Unterschiede zwischen Männern und Frauen an einer sehr großen Stichprobe von 131 959 Teilnehmer\_innen (De Melo/De Sa/Gucciardi 2013). Bei der Variable, die nach Einschätzung der Autor\_innen für das Selbstmanagement von Diabetes-Patient\_innen primär zu berücksichtigen ist, handelt es sich um den sozioökonomischen Status. Niedriges Einkommen und ein niedriger Bildungsstatus waren in dieser Studie deutlich mit dem weiblichen Geschlecht verbunden. Ein geringer sozioökonomischer Status ist verbunden mit höherer Morbidität und Mortalität. Frauen sind ernährungsbewusster, besorgt über Herz-erkrankungen und es gibt tendenziell weniger Raucherinnen als Raucher. Aber sie checken ihren Blutzucker weniger häufig, haben eher eine Angststörung oder eine Störung der emotionalen Befindlichkeit und sind weniger körperlich aktiv. Das sind Befunde, die zum Teil auch vorher schon berichtet wurden und im Hinblick auf das Selbstmanagement der Erkrankung berücksichtigt werden sollen. Für Frauen schlagen die Autor\_innen, einer differenztheoretischen Betrachtungsweise folgend, vor, speziell psychologische und sozioökonomische Barrieren zu berücksichtigen, bei Männern schlagen sie vor, vermehrt auf die Ernährung und die Rauchgewohnheiten zu achten.

#### **4 Fallbeispiel: Einsatz des GERD-Modells in der Entwicklung der Software für Diabetes-Selbstmanagement**

Bei der Entwicklung des Wissensmodells geht es nun darum, die oben dargestellten Studienergebnisse für die Entwicklung von Funktionalitäten der Software verfügbar und so für die Modell- bzw. Konzeptbildung von DIABGender direkt nutzbar zu machen, ohne einerseits eine wesentliche Reduktion der Informationen vornehmen zu müssen und ohne andererseits differenztheoretische Vorannahmen zu reproduzieren. Dafür nutzen wir das im Kapitel 2 beschriebene GERD-Modell.

Im Weiteren wird der Entwicklungsprozess des DIABGender-Prototypen bis zur aktuellen Phase der Projektentwicklung – konkret der Modell-/Konzeptbildung – im Detail anhand der jeweiligen Basisprozesse nachvollzogen, die wiederum eine differenzierte

Strukturierung des Entwicklungsprozesses erlauben. Die vielfältigen Reflexionsfragen stellen dabei eine umfassende Ressource dar, die es erlaubt, die jeweiligen Entwicklungsschritte immer wieder einer „externen“ gendersensiblen Betrachtung zu unterziehen.

**Basisbereich Anstöße:** Hier geht es um die Denkanstöße, die zur Initiierung von DIAB-Gender geführt haben, die Motivation für das Projekt und die Annahmen, die dem Projekt zugrunde liegen.

### *Subthemen*

*Aktuelle Themen:* Die demografischen Daten für Diabetes zeigen, dass Diabetes nicht nur ein individuelles, sondern auch ein massives gesellschaftliches Problem darstellt, das sich in Zukunft drastisch steigern wird. Der Diabetes – insbesondere in seiner lebensstil- bzw. altersbedingten Form des Typ 2 – stellt mittlerweile weltweit die häufigste Todesursache dar. Hier geht es somit um die körperliche und psychische Gesundheit der Bevölkerung in individuellen Ausformungen und auf einer gesellschaftlichen Ebene um die mit der Erkrankung verbundenen ökonomischen Folgekosten.

*Interessen:* Es liegen nur äußerst wenige Studien zu geschlechtsspezifischen Aspekten des Diabetes vor. Softwareentwicklungen für das Diabetes-Selbstmanagement hingegen gibt es viele, allerdings keine, die Genderaspekte berücksichtigen und die Nutzer\_innen bei ihrer Erkrankung differenzierter unterstützen können. Neben dieser inhaltlichen Ebene bestehen wissenschaftliche Karriereinteressen der beteiligten Forscher\_innen an den Forschungsergebnissen und Entwicklungen sowie wirtschaftliche Interessen des am Projektkonsortium beteiligten Unternehmens.

*Situation und Umgebung:* Diabetes ist ein weltweites Thema. Die Studien, die auf genderspezifische Aspekte des Diabetes fokussieren, sind daher insbesondere auf internationaler Ebene zu finden. Das bedeutet, dass eine spezifische Passung für nationale Verhältnisse kaum gegeben ist.

*Werkzeuge und Ressourcen:* Der im FP7-Projekt EMPOWER entwickelte Aktionsplan dient als Grundlage für das DIABGender-Projekt. Er ist als Wochenplan gestaltet und unterstützt Diabetiker\_innen bei Lebensstiländerungen (z. B. Diabetes-Monitoring, Bewegung, Ernährung) mit individuellen Selbstmanagement-Zielen. Solche Ziele sind konkrete Aktivitäten wie zum Beispiel tägliches Monitoring des Blutzuckers, Vorhaben, wie dreimal in der Woche zu walken, oder das Einhalten einer Diät. Im Wochenrhythmus gibt die Applikation Feedback zu diesen individuellen Zielen.

*Ausschreibung und Auftrag:* Der Aktionsplan zum Diabetes-Selbstmanagement konnte genutzt werden, um weitere – nationale – Fördergelder in einem Call der nationalen österreichischen Förderagentur (FFG) zu akquirieren. Dieser Call fokussiert auf die Genderrelevanz bei der Entwicklung technologischer Produkte. Diese Ausschreibung bot sich an, um die Finanzmittel für die Forschungs- und Entwicklungsarbeit bereitzustellen. Bereits bei der Antragstellung wurde deutlich, dass dieses Thema nicht nur technologisches oder medizinisches Fachwissen erfordert, sondern dass ein wesentli-

cher Aspekt der Forschungsk Kooperation darin liegen sollte, die Projektpartner\_innen, sofern nicht ohnehin nach ihrer Genderkompetenz ausgewählt, so weit wie möglich für Genderfragen im Projekt zu sensibilisieren (z. B.: Wie versuchen wir damit umzugehen, dass de facto nur differenztheoretische Studien zur Verfügung stehen?).

**Basisbereich Vorgehensdefinition:** Hier geht es um die Festlegung der Aufgabenstellung und des Durchführungsrahmens des Projekts. Es werden die in der Anstoßphase formulierten Forschungsinteressen konkretisiert und handhabbar gemacht.

#### *Subthemen*

*Ausgangslage:* Der zentrale Punkt für das Projekt DIABGender war, ein Wissensmodell und in der Folge einen Prototyp für eine Anwendung zu entwickeln, die es ermöglichen, Diabetes-Patient\_innen beim Management ihrer Erkrankung zu unterstützen. Derartige Anwendungen existieren bereits am Markt, allerdings gibt es – wie oben ausgeführt – keine Anwendungen, die Genderaspekte berücksichtigen.

*Ziele und Zielgruppen:* Das Ziel von DIABGender liegt in der Entwicklung eines Prototypen für eine Anwendung, die sich an die Zielgruppen des autoimmunbedingten Diabetes Typ 1, des alters- und lebensstilbedingten Diabetes Typ 2 und an Frauen mit Schwangerschaftsdiabetes richtet.

*Erwartete Ergebnisse:* Durch die Berücksichtigung von Genderaspekten wird erwartet, dass der DIABGender-Prototyp seinen Nutzer\_innen individualisiert Tipps und Anregungen mit dem Ziel geben kann, dass die Nutzer\_innen den Umgang mit ihrer Krankheit im Sinne von Selbstmanagement besser und individueller gestalten können.

*Methodenplanung:* Das fehlende Wissen zu Genderaspekten bei Diabetes führte in einem ersten Schritt zu einer umfassenden Literaturrecherche und -aufarbeitung zu diesem Thema (vgl. Kapitel 3). Allerdings muss einschränkend gesagt werden, dass diese Vorgehensweise darin bestand, internationale Studien im Hinblick auf deren Nutzbarkeit für das informatische Wissensmodell zu scannen. Inwieweit die Ergebnisse einer groß angelegten US-amerikanischen Studie eins zu eins auf europäische bzw. österreichische Kontexte übertragbar sind, ist fraglich. Somit kommt der Partizipation von Nutzer\_innen, unabhängig von ihrer generellen Bedeutung im Softwaredesign, auch aus diesem Grund Bedeutung zu (vgl. unten).

**Basisbereich Analyse:** Anforderungen an IT-Applikationen aus Sicht der Nutzer\_innen. Hier geht es darum, die Anforderungen, die sich während der Entwicklung der Applikation ergeben, zu verstehen und mögliche Probleme zu identifizieren.

*Nutzer\_innen:* Aufbauend auf den in Kapitel 3 beschriebenen sozialwissenschaftlichen Studien wurden potenzielle Nutzer\_innen – Patient\_innen der Diabetes-Ambulanz des teilnehmenden Krankenhauses (Diabetes Typ 1 und Typ 2, Schwangerschaftsdiabetes) – sowie medizinisches Personal zu ihren Anforderungen an ein IT-unterstütztes Diabetes-Selbstmanagement befragt. Dabei wurden sowohl qualitative (zwei Fokusgruppen, vier

Expert\_innen-Interviews) als auch quantitative Erhebungsinstrumente (Online-Umfrage: N= 70) eingesetzt. Bei den Erhebungen gab es drei leitende Themenkomplexe: (1) das Erkennen von Symptomen und den Umgang mit der Erkrankung, (2) Erfolgsfaktoren und Hindernisse bei der Umsetzung von Diabetes-Selbstmanagement und (3) Erfahrungen mit dem Einsatz von Informationstechnologie bei der Dokumentation von Vitalwerten und in der Kommunikation mit Ärzt\_innen sowie anderen Diabetiker\_innen.

Dadurch konnte eine Reihe von praktischen Inputs für die Entwicklung des Prototyps gewonnen werden. Die Teilnehmer\_innen berichteten von vielfältigen Symptomen und Bewältigungsstrategien. So wurde beispielsweise konsistent angegeben, dass sie ihren Blutzucker messen, wobei die Anzahl des Messens pro Tag variiert (drei- bis achtmal). Das Alter und das Ausmaß der Erfahrung mit dem Management der Erkrankung scheinen jeweils andere Bewältigungsstrategien (z. B. Sport und Laufen bei jüngeren Diabetiker\_innen, Ausruhen und Hinlegen bei älteren Diabetiker\_innen) zu bedingen, berufstätige Diabetiker\_innen berichteten von anderen Anforderungen als solche im Ruhestand. So empfehlen berufstätige Diabetikerinnen beispielsweise klare Vereinbarungen mit Arbeitgeber\_innen, um sich die notwendigen Pausen zur Nahrungsaufnahme zu schaffen, außerdem wird offene Kommunikation mit Kolleg\_innen angeraten. Diabetiker\_innen haben Probleme mit dem Einhalten der Essensvorschriften, wenn sie für sich selbst kochen müssen.

*Technologien:* In den Erhebungen wurden auch Technologiepräferenz und -kompetenz der potenziellen Nutzer\_innen erfragt. Dabei wurden Fragen des Zugangs zu IT-Infrastruktur beantwortet sowie die Basisanforderungen an digitale Kompetenz bei der Nutzung einer internetbasierten Applikation erhoben. Hilfreich war hier unter anderem der Hinweis auf die Berücksichtigung einer einfachen Schnittstellengestaltung zu den bereits am Markt vorhandenen speziellen Hardwarekomponenten, wie zum Beispiel einer digitalen Waage. Darüber hinaus wurde bereits in der Entwicklung des EMPOWER-Aktionsplans auf Standards geachtet, wie einfache Bedienungsführung, gendersensible Schreibweise oder die Nutzung adäquater Bilder, Grafiken und Videos.

*Auftraggebende:* Das DIABGender-Projekt ist ein kooperatives Forschungsprojekt zwischen zwei Forschungseinrichtungen sowie einem IT-Unternehmen mit dem Ziel, bereits bestehende, technologieunterstützte Diabetes-Selbstmanagementprogramme im Hinblick auf gender-relevante Funktionalitäten zu erweitern (indirekter Auftrag). Die österreichische Forschungsförderungsgesellschaft (FFG) ist die direkte Auftraggeberin, die auf der Basis von Gutachten eine Förderung empfiehlt.

*Risiken:* Im Hinblick auf die finanziellen Risiken befindet sich das Projekt in einer „komfortablen“ Lage: Solange der im Projektantrag vorgesehene Arbeitsplan eingehalten bzw. mit kleineren, begründeten Abweichungen durchgeführt wird, ist die Finanzierung gesichert. Das Produkt muss auch nicht Marktreife erreichen, denn als Ziel ist die Erstellung eines Prototyps vereinbart.

Etwaige spezielle Sicherheitserfordernisse wurden im Rahmen der oben beschriebenen Expert\_innen-Interviews und Nutzer\_innen-Befragungen abgefragt und sollen im Kontext der nationalen Gesetzgebungen genutzt werden.

**Tabelle 1:** Beispiele für Anlässe und dazugehörige Tipps für das digitale Selbstmanagement von Diabetes

Anlass	Auswahl an Tipps
Wenn die Stimmung über mehrere Tage nicht gut ist	<ul style="list-style-type: none"> <li>✓ Was könnte Ihnen denn momentan die meiste Freude bereiten?</li> <li>✓ Vielleicht möchten Sie sich jemand anderem (Familienmitglied, Freund_in, Ärzt_in, medizinisches Personal) anvertrauen?</li> <li>✓ Wer oder was könnte Sie denn sonst noch unterstützen?</li> <li>✓ ...</li> </ul>
Wenn die Selbstwirksamkeit gering ist	<ul style="list-style-type: none"> <li>✓ Verstärkt Hinweise darauf, dass die Erkrankung stark durch das eigene Handeln bestimmt werden kann.</li> <li>✓ Wussten Sie, dass Sie mit Bewegung und richtiger Ernährung viel für Ihre Gesundheit tun können?</li> <li>✓ Wussten Sie, dass Ärzt_innen sehr stark auf Ihre Kooperation angewiesen sind?</li> <li>✓ ...</li> </ul>
Wenn die Stress-Selbsteinschätzung über mehrere Tage hinweg hoch ist	<ul style="list-style-type: none"> <li>✓ Können Sie in Ihrer Arbeit mehr Pausen einplanen oder können Sie sich Unterstützung bei Kolleg_innen holen?</li> <li>✓ Gibt es jemanden, der Ihnen Arbeit abnehmen könnte?</li> <li>✓ Haben Sie schon einmal Entspannungstechniken ausprobiert?</li> <li>✓ ...</li> </ul>

Quelle: eigene Darstellung.

### **Basisbereich Modell-/Konzeptbildung:**

#### *Theoretisches Modell:*

Die oben stehende Tabelle verdeutlicht exemplarisch an den Beispielen „Stimmung“, „Selbstwirksamkeit“ und „Stress-Selbsteinschätzung“, wie die in Kapitel 3 geschilderten Studienergebnisse und die in den partizipativen Analysen gewonnenen Empfehlungen in einem nächsten Schritt konkret als Basis zur Formulierung individueller Tipps dienen. Wo immer es möglich ist, dieses Wissen zu verschiedenen Anlässen mithilfe von Nutzer\_innen-Profileinstellungen und/oder anderen Selbsteinschätzungsskalen operationalisierbar zu machen, sollen den Nutzer\_innen vom System individuelle Tipps vorgeschlagen werden können. Diese Anlässe/Tipps stellen die Grundlage für das Wissensmodell von DIABGender dar.

Das Modell ist so aufbereitet, dass jeweils ein *Anlass* vorangestellt wird. Tipps werden nur dann gegeben, wenn der Anlass zutrifft. Mit einer derartigen Vorgehensweise wird gewährleistet, dass Tipps nicht einseitig gegeben werden und jede Person, für die der Anlass zutrifft – unabhängig vom Diabetes-Typ oder dem Geschlecht –, Zugang dazu hat. Das bedeutet, dass trotz der in Kapitel 3 geschilderten differenztheoretischen Ausgangslage weitere Dichotomien in der Entwicklung von DIABGender weitgehend vermieden werden können. Damit ist gewährleistet, dass beispielsweise auch Männer mit „Anlass = geringe Selbstwirksamkeit“ Empfehlungen angeboten bekommen, obwohl die Studienergebnisse hier besonders Frauen in den Fokus nehmen, oder Frauen nicht automatisch Ratschläge zum Umgang mit schlechter Stimmung erhalten, nur weil Frauen mit Diabetes im Allgemeinen stärker als Männer von depressiven Verstimmungen betroffen sind.

Relevanz	Datenerfassung
Betrifft beide Geschlechter, wird allerdings häufiger bei Frauen beschrieben Betrifft Typ 1, Typ 2 und Schwangerschaftsdiabetes	Selbsteinschätzung: Stufen 4 und 5 auf einer Likert-Skala über einen Zeitraum von mind. 3 Tagen
Betrifft beide Geschlechter, Frauen allerdings deutlich häufiger  Betrifft Typ 1, Typ 2 und Schwangerschaftsdiabetes	Abfrage mittels Kurzskala (ASKU) <sup>7</sup> bei Nutzungsbeginn
Betrifft beide Geschlechter  Betrifft Typ 1, Typ 2 und Schwangerschaftsdiabetes	Selbsteinschätzung: bei 4 und 5 auf der Likert-Skala über einen Zeitraum von mind. 3 Tagen (wöchentliche Überprüfung)

Als weitere Quellen für das Wissensmodell werden neben den geschilderten demografischen und psychosozialen Daten medizinische Diabetes-Leitlinien genutzt, deren Darstellung in einer anderen Publikation mit gendermedizinischem Fokus folgt. Hier ergeben sich noch zusätzliche Differenzierungen wie beispielsweise spezielle Empfehlungen für schwangere Frauen, spezifische Gewichtsempfehlungen oder Empfehlungen für geschlechtsspezifische Grenzwerte zu Alkoholkonsum. Darüber hinaus ist vorgesehen, den Nutzer\_innen in einem zweiten Schritt die Möglichkeit zu geben, vorgegebene Tipps durch eigene zu ergänzen und die Liste aller Tipps nach ihren persönlichen Präferenzen zu sortieren. Angezeigt werden dann jene Tipps, welche die Nutzer\_innen mit hoher Relevanz gekennzeichnet haben. Diese Funktion erlaubt eine weitere Personalisierung.

### Weitere Entwicklungsschritte:

Gemäß dem GERD-Modell ist es wesentlich, sich in einem Entwicklungsprojekt auch in den Phasen der Realisierung, der Evaluation und der Verbreitung einer strukturierten Gendersicht zu bedienen. Im vorliegenden Fallbeispiel ist geplant, Nutzer\_innen der Diabetes-Ambulanz auch weiterhin aktiv einzubinden, unter anderem für die Realisierung des Prototyps. Im Rahmen einer Pilotierung wird der Prototyp darüber hinaus in der praktischen Anwendung von den Nutzer\_innen mit Fokus auf Nutzbarkeit und mögliche Geschlechterstereotypisierungen getestet.

<sup>7</sup> [www.gesis.org/uploads/media/ASKU\\_de.pdf](http://www.gesis.org/uploads/media/ASKU_de.pdf).

## 5 Fazit

Aus Sicht der Autor\_innen ist die beschriebene Vorgehensweise nach dem GERD-Modell von Draude, Wajda und Maaß (2014) gut in Forschungsprozesse integrierbar, die es sich zum Ziel setzen, Gender- oder Diversitätsaspekte zu berücksichtigen, und über ein gewisses Maß an Genderkompetenz im Forschungsteam verfügen. Die digitale Aufbereitung des Modells<sup>8</sup> stellt sich dabei für einen raschen, fokussierten Zugriff auf die relevanten Basisbereiche bzw. Reflexionsebenen als nützlich dar. Das Modell erlaubt, sensibel mit Wissen über die Geschlechterverhältnisse umzugehen, und ist eine vielversprechende Option, Menschen mit ihren individuellen Anlässen, Hintergründen und Bedürfnissen bei informatorischen Entwicklungen zu berücksichtigen.

## Literaturverzeichnis

- Abdul-Hussain, Surur (2012). *Genderkompetenz in Supervision und Coaching*. Wiesbaden: VS Verlag. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93046-6>
- Akrich, Madeleine (1992). The De-Description of Technical Objects. In Wiebe E. Bijker & John Law (Hrsg.), *Shaping Technology/Building Society: Studies in Sociotechnoccal Change: General Introduction* (S. 205–224). Cambridge, MA: MIT Press. Zugriff am 14. Juli 2016 unter [www.conceptlab.com/notes/akrich-1992-description-technical-objects.html](http://www.conceptlab.com/notes/akrich-1992-description-technical-objects.html).
- Anderson, Ryan J.; Freeland, Kenneth E.; Clouse, Ray E. & Lustman, Patrick J. (2001). The prevalence of comorbid depression in adults with diabetes: a meta analysis. *Diabetes Care*, 24(6), 1069–1078. <http://dx.doi.org/10.2337/diacare.24.6.1069>
- Bandura, Albert (2004). Health Promotion by Social Cognitive Means. *Health Education & Behavior*, 31(2), 143–164.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2004). *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Cherrington, Andrea; Wallston, Kenneth A. & Rothman, Russel L. (2010). Exploring the difference between diabetes self-efficacy, depressive symptoms, and glycemic control among men and women with type 2 diabetes. *Behavioral Medicine*, 33, 81–89. <http://dx.doi.org/10.1007/s10865-009-9233-4>
- Chiu, Ching-Ju & Wray, Linda A. (2011). Gender Differences in Functional Limitations in Adults Living with Type 2 Diabetes: Biobehavioral and Psychosocial Mediators. *Annals in Behavioral Medicine*, 42, 71–82. <http://dx.doi.org/10.1007/s12160-010-9226-0>
- Crutzen, Cecile M. (2004). Questioning gender, questioning eLearning. In Sigrid Schmitz & Britta Schinzel (Hrsg.), *Grenzgänge: Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften* (S. 65–88). Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.
- Crutzen, Cecile M. (2013). Nicht-menschlich ist auch Gender. *Informatik\_Spektrum*, 36(3), 309–318. <http://dx.doi.org/10.1007/s00287-013-0697-9>
- De Melo, Margret; De Sa, Eric & Gucciardi, Enza (2013). Exploring differences in Canadian adult men and women with diabetes management: results from the Canadian Community Health Survey. *BMC Public Health*, (13), 1–12. <http://dx.doi.org/10.1186/1471-2458-13-1089>

8 [www.informatik.uni-bremen.de/soteg/gerd/](http://www.informatik.uni-bremen.de/soteg/gerd/).

- Draude, Claude; Wajda, Kamila & Maaß, Susanne (2014). GERD – Ein Vorgehensmodell zur Integration von Gender/Diversity in die Informatik. In Anja Zeisig, Claude Draude, Heidi Schelhowe & Susanne Maaß (Hrsg.), *Vielfalt der Informatik: Ein Beitrag zu Selbstverständnis und Außenwirkung* (S. 197–286). Bremen. Zugriff am 17. Juni 2015 unter <http://elib.suub.uni-bremen.de/edocs/00104194-1.pdf>.
- Gildemeister, Regine (2010). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechtsunterscheidung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 137–145). Wiesbaden: VS Verlag. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2\\_17](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_17)
- Grande, Gesine (2008). Genderspezifische Aspekte in der Versorgung von Patienten und Patientinnen mit Diabetes mellitus. *Praxis. Klinische Verhaltensmedizin und Rehabilitation*, (82), 291–300.
- International Diabetes Foundation (2015). *IDF Diabetes Atlas* (7. Aufl.). Zugriff am 06. Januar 2016 unter [www.idf.org/diabetesatlas](http://www.idf.org/diabetesatlas).
- Kautzky-Willer, Alexandra (2012). Editorial. In Alexandra Kautzky-Willer (Hrsg.), *Gendermedizin* (S. 9). Wien: Böhlau.
- Kulzer, Bernhard; Kirchbaum, Michael & Hermanns, Norbert (2008). Diabetes mellitus: Therapeutische Konzepte zur Reduktion von Barrieren des Selbstmanagements. *Praxis Klinische Verhaltensmedizin und Rehabilitation*, (82), 265–276.
- Lenz, Ilse (2010). Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 158–165). Wiesbaden: VS Verlag. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2\\_18](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_18)
- Lutz, Helma; Herrera Vivar, Maria Teresa & Supik, Linda (2013). *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes* (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19550-6>
- Melin, Eva O.; Thunander, Maria; Svensson, Ralph; Landin-Olsson, Mona & Thulesius, Hans O. (2013). Depression, obesity, and smoking were independently associated with inadequate glycemic control in patients with type 1 diabetes. *European Journal of Endocrinology*, (168), 861–869. <http://dx.doi.org/10.1530/EJE-13-0137>
- Mertens, Vera-Christina; Bosma, Hans; Groffen, Danielle A. & Eijk, Jaques T. (2011). Good friends, high income or resilience? What matters most for elderly patients? *European Journal of Public Health*, 22(5), 666–671. <http://dx.doi.org/10.1093/eurpub/ckr104>
- Messmer, Ruth & Schmitz, Sigrid (2004). Gender Demands on eLearning. In K. Morgan, C. A. Brebbia, J. Sanches & A. Voiskuonsky (Hrsg.), *Human Perspectives in the Internet Society: Culture, Psychology, and Gender* (4. Aufl., S. 245–254). Wessex: WIT-Press.
- Nicolocci, A.; Kovacs Burns, K.; Holt, R. I. G.; Hermanns, N.; Ishii, H.; Kokoszka, A.; Pouwer, F.; Skovlund, S. E.; Stuckey, H.; Tarkun, I.; Vallis, M.; Wens, J. & Peyrot, M. (2013). Diabetes Attitudes, Wishes and Needs Second Study (DAWN2): Cross-national benchmarking of diabetes-related psychosocial outcomes for people with diabetes. *Diabetic Medicine*, 30(7), 767–777. <http://dx.doi.org/10.1111/dme.12245>
- Regitz-Zagrosek, Vera; Oertelt-Prigione, Sabine; Prescott, Eva; Franconi, Flavia; Gerds, Eva; Foryst-Ludwig, Ana; Maas, Angela H. E. M.; Kautzky-Willer, Alexandra; Knappe-Wegner, Dorit; Kintscher, Ulrich; Ladwig, Karl Heinz; Schenck-Gustafsson, Karin & Stangl, Verena (2016). Gender in cardiovascular diseases: impact on clinical manifestations, management,

- and outcomes. *European Heart Journal*, 37(1), 24–35. <http://dx.doi.org/10.1093/eurheartj/ehv598>
- Schelhowe, Heidi (2015). Interaktionen – Gender Studies und die Informatik. In Heike Kahlert, Barbara Thiessen & Ines Weller (Hrsg.) *Quer denken – Strukturen verändern. Gender Studies zwischen Disziplinen* (S. 203–220). Wiesbaden: VS Verlag. Zugriff am 15. Dezember 2015 unter [http://dimeb.informatik.uni-bremen.de/documents/Schelhowe\\_Quer\\_denken.pdf](http://dimeb.informatik.uni-bremen.de/documents/Schelhowe_Quer_denken.pdf).
- Schinzel, Britta (2013a). Diskussion der Ergebnisse und Resümee. *Informatik Spektrum*, 36(3), 293–299. <http://dx.doi.org/10.1007/s00287-013-0699-7>
- Schinzel, Britta (2013b). Weltbilder und Bilder der Informatik. *Informatik Spektrum*, 36(3), 260–266. <http://dx.doi.org/10.1007/s00287-013-0694-z>
- Secrest, Aaron M.; Costacou, Tina; Gutelius, Bruce; Miller, Rachel G.; Songer, Thomas J. & Orchard, Trevor J. (2011). Associations between Socioeconomic Status and Major Complications in Type 1 Diabetes: The Pittsburgh Epidemiology of Diabetes Complication (EDC) Study. *Annals of Epidemiology*, 21(5), 374–381. <http://dx.doi.org/10.1016/j.annepidem.2011.02.007>
- Snoek, Frank J.; Kersch, Nancy Y. A.; Elrup, Ebbe; Harman-Boehm, Ilana; Hermanns, Norbert; Kokoszka, Andrzej; Matthews, Daniel R.; McGuire, Brian E.; Pibernik-Okanović, Mirjana; Singer, Joelle; de Wit, Maartje & Skovlund, Søren E. (2012). Monitoring of individual needs in diabetes (MIND)-2. *Diabetes Care*, (35), 2128–2132. <http://dx.doi.org/10.2337/dc11-1326>
- Statistik Austria (2014). *Bildung in Zahlen 2012/13*. Wien: Statistik Austria. Zugriff am 15. Oktober 2015 unter [www.statistik.at/web\\_de/dynamic/statistiken/bildung\\_und\\_kultur/bildungsstand\\_der\\_bevoelkerung/publdetail?id=130&listid=130&detail=461](http://www.statistik.at/web_de/dynamic/statistiken/bildung_und_kultur/bildungsstand_der_bevoelkerung/publdetail?id=130&listid=130&detail=461).
- Stockinger, Sieglinde & Bruckmüller-Schindler, Magdalena (2014). *Frauen und Männer in Österreich: Gender Index 2014*. Wien. Zugriff am 15. November 2015 unter [https://www.bmbf.gv.at/frauen/publikationen/gender\\_index\\_2014.pdf?4r3qq6](https://www.bmbf.gv.at/frauen/publikationen/gender_index_2014.pdf?4r3qq6).
- Thomas, Anita & Kautzky-Willer, Alexandra (2015). Gendermedizin. In Barbara Drink, Ilse Nagelschmidt & Heinz-Jürgen Voss (Hrsg.), *Gender Glossar/Gender Glossary*. Universität Leipzig. Zugriff am 7. Juli 2016 unter [www.gender-glossar.de](http://www.gender-glossar.de).
- Villa, Paula-Irene (2010). (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 146–157). Wiesbaden: VS Verlag. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2\\_18](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_18)
- Wajcman, Judy (2004). *TechnoFeminism*. Cambridge: Polity Press.
- Wajcman, Judy (2010). Feminist theories of technology. *Cambridge Journal of Economics*, (34), 143–152. <http://dx.doi.org/10.1093/cje/ben057>
- West, Candice & Fenstermaker, Sarah (1995). Doing Difference. *Gender and Society*, 9(1), 8–37. <http://dx.doi.org/10.1177/089124395009001002>
- West, Candice & Zimmermann, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1(2), 125–151. <http://dx.doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Wetterer, Angelika (2010). Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (3. Aufl., S. 126–136). Wiesbaden: VS Verlag. [http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2\\_16](http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_16)

## Zu den Personen

*Veronika Hornung-Prähauser*, Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup>, MAS. Innovationsforscherin bei Salzburg Research Forschungsgesellschaft. Arbeitsschwerpunkte: verhaltensorientiertes Innovationsmanagement, Gestaltung und Wirkung von Informations- und Kommunikationstechnologien in verschiedenen Anwendungsfeldern.

Kontakt: Jakob-Haringer-Straße 5/III, 5020 Salzburg, Österreich

E-Mail: veronika.hornung@salzburgresearch.at

*Alexandra Kautzky-Willer*, Univ. Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup>, Leiterin der „Unit of Gender Medicine“, Innere Medizin 3 an der Medizinischen Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Gestationsdiabetes und fetale Programmierung, Genderaspekte bei Adipositas, Metabolischem Syndrom, Diabetes mellitus, Insulinresistenz und Beta-Zell-Funktion, Entzündungsreaktionen, Adipokinen und Endothelialer Dysfunktion.

Kontakt: Medizinische Universität Wien, Währinger Gürtel 18–20, 1090 Wien, Österreich

E-Mail: alexandra.kautzky-willer@meduniwien.ac.at

*Michael Leutner*, Dr. med. univ. Innere Medizin 3, Abteilung für Endokrinologie und Stoffwechsel, „Unit of Gender Medicine“. Arbeitsschwerpunkte: Gendermedizin, Endokrinologie und Stoffwechsel, Diabetologie.

Kontakt: Medizinische Universität Wien, Währinger Gürtel 18–20, 1090 Wien, Österreich

E-Mail: michael.leutner@meduniwien.ac.at

*Manuela Plößnig*, DI, MSc, Senior Researcher bei Salzburg Research Forschungsgesellschaft und Projektleiterin von eHealth-Projekten. Arbeitsschwerpunkte: Wissensmanagement, Patient-Empowerment und -Selbstmanagement.

Kontakt: Jakob-Haringer-Straße 5/III, 5020 Salzburg, Österreich

E-Mail: manuela.ploessnig@salzburgresearch.at

*Sabine Zauchner-Studnicka*, Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> MSc, Geschäftsführerin von MOVES – Zentrum für Gender und Diversität. Arbeitsschwerpunkte: Genderforschung, Frauen und Technologie, Frauen und MINT, Stereotype in der Schule, (Reverse) Mentoring.

Kontakt: Wittgensteinstraße 18, 1130 Wien, Österreich

E-Mail: saza@moves.cc

# Tagungsberichte

Michaela Müller, Ceren Türkmen

## Feminisms Reloaded: Umkämpfte Terrains in Zeiten von Antifeminismus, Rassismus und Austerität Jahrestagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 3. bis 5. Dezember 2015 an der Justus-Liebig-Universität Gießen<sup>1</sup>

### Zusammenfassung

Die Tagung „Feminisms Reloaded: Umkämpfte Terrains in Zeiten von Antifeminismus, Rassismus und Austerität“ beschäftigte sich mit Debatten um Austeritätspolitiken und jüngsten rassistischen und antifeministischen Entwicklungen im europäischen Raum. Die international besetzten Panels und die anschließenden Diskussionen bezogen dabei insbesondere die Rolle von Akteur\_innen aus Politik, Medien und Wissenschaft mit ein und zogen sowohl nationale Fallbeispiele als auch europäische Perspektiven heran. Die Referierenden und Teilnehmenden gingen den Fragen nach, wie aktuelle Denk- und Argumentationsmuster aussehen, die in rassistischen und/oder antifeministischen Bezügen verankert sind, und wie sich diese Positionen aus feministischer und antirassistischer Perspektive analytisch fassen lassen können.

### Schlüsselwörter

Antifeminismus, Antirassismus, Austeritätspolitik, Europa, Krise, Rechtspopulismus

### Summary

Feminisms Reloaded: Contested Terrains in Times of Anti-Feminism, Racism and Austerity. Annual meeting of the Section Women's and Gender Studies in the German Sociological Association, 3 to 5 December 2015, Justus Liebig University of Gießen

The conference "Feminisms Reloaded: Contested Terrains in Times of Anti-Feminism, Racism and Austerity" dealt with debates about austerity policy and recent racist and anti-feminist tendencies at European level. The international panels and ensuing discussions addressed the role of the agents of politics, media and research and used national case studies to illustrate their arguments. The speakers and participants considered current patterns of thought and argumentation based on racist and/or anti-feminist viewpoints and how these positions can be framed analytically from a feminist and anti-racist perspective.

### Keywords

anti-feminism, anti-racism, austerity policy, Europe, crisis, right-wing populism

Seit dem Ausbruch der globalen Finanzkrise stehen sowohl die polit-ökonomischen Integrations- als auch die neoliberalen Enteignungsprozesse im Finanzkapitalismus (erneut) im Fokus einer internationalen und kontroversen wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Diskussion. In der aktuellen Konjunktur von Austeritätspolitik und Migrationsdynamik zeigen sich die Krisenmomente der europäischen Gesellschaft wie auch die Kohäsionsfähigkeit der Europäischen Union und Europas in einer bri-

<sup>1</sup> Eine modifizierte Fassung des Tagungsberichtes ist unter [www.soziopolis.de/vernetzen/veranstaltungsberichte/artikel/feminisms-reloaded-umkaempfte-terrains-in-zeiten-von-antifeminismus-rassismus-und-austeritaet-1/](http://www.soziopolis.de/vernetzen/veranstaltungsberichte/artikel/feminisms-reloaded-umkaempfte-terrains-in-zeiten-von-antifeminismus-rassismus-und-austeritaet-1/) einsehbar.

santen Art und Weise. Die diskursiven Bedrohungsängste in den Medien und die Manifestierung von Grenzen spiegeln wider, was jenseits der individuellen Armuts- oder auch Kriegsflucht konkreter Protagonist\_innen passiert. Die Migration in die EU ist zu einer Bewegung der Infragestellung und Flexibilisierung von Grenzregimen, lokalen Krisenlösungsstrategien und national-territorial organisierten Gesellschaften sowie der Verteilungskonzepte von Arbeits- und Aufenthaltsrechten geworden. Dabei geht es insbesondere um die Frage, wie globale Demokratie, lokale Konvivialität sowie die Organisation und Verteilung von gesellschaftlichen Gütern und Sorgearbeiten stattfinden und organisiert werden sollen. Die Antworten aus dem rechtspopulistischen Lager auf die Herausforderung der Neuzusammensetzungsdynamik der Gesellschaft und ihre Verbindung mit anti-feministischen Argumentationen in Deutschland und Europa zeigen erneut, dass die Fragen von Feminismus/Geschlechteranalyse und Anti-Rassismus/Rassismusanalyse ambivalent zusammenhängen. Trotz historischer, diskursiver und regionaler Besonderheiten des europaweiten Rechtspopulismus gibt es eine charakteristische Konvergenz in der Argumentation gegen Geflüchtete und für nationale Standortpolitiken als Krisenlösungsstrategien in direkter oder indirekter Verbindung zu antifeministisch-neokonservativen Diskursen.

Vor diesem Hintergrund hat sich die Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in ihrer Jahrestagung der Frage angenommen, wie sich feministische Analysen und Positionen in Zeiten von Austerität und wachsender Migration organisieren lassen. Sowohl auf europäischer Ebene als auch in Bezug auf nationale Konfliktfelder kamen in den unterschiedlichen Panels und Diskussionen wiederholt bestimmte Fragestellungen zur Sprache: Worauf gründet die Konjunktur des jüngsten Rassismus-/Antifeminismus-Komplexes? Welche Widersprüche bestimmen dessen Erfolg? Wie sehen die themenübergreifenden Denk- und Argumentationsmuster des aktuellen Antifeminismus aus? Welche Bündnispartner\_innen des Antifeminismus beziehen in Politik, Medien und Wissenschaft Stellung gegen feministische Positionen, Theorien, Analysen und institutionelle Gleichstellungspolitik? Lässt sich schon von einem Kampf um Hegemonie und von einer kohärenten Ideologie des Antifeminismus und Rassismus sprechen oder handelt es sich (noch) um isolierte Versuche einzelner Akteur\_innen und Gruppen?

Um zu einer differenzierteren Einschätzung zu kommen, hat das Organisationsteam der Jahrestagung bewusst internationale Referent\_innen eingeladen und einen transnationalen Analyserahmen gewählt, um die Fragen mit einem wissenschaftlichen Publikum aller Staturebenen und Interessierten aus dem In- und Ausland zu diskutieren.

*Diana Mulinari* (Lund) erläuterte, wie rechtspopulistische Parteien mit den allgemein propagierten Gleichstellungsansätzen in Konflikt geraten. Ihre Beobachtungen zur Partei der „Sweden Democrats“ seien auch auf andere europäische Länder übertragbar. Sie legte ihren Fokus auf Sprecherinnen, da derzeit verstärkt Frauen wichtige Positionen in rechtspopulistischen Parteien innehaben. Das war auf europäischer Ebene in den 1990er Jahren noch nicht der Fall. Entsprechend würden antifeministische Sichtweisen inzwischen häufig ausgerechnet von Frauen nach außen kommuniziert. Dies stelle auf mehreren Ebenen eine problematische Verbindung dar: Zum einen übertragen sich rassistische Vorstellungen von Gleichstellung in nationale und europapolitische Gremien. Zum anderen ist dies nach Mulinari nur möglich, da entsprechende Forderungen von

(migrantischen) Frauen rechtspopulistischer Parteien an die Gleichstellungspolitik gerichtet werden. Hierdurch sei es überhaupt erst möglich geworden, dass immer mehr rechtspopulistische Vorstellungen von Gleichstellung in die aktuelle Politik einfließen. In diesen Sichtweisen scheint zudem eine Neigung zum Antislamismus vorzuliegen, über die im Anschluss eingehend diskutiert wurde. Es stelle sich anhand dieser Entwicklungen die Frage, welche Form feministischen Denkens Überschneidungen mit Antimigrationsdiskursen aufweist. Mulinaris Argument veranschaulicht, wie das migrantische Kollektiv die EU in Bewegung setzt. Es führt damit nicht zuletzt vor, dass nicht nur die migrierenden Menschen als Migrationskollektiv, sondern auch die Gesellschaften und Gemeinschaften, in die migriert wird, quasi „kollaborativ migrantisch“ werden und staatliche Kontroll- und Regulationsstrategien ebenso neu auf diese Bewegung reagieren müssen.

*Anna Carastathis* (Lissabon) warf einen diskursanalytisch interessierten Blick auf die Finanz- und Flüchtlingskrise in Griechenland, um zu klären, wie, warum und wann genau welche Krise zu „unserer“ bzw. zur Krise „anderer“ wird. Anhand des Migrationsmanagements in Griechenland stellte sie dar, welche Diskurse sich bezüglich einer Bedrohung der Souveränität des Landes verbreiten, die wiederum nationalistischen Parteien als Argumentationsgrundlage dienen. So kann sich laut Carasthatis eine über Affekte ausgetragene Auseinandersetzung mit Austeritätspolitik etablieren, deren Hegemonie sich in Griechenland aus der Angst vor einem „Failed State“ sowie vor dem Verlust der nationalen Souveränität und Identität speist. Da zusätzlich normativ-moralische Kategorien wie „Schuld“ und „Schuldige“ in den bestehenden Krisendiskursen sowohl der politischen Parteien als auch der Medien zirkulieren, etablieren sich rassistische und antifeministische Gedanken innerhalb der Bevölkerung, die durch kollektivierende Zuschreibungen und Betroffenheitsgefühle bestärkt werden.

*Umut Erel* (Milton Keynes) vertiefte diese Thematik ausgehend von den Ergebnissen ihres Forschungsprojekts in Großbritannien. Anhand dieser konnte sie nachweisen, dass Multikulturalismus und Feminismus als Gefahr für weiße hegemoniale Männlichkeiten wie auch die gesellschaftliche Ordnung insgesamt wahrgenommen und beschrieben werden. Antifeministische Aktivist\_innen oder Intellektuelle inszenieren sich als Retter\_innen oder Beschützer\_innen der Nation, wobei sie für den Erhalt und die Reproduktion von „normierten“ Familien(werten) argumentieren. Die „Sorge“ um die Nation ist diskursiv gekoppelt an eine kollektive Angst um die Nation und die Familie. Die Familie wird hierbei zusätzlich mit den zentralen Reproduktionsmerkmalen der Erziehungs- und Care-Arbeit verknüpft. Ihre Analysen bettet Erel in die Theorien von Pierre Bourdieu, Jean Claude Passeron und Etienne Balibar ein, die in unterschiedlichen Arbeiten eine theoretische Analyse der Beziehung zwischen sozialem Kapital und kultureller Reproduktion als Auseinandersetzungen im Feld der Nation entwickelt haben. Zugleich wird ersichtlich, dass sich diese Ansicht mit Positionen deckt, wonach der Finanzkapitalismus wie auch die Austeritätspolitik im globalen „Lohnpatriarchat“ (vgl. Federici 2004: 97) neue transnationale ökonomische Verhältnisse, Care-Krisen und Zugehörigkeitsdiskurse schaffen.

*Suvi Keskinen* (Turku) bestätigte mit ihrem Vortrag Erels These, der Multikulturalismus werde als besondere Gefahr in der Öffentlichkeit angesehen. Obwohl die breite Öffentlichkeit Finnlands rechtspopulistischen Parteien oft ablehnend gegenüberstehe,

würden sich Parteien selbst eher zurückhaltend äußern, um Gespräche zur Regierungsbildung nicht zu gefährden. Keskinen zeigte in ihrem Vortrag sowohl den öffentlichen-medialen zivilgesellschaftlichen Widerstand gegen eine Normalisierung des Rassismus als auch die unsichtbaren Manifestierungsmechanismen in Normalisierungsprozessen von Rassismus auf. Sie verdeutlichte damit, dass oft politische Partizipationsbedürfnisse einerseits und systemkritische Forderungen nach mehr Demokratie andererseits im Widerstreit stehen.

*Andrea Petö* (Budapest) führte am Beispiel der Gleichstellungspolitik Ungarns aus, dass gängige politische Maßnahmen nicht (mehr) ausreichen. Vielmehr seien neue Strategien erforderlich, damit sich kürzlich entstandene antifeministische und rassistische Programme nicht längerfristig durchsetzen. Die Bedrängnis scheine noch akuter zu sein, da antifeministische Politiken feministische sowie antiessenzialistische Konzepte und Analyse(n) kolportierten. Petö stellte weitergehende Überlegungen dazu an, wie das Projekt feministischer Wissenschaft an den Institutionen neu fortgeführt werden kann. Aus ihrer Analyse der aktuellen Krise feministischer Politiken folgerte sie, es sei notwendig, eine neue Sprache einzufordern und selbstkritisch nach immanenten Problemen des Feminismus zu suchen. Nur deren Überwindung könne zu neuen emanzipativen und demokratischen Allianzen und Resonanzen führen.

*Carmen Romero Bachiller* (Madrid) geht davon aus, dass die Zunahme sozialer Ungleichheiten und von Flucht und Vertreibung dem Feminismus schadet, indem wirtschaftliche Probleme andere gesellschaftliche Konflikte – und damit auch die im Bereich der Geschlechterverhältnisse – aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verdrängen. Ihre These veranschaulichte sie an aktuellen politischen Veränderungen im Zusammenhang mit der in Spanien herrschenden Krisensituation. Öffentliche Gelder würden z. B. kaum noch in Geschlechtergerechtigkeit, in antirassistische oder in andere Antidiskriminierungspolitik gesteckt. Die so geminderte Sichtbarkeit der Genderproblematik werde durch neue progressive Parteien zusätzlich beeinträchtigt, da letztere geschlechterbezogene Politik vermieden. Stattdessen sollten Menschen durch individualisierten Liberalismus angesprochen werden.

Welche Rolle der Staat in solchen Diskursen spielen kann und welche Wirkung die zuvor dargestellten Argumentationen auf traditionelle Familienwerte und den Schutz der Öffentlichkeit haben können, legte *Elena Zdravomyslova* (St. Petersburg) aus staats-theoretischer Perspektive kritisch für Russland dar. Konkret zeigte sie, mit welchen Maßnahmen der konservative Staat, sowohl mittels herrschender Parteien als auch unterstützt durch nationalistische Organisationen, die angebliche „moralische Krise“ der russischen Gesellschaft zu verhindern sucht.

*Mariam Popal* (Bayreuth) rekonstruierte in einer postkolonial-philosophisch-kritischen Abhandlung die Herstellung von „Kommunalität“, indem sie sich kritisch mit Wendy Browns Position zu „Affekten“, deren „Politisierbarkeit“ und deren Wert für feministische Philosophien auseinandersetzte. Ihr Forschungsinteresse gilt zum einen dem Phänomen, dass über mediale und digitale Kanäle zunehmend gewalttätige Hassreden verbreitet werden, die Argumente anti-feministischer, anti-queerer und maskulistischer Bewegungen reproduzieren. Zugleich sei aber eine Diversity-„Alibipolitik“ entstanden, gegen die vonseiten der Öffentlichkeit bzw. anderer politischer Parteien zurückhaltend argumentiert werde bzw. gegen die, wie beispielsweise Petö zuvor äußerte,

keine neuen Argumente angeführt würden, sondern auf bereits bekannte zurückgegriffen werde. Zum anderen setzte sich Popal mit dem Diskurs zum 11. September 2001 auseinander, wobei ihr das Konzept des kolonialen Neorassismus als Analysegrundlage diene. In der Debatte um 9/11 und die Afghanistankriege zeichnete sie verschiedene Spielarten dieses Konzeptes nach, die sie in die Kategorien rassistisch, antimuslimisch, neoorientalistisch, kolonial und neomaterialistisch einordnete und allgemein als dehumanisierend kritisierte.

Obschon die Ambivalenzen des Antifeminismus wie auch die des Rassismus im aktuellen Migrationsregime auf gleichstellungs- wie gesellschaftspolitischen Handlungsbedarf hinweisen, ist es auf der anderen Seite nicht so einfach, politische Übersetzungsprozesse der vorgetragenen Befunde einzufordern, Handlungsvorgaben und Imaginationen zu formulieren. Gleichwohl stellt sich die Frage nach der Zukunft der Geschlechterforschung auf unterschiedlichen Ebenen, die im Open Space sowohl generationenübergreifend als auch zwischen akademischen und nicht-akademischen Teilnehmer\_innen diskutiert wurde. Kontrovers, kritisch und leidenschaftlich wurde eine geschlechtertheoretische Kritik an Austeritätspolitiken formuliert, um analytische wie auch politische Differenzen, Generationenkonflikte und Machtverhältnisse in den Projekten von Feminismen und Antirassismen/Dekolonialität transparent zu machen.

Im finalen Plenum kamen *Noa Ha* (Berlin) und *Nadia Shehadeh* (Mädchenmannschaft), die als Beobachter\_innen zur gesamten Tagung Stellung nahmen, auf diese Fragen zurück. In ihren kritischen Nachfragen an Paneldiskutant\_innen sowie Organisator\_innen wurden erfreulicherweise Themen aufgegriffen, die sowohl aus feministischer als auch antirassistischer Perspektive für eine kohärente Analyse der Situation in von Austeritätspolitik geprägten Gesellschaften von Bedeutung sind. Gefragt wurde dabei: Wann sind Grenzen der feministischen und geschlechteranalytischen Analyse erreicht, wann berühren sie andere Themen? Und weshalb reichen klassische Kategorien nicht mehr aus, um den aktuellen Rechtspopulismus wie auch neue Projekte einer sozialen, multiplen, sorgenden, globalen Gesellschaft zu denken? Gemeinsam mit dem Plenum kamen die Kommentator\_innen anhand der Betrachtung verschiedener nationaler Kräfteverhältnisse zu dem Schluss, dass eine Situationsanalyse Deutschlands als Krisengewinnerland und derzeitiges Hauptziel der Migration unumgänglich sei. Im Programm fehlte ein vertiefender Beitrag zur Situation in Deutschland, weshalb es umso wichtiger war, zum Abschluss noch eine Diskussion zu den antifeministischen und rassistischen Bearbeitungsprozessen zu Krise und Migration in Deutschland zu führen. Es wird zukunftsweisend für die weitere Demokratisierung der Europäischen Union sein, sich sowohl lokal als auch transnational mit den hiesigen rechtspopulistischen Entwicklungen sowie den sozialen, feministischen und antirassistischen Kämpfen dagegen auseinanderzusetzen.

## Literaturverzeichnis

Federici, Silvia (2004). *Caliban and the Witch*. Chico/CA: AK Press.

## Zu den Personen

*Michaela Müller*, Dipl.-Soz.-Wiss., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Arbeitsschwerpunkte: soziale Ungleichheit, Frauen- und Geschlechterforschung, Queer Theorien, quantitative und qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung.

E-Mail: [michaela.mueller@sowi.uni-giessen.de](mailto:michaela.mueller@sowi.uni-giessen.de)

*Ceren Türkmén*, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Arbeitsschwerpunkte: kritische Gesellschaftstheorie, globale soziale Ungleichheit, Stadthnografie, Migrations- und Rassismusanalyse, kritische Staats- und Hegemonietheorie, Klassenanalyse und Cultural Studies, Soundethnografie, Arbeitssoziologie.

E-Mail: [ceren.tuerkmen@sowi.uni-giessen.de](mailto:ceren.tuerkmen@sowi.uni-giessen.de)

Beate Friedrich

## Mit uns die Zukunft. Nachhaltige Transformationen brauchen andere Geschlechterverhältnisse

Tagung am 11. und 12. Juli 2016 an der Leuphana Universität Lüneburg

### Zusammenfassung

Ziel der Tagung war es, die Debatten zu Gender und Nachhaltigkeit einerseits und zu sozial-ökologischen Transformationsprozessen andererseits zu verbinden und nach Perspektiven einer Synthese zu fragen. Gleichzeitig stellte die Veranstaltung den Abschluss des Verbundvorhabens „Vorsorgendes Wirtschaften: Transformationen in Ökonomie und Politik (TraVo)“ dar.

#### *Schlüsselwörter*

nachhaltige Entwicklung, Transformationen, vorsorgendes Wirtschaften, Geschlechterverhältnisse

### Summary

May the Future Be With Us. Sustainable Transformations Need New Gender Relations. Conference, 11 and 12 July 2016, Leuphana University of Lüneburg

The aim of the conference was to find a connection between the gender and sustainability debates on the one hand and those on socio-ecological transformations on the other hand and to establish the prospects for a synthesis. At the same time, the conference was the culmination of the joint "Caring Economy: Transformations of Economics and Politics (TraVo)" research project.

#### *Keywords*

sustainable development, transformations, caring economy, gender relations

Vom 11. bis 12. Juli 2016 fand an der Leuphana Universität Lüneburg die Tagung „Mit uns die Zukunft. Nachhaltige Transformationen brauchen andere Geschlechterverhältnisse“ statt, konzipiert als Abschluss des aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Verbundprojekts „Vorsorgendes Wirtschaften: Transformationen in Ökonomie und Politik (TraVo)“ und veranstaltet durch die Projektpartner\_innen Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie, Leuphana Universität Lüneburg, Fakultät Nachhaltigkeit und inter 3 Institut für Ressourcenmanagement. Das Projekt TraVo widmete sich während seiner einjährigen Laufzeit im Rahmen der Teilprojekte 1a „Vorsorgendes Wirtschaften und neue Gesellschaftsverträge“, 1b „Gendersensible Wirtschaftswissenschaften mit Transformationspotenzial“, 2a „Nachhaltigkeit und Gender in der Transformationsdebatte“ und 2b „Nachhaltigkeit und Gender und wissenschaftlicher Nachwuchs“ der Integration von Nachhaltigkeits- und Geschlechterforschung im Hinblick auf (sozial-ökologische) Transformationsprozesse wie beispielsweise die Energiewende.

Bei ihrer Begrüßung und Eröffnung der Konferenz betonte Sabine Hofmeister (Institut für Nachhaltigkeitssteuerung der Leuphana Universität Lüneburg und Leiterin

des Teilprojekts 2 von TraVo), dass in der Verbindung von Nachhaltigkeitsforschung und Geschlechterforschung sorgendes Handeln stets sowohl das Handeln in der Gegenwart als auch das in der Zukunft als die „Gegenwart anderer“ umfasse, mithin vorsorgendes Handeln sei. Zugleich sei Wirtschaft auch jenseits von Marktwirtschaft zu denken und solle sich an einer Maxime des ‚Guten Lebens‘ orientieren. Transformationsprozesse in Richtung Nachhaltigkeit seien damit (auch) Interventionen in bestehende Machtgefüge und es brauche zudem geschlechtsspezifische Antworten auf die Frage nach nachhaltigen, zukunftsweisenden Entwicklungen.

Henrik von Wehrden (Dekan der Fakultät Nachhaltigkeit der Leuphana Universität Lüneburg) unterstrich in seiner Begrüßung die Schaffung anderer, neuer Geschlechterverhältnisse als eines der Ziele nachhaltiger Entwicklung und hob die Notwendigkeit einer Integration der – bislang vielfach getrennten – Forschungsbereiche zu Transformationsprozessen wie der Energiewende einerseits und zu Geschlechterverhältnissen andererseits hervor.

Zusammenfassende Einblicke in das Verbundprojekt TraVo lieferte im Anschluss daran *Uta von Winterfeld* (Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie, Leiterin des Teilprojekts 1 und Verbundkoordinatorin). Das Projekt erarbeitete einerseits Handlungsempfehlungen für Ökonomie und Politik und stärkte andererseits Transformationsprozesse in den Wirtschafts- und Nachhaltigkeitswissenschaften. Es war also in zweifacher Hinsicht praxisorientiert und trat auch in einen transdisziplinären Dialog mit Akteur\_innen aus der Landwirtschaft und der Energiebranche, sowohl aus großen Unternehmen als auch aus Energiegenossenschaften. Als Kommunikations- und Forschungsformate und -methoden wurden in dem als „Diskurs- und Vernetzungsprojekt“ bezeichneten Forschungsprojekt transdisziplinäre Dialoge, Fachgespräche und Interviews gewählt, außerdem fanden „wirtschaftswissenschaftliche Salons“ statt und es wurden Forschungskolloquien für den wissenschaftlichen Nachwuchs konzipiert. Inhaltlich-konzeptioneller Ausgangspunkt des Projekts und damit auch der Konferenz waren die durch das Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften erarbeiteten Positionen. Aus ebendieser Perspektive des Vorsorgenden Wirtschaftens, das ein vorausschauendes Sorgen im Kontext von Gesellschaft und Natur zum Prinzip des Wirtschaftens macht, wurden die Zusammenhänge zwischen Transformationsprozessen wie der Energiewende und Geschlechterverhältnissen beleuchtet. Als zentrale Problematiken wurden Ungleichheiten und Arbeitsteilungen, die Rolle struktureller Macht und hegemonialer Weltbilder ausgemacht. Als weiterführend wird eine kritische Reflexion von Wissensproduktionen erachtet. Die als Projektergebnis formulierten Handlungsempfehlungen zielen auf neue Inwertsetzungen, und zwar nicht nur auf eine Internalisierung von zuvor externalisierten Kosten, sondern auch eine Berücksichtigung von unbezahlten, sorgenden Tätigkeiten, auf andere Teilhabekulturen im Sinne eines „Parlaments der ungehörten Stimmen“, den Einbezug von „beschwiegenem“ oder „entnanntem“ Wissen, die Förderung der Wissenschaft, auch des wissenschaftlichen Nachwuchses im Bereich Gender und Nachhaltigkeit, die Schaffung neuer Forschungs- und Diskussionsformate, eine stärkere Integration der verschiedenen nachhaltigkeitsorientierten wirtschaftswissenschaftlichen Ansätze und eine intensivere Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht in der Energiewende.

In ihrem Vortrag zur „Relevanz kritisch-emanzipatorischer Perspektiven für Transformationen in Richtung Nachhaltigkeit“ argumentierte *Daniela Gottschlich* (diversu –

Institut für Diversity, Natur, Gender und Nachhaltigkeit) ausgehend von zwei Annahmen, die Teil von feministischer Wissenschaft als transformativem, kritisch-emanzipatorischem Ansatz seien: Eine Transformation in Richtung Nachhaltigkeit müsse erstens Herrschaftsverhältnisse benennen und an ihrer Überwindung arbeiten, zweitens müsse eine Zusammenarbeit von kritischer Theorie und kritischer Praxis, beispielsweise mit emanzipatorischen Bewegungen, stattfinden. Sie formulierte die These, dass Nachhaltigkeitsforschung und -politik nicht per se herrschaftskritisch seien und vielfach technisch-effizienzsteigernde Lösungen postuliert würden, die keinen Paradigmenwechsel einläuteten. Auch betonte sie, dass die Verknüpfung zur Geschlechterforschung noch (deutlich) auszubauen sei, und forderte eine Berücksichtigung von Nord-Süd-Verhältnissen, mithin ein globales Denken.

Die erste Workshopphase fand unter dem Titel „Zwischen Transformation und Beharrung“ mit drei parallelen Workshops statt. Im von *Susanne Schön* (inter 3 Institut für Ressourcenmanagement) geleiteten Workshop „Schöne neue Wirtschaftswissenschaften – über Vielfalt und Schlagkraft“ wurde aus der Perspektive der Innovationsforschung und aufbauend auf den Ergebnissen von TraVo auf das Potenzial einer konzeptionellen Verbindung alternativer ökonomischer Konzepte wie beispielsweise dem Capability-Ansatz, der Arbeit zu Commons, der Gemeinwohl-Ökonomie oder der (nachhaltigen) Konsumforschung und der Forschung zu Geschlechterverhältnissen hingewiesen, denn teils gebe es, anders als beim Vorsorgenden Wirtschaften, in alternativen ökonomischen Entwürfen eine zu schwache Berücksichtigung von Genderaspekten.

*Adelheid Biesecker* (Universität Bremen und Mitglied des Netzwerks Vorsorgendes Wirtschaften), *Sarah Breitenbach* (Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie) und *Uta von Winterfeld* fragten in ihrem Workshop „Anders oder ähnlich? Transformation und Geschlechterverhältnisse“ danach, ob sich Geschlechter- und Naturverhältnisse in der bzw. durch die Energiewende ändern. Dabei wurden mehrere Thesen zur Diskussion gestellt. So wurde beispielsweise konstatiert, dass die 2011 und 2014 verfassten Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) „geschlechterblind“ seien und dass trotz einer Veränderung gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse nach wie vor eine Abwertung des Privaten und Reproduktiven stattfinde, es also – auch in der Energiewende – weiterhin eine Fokussierung auf die Marktökonomie gebe.

Im Workshop „Neue Energien – alte Verhältnisse?“ von *Sabine Hofmeister* und *Christoph Lenz* (Leuphana Universität Lüneburg) wurde die auch schon von Daniela Gottschlich im Hinblick auf den Nachhaltigkeitsdiskurs formulierte These aufgegriffen, dass sich die Debatte um die Energiewende auf ökonomische und technische Betrachtungen konzentriere und dabei transformatorische Perspektiven, wie beispielsweise neue Wertvorstellungen, vernachlässige. Zudem wurde auch hier auf die sich verstärkende Marktorientierung in der Energiewende und auf den Umstand hingewiesen, dass Geschlechterperspektiven den im Rahmen der Interviews befragten Akteur\_innen „weitgehend unbekannt“ gewesen seien. Konkrete Kritik wurde an der Novelle des Erneuerbare-Energien-Gesetzes (EEG) von 2016 geübt, durch die der Ausbau von regenerativen Energien geschwächt werde und Bürger\_inneninitiativen eine marginalisierte Rolle erhielten, während konventionelle Energieerzeuger\_innen gestärkt würden.

Am Abend des ersten Tages gründete sich im Rahmen eines Arbeitstreffens von ca. 30 Nachwuchswissenschaftler\_innen feierlich das „Junge Netzwerk Gender und Nach-

haltigkeit“, das fortan Veranstaltungen und Publikationen plant sowie, anknüpfend an die Arbeit von **genanet** – Leitstelle Gender, Umwelt, Nachhaltigkeit, die Vernetzung von Nachwuchswissenschaftler\_innen fördern möchte.

In der zweiten Workshopphase „Wirklich transformativ?“ widmeten sich die Teilnehmer\_innen im Workshop von *Susanne Schön* unter dem Titel „Keine Transformation ohne Macher\*innen“ dem Konzept- und Wissenstransfer aus der Geschlechter- und Nachhaltigkeitsforschung in die Praxis sowohl der Energiepolitik als auch der Hochschule, beispielsweise durch das Konzeptionieren von Geschlecht als „Querschnittsthema“.

Im von *Adelheid Biesecker*, *Sarah Breitenbach* und *Uta von Winterfeld* geleiteten Workshop „Keine Transformation ohne Arbeitswende“ wurde ausgehend von der These, dass eine Energiewende auch neue Gesellschaftsverträge – beispielsweise neue Konzeptionen von Arbeit – brauche, diskutiert. Vonnöten seien, so die Ergebnisse, eine Aufwertung sorgender und sogenannter reproduktiver Tätigkeiten und ein Neudenken von Wirtschaft sowie ein Überwinden des alten „Energy Deals“, der auf einer Trennung von Arbeit und Leben, von Produktion und Konsumtion, von Erwerbs- und Hausarbeit aufgebaut sei.

*Sabine Hofmeister* und *Katharina Moths* (Leuphana Universität Lüneburg) wiesen im Workshop „Keine Transformation ohne neues Wissen“ auf die Bedeutung der Geschlechterperspektive bei der Generierung von Transformationswissen hin. Gleichzeitig zeigten sie Herausforderungen auf, denen sich die Geschlechter- und Nachhaltigkeitsforschung insbesondere in ihrer Verschränkung stellen muss. Diese bestünden in der Suche nach geeigneten und fördernden Bedingungen einer inter- und transdisziplinären Wissenschaft (wie z. B. Förderprogrammen, aber auch geeigneten Studien- und Prüfungsordnungen an den Universitäten), um neues Wissen überhaupt generieren zu können.

In der von *Tanja Mölders* (Leibniz Universität Hannover) moderierten Abschlussdiskussion widmeten sich *Vicky Temperton* (Forschungsdekanin der Fakultät Nachhaltigkeit, Leuphana Universität Lüneburg), *Adelheid Biesecker* und *Angelika Zahrrt* (langjähriges Mitglied des Rats für Nachhaltige Entwicklung) der Fragestellung „Wie würde die Transformationsgeschichte gendersensibel erzählt – und weshalb wird sie es nicht?“. Plädiert wurde hier für eine neue Konzeption von Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaften, für eine stärkere Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften und mehr Gendersensibilität in Universitäten und Umweltverbänden. Auf die zentrale Bedeutung des Verhältnisses von Wissenschaft und Praxis wies Sabine Hofmeister in ihrem Beitrag zum Abschluss der Konferenz hin.

Fragen, die im Laufe der Konferenz immer wieder gestellt wurden, waren erstens die nach Krisenmomenten gesellschaftlicher Naturverhältnisse: Wo verschärfen sich aktuell Krisen? Zweitens wurden die Herausforderungen eines wechselseitigen Wissenstransfers herausgestellt: Wie kann eine konstruktive und produktive Kooperation zwischen Forschung und Praxis, im Fokus der Konferenz hier insbesondere energiepolitische Akteur\_innen, gelingen? Das Projekt TraVo sowie die Konferenz lieferten innovative Impulse, beispielsweise hinsichtlich der im Projekt gewählten Formate des Austauschs und der Diskussion. Als weiterführend hinsichtlich der Frage nach der politischen Dimension von Forschung erwies sich die von Sybille Bauriedl in einem

Diskussionsbeitrag dargestellte analytische Unterscheidung verschiedener Zugänge zur Transformationsforschung in Form einer deskriptiven, einer diskursanalytischen, einer normativen und einer aktivistischen Transformationsforschung. Eine dritte Frage, die sich während der Konferenz immer wieder stellte, war die nach der Überwindung dualistischen Denkens. Die Notwendigkeit der Auflösung von Trennungsstrukturen wurde fortwährend betont, dennoch fußten viele der vorgetragenen Ergebnisse auf differenztheoretischen Analysen von Männlichem und Weiblichem, beispielsweise hinsichtlich der Akteurinnen und Akteure in der Energiebranche, einer stattfindenden Feminisierung von Umweltverantwortung oder der (ungleichen) Präsenz von Frauen und Männern in energie- und umweltpolitischen Gremien. Als in dieser Hinsicht weiterführende Ansätze wurden die Perspektive der Queer Ecology sowie die von Sabine Hofmeister, Christine Katz und Tanja Mölders im Buch „Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften“ vorgeschlagene Analyse genannt, in der Geschlecht nicht nur als Differenzkategorie, sondern auch als Struktur-, Prozess- und epistemologische Kategorie gefasst wird. Viertens wurde kritisch diskutiert, ob Impulse zur ökonomischen Transformation nicht über eine Marktökonomie hinausweisen müssten.

Lobend hervorzuheben ist die methodische Vielfalt in den Workshops, die sehr intensive und produktive Diskussionen ermöglichte, und zwar – dies war der sehr heterogenen Struktur der ca. 75 Teilnehmer\_innen geschuldet – zwischen etablierten Wissenschaftler\_innen und hochschulpolitischen Funktionsträger\_innen einerseits und Nachwuchswissenschaftler\_innen und Studierenden andererseits. Dieses Zusammenkommen von ‚Etablierten‘ und ‚Nachwuchs‘ setzte sich auch in der Präsentation der Projektergebnisse fort, bei der gleichberechtigt und wertschätzend alle Akteur\_innen sichtbar wurden – (auch) in der Nachhaltigkeits- und Geschlechterforschung durchaus nicht selbstverständlich. Zudem gelang den Organisator\_innen die Integration der Konferenz in die Lehre, indem Studierende durch die Teilnahme an der Konferenz und eine Protokollierung der Konferenzergebnisse Studienleistungen erwerben konnten. Alle Teilnehmer\_innen profitierten von dieser Einbindung der Studierenden, da diese im Anschluss an die beiden Workshopphasen ihre Eindrücke präsentierten, sodass allen die Gelegenheit gegeben wurde, an den Ergebnissen der parallel stattfindenden Workshops teilzuhaben.

Die Konferenz zeigte auf einer inhaltlichen Ebene, dass Transformationen mehr umfassen müssen als das Ersetzen einer Technologie durch eine andere, dass sie vielmehr gesamtgesellschaftlich zu denken sind und Geschlechterverhältnisse, Arbeitsformen und -teilungen und die Reflexion von Wissensproduktionen berücksichtigen müssen. Außerdem wurde deutlich, dass es trotz einer schrittweisen Öffnung und Annäherung sowie der aufgezeigten konzeptionellen und methodologischen Verbindungen zwischen Nachhaltigkeitsforschung und Geschlechterforschung seitens der Nachhaltigkeitsforschung und -politik und auch der Transformationsforschung noch immer ‚Akzeptanzprobleme‘ hinsichtlich der Dimension Geschlecht gibt. In dieser Hinsicht kann das bei der Konferenz durch die Fakultät Nachhaltigkeit geäußerte Bekenntnis zur Anerkennung der Kategorie Geschlecht in der Nachhaltigkeitsforschung als wichtiger Schritt einer weiteren und immer noch notwendigen Integration von Nachhaltigkeits- und Geschlechterforschung verstanden werden.

Auf einer strukturellen Ebene kann die Konferenz als Intervention gegen die Prekarität von (kritischer) Forschung gewertet werden. So wiesen viele Wissenschaftler\_innen auf die Notwendigkeit einer strukturellen Stärkung des Forschungsfeldes Transformation an der Schnittstelle von Nachhaltigkeits- und Geschlechterforschung hin und reflektierten ihre eigene Situierung im Spannungsfeld von kritischer und wettbewerbsorientierter Wissenschaft.

In einer Verbindung der inhaltlichen und der strukturellen Ebene wies die Konferenz forschungspolitisch auf die notwendige Stärkung einer kritischen feministischen Nachhaltigkeitsforschung hin. Damit leistete sie einen Beitrag zu einer Kräfteverschiebung im (durchaus umkämpften) Feld der Nachhaltigkeitsforschung, in dem beispielsweise die Perspektive der sozialen Produktion von Natur längst nicht in allen Teilbereichen Anerkennung findet.

## Zur Person

*Beate Friedrich*, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Landesarbeitsgemeinschaft der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung in Niedersachsen (LAGEN). Arbeitsschwerpunkte: Nachhaltigkeitsforschung, gesellschaftliche Naturverhältnisse, sozial-ökologische Forschung, feministische Theorie und Praxis, Konfliktsoziologie, Agrarsoziologie.  
E-Mail: [verbund@nds-lagen.de](mailto:verbund@nds-lagen.de)

# Rezensionen

Tina Reis

Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hrsg.), 2015: Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript Verlag. 264 Seiten. 26,99 Euro

---

Anfeindungen gegen feministische Politik waren schon immer Teil der Geschichte des Feminismus. Die gegenwärtigen Angriffe gegen die Gender Studies, gegen Gender Mainstreaming und queere Bewegungen haben jedoch eine neue Qualität angenommen: Der neue Antifeminismus heißt „Anti-Genderismus“ und mobilisiert gegen die sogenannte „Gender-Ideologie“. Der von Sabine Hark und Paula-Irene Villa herausgegebene Sammelband bietet nun erstmalig sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge zu dieser Konjunktur antifeministischer Agitation.

Der Band versammelt Beiträge von insgesamt 18 Autor\_innen, die jeweils unterschiedliche Erscheinungsformen des Anti-Genderismus in den Blick nehmen, um Argumentationsmuster, gesellschaftliche Kontexte und AkteurInnen einzugrenzen. Folgt der Diskurs einer spezifischen Eigenlogik oder ist er Teil übergreifender gesellschaftlicher Entwicklungen? Diese Frage stellen Hark und Villa in ihrem Vorwort; sie zieht sich als roter Faden durch alle Beiträge. In der Einleitung verorten Hark und Villa den Begriff Gender in der feministischen Theorie und gehen auf die post-essentialistischen Grundlagen der Gender Studies ein. Sie resümieren, dass Gender „nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein soziales Klassifikationsschema [ist], ein konstitutiver Rahmen, in dem sich Praxis performativ vollzieht“ (S. 17). Anti-GenderistInnen bestünden jedoch auf einem naturalisierten Verständnis von unhintergebar, heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit. Hark und Villa fassen die zentralen Argumente gegen die Gender Studies zusammen und nehmen zu ihnen Stellung. Dass derzeit nicht (nur) gegen Feminismus an sich, sondern vor allem gegen ein *akademisches Konzept* mobilisiert wird, fassen sie als ein historisches Novum, das auch ein Ausdruck des Erfolgs feministischer Politiken sei.

*Christine Wimbauer, Mona Motakef und Julia Teschlade* setzen in ihrem Beitrag den Diskurs in einen Bezug zu Prekarisierungserfahrungen: Darunter verstehen sie sowohl die Prekarisierung von Erwerbsverhältnissen, die einen Verlust an ökonomischen Privilegien für Männer zur Folge habe, als auch die Prekarisierung des männlichen Erwerbsmodells. Anti-Genderismus sei demgegenüber der Versuch einer Resouveränisierung. Konkrete anti-genderistische Praktiken analysieren *Kathrin Ganz* und *Anna-Katharina Meßmer*, indem sie *Mansplaining*, antifeministische Argumentationen, *Trolling* und *Hate Speech* im Internet untersuchen. Dabei zeigen sie auf, wie die Struktur digitaler Öffentlichkeiten einer Radikalisierung und Entgrenzung politischer Positionen Vorschub leistet. *Steffen K. Herrmann* beschäftigt sich mit sprachlicher Gewalt als inhärentem Bestandteil der anti-genderistischen Agitation. Er argumentiert, dass der Anti-Genderismus durch sein Bestehen auf natürlicher Zweigeschlechtlichkeit einen fundamentalistischen Diskurs darstelle, der queere Subjekte nicht integrieren könne. Sprachliche Gewalt sei ein Mittel, diese Positionen auszuschließen.

*Imke Schmincke* analysiert in ihrem Beitrag das im Anti-Genderismus verbreitete Argument, die eigenen Forderungen würden nur darauf abzielen, Kinder zu schützen. Diese Argumentationsfigur habe eine lange christliche Tradition im Antisemitismus und funktioniere darüber, dass Kindern Unschuld und Bedürftigkeit zugeschrieben werde, um der eigenen Position Macht zu verleihen. In diesem Kontext steht auch der Aufsatz von *Katrin M. Kämpf*, die anhand der französischen Protestbewegung „Manif pour tous“ und der Mobilisierungen gegen den Bildungsplan in Baden-Württemberg beschreibt, wie Pädophilieanrufungen innerhalb des Anti-Genderismus (Stichwort: „Frühsexualisierung“) die heteronormative Ordnung stützen. Demnach werde Pädophilie als das fremde Äußere der heterosexuellen Kleinfamilie imaginiert, das diese bedrohe und daher schützenswert mache, oftmals auch durch Herstellen eines Bezuges zwischen Pädophilie und Homosexualität.

*David Paternotte* beschäftigt sich in seinem Beitrag aus einer transnationalen Perspektive mit „Manif pour tous“ und kann so herausarbeiten, dass die katholische Kirche in den europaweiten anti-genderistischen Mobilisierungen eine der treibenden Kräfte ist. Zu den Auseinandersetzungen in der evangelischen Kirche gibt *Barbara Thiessen* einen Überblick: Sie zeichnet die Kontroverse nach, die anhand der „Orientierungshilfe Familie“ (OH) des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland von 2013 entbrannt ist. Die OH habe anstelle der traditionellen Kleinfamilie verbindliche Care-Beziehungen unabhängig von Sexualität und Geschlecht als Basis der Gesellschaft definiert. In ihrem Widerstand dagegen würden sich konservative und evangelikale Gruppen auch auf die „Gender-Ideologie“ beziehen.

*Juliane Lang* fokussiert in ihrem Beitrag die Bezüge auf den Genderismus-Begriff innerhalb der extremen Rechten. Dort diene er der Kritik an der Pluralisierung von Lebensformen, die der völkischen Ordnung widerspreche, da heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit innerhalb der „Volksgemeinschaft“ als soziale Platzanweiserin fungiere. Der Begriff werde aber auch strategisch genutzt, um an gesellschaftliche Debatten anzuschließen. *Kathleen Heft* analysiert die anti-genderistische Denkfigur, nach der Feminist\_innen danach streben würden, Kinder durch Ganztagskindergärten u. Ä. von ihren Eltern zu isolieren, um die kommunistische „Umerziehung“ des Menschen fortzuführen. Nach Heft wird dieser Diskursstrang von einem anderen gestützt, innerhalb dessen die Argumentation stark gemacht wird, dass der Feminismus überflüssig sei, weil Frauen aus dem Osten Deutschlands schon emanzipiert seien.

Die Beiträge von *Andrea Maihofer* und *Franziska Schutzbach* sowie *Bożena Chołuj* gehen über den deutschen Kontext hinaus: Maihofer und Schutzbach skizzieren die Entwicklung von antifeministischen hin zu anti-genderistischen Argumentationen in der Schweiz und verstehen letztere als Ausdruck einer Polarisierung der Auseinandersetzung um die traditionelle Geschlechterordnung. Darüber hinaus bewerten sie Anti-Genderismus als einen Versuch, im Foucault'schen Sinne die „Macht über die Wahrheitproduktion“ (S. 211) zu behaupten. Chołuj zeichnet die polnischen Mobilisierungen gegen die vermeintliche „Gender-Ideologie“ nach und verweist auf den großen Einfluss der katholischen Kirche in diesem Zusammenhang. Diese habe durch ihre Rolle als Hüterin

der polnischen Nation im 20. Jahrhundert, als Polen über weite Strecken keine nationale Souveränität besaß, eine kulturelle Dominanz aufbauen können.

Im letzten Beitrag verortet *Jasmin Siri* die Debatten um Genderismus im politischen Feld des Konservatismus: Sie versteht die aktuellen Auseinandersetzungen als eine Erscheinungsform des neuen, modernen Konservatismus, der identitär, radikalisiert und international ausgerichtet sei. Demgegenüber lege der Altkonservatismus einen größeren Wert auf Traditionen, Regionalität und konkrete Erlebbarkeit. Siri zufolge ergibt sich anhand der Verwerfungslinien zwischen beiden ein paradoxes Spannungsfeld, an dem sich neu-konservative Bewegungen gegenwärtig abarbeiten. Langfristig, so die Prognose, würden diese Paradoxien deren Etablierung erschweren.

Der Sammelband liefert insgesamt einen inspirierenden ersten Beitrag zur wissenschaftlichen Erschließung des Forschungsfeldes. Eine seiner Leerstellen ist jedoch eine Beschäftigung mit den verschwörungstheoretischen Zügen des Anti-Genderismus, die von vielen Autor\_innen zwar angesprochen, aber nicht für sich betrachtet werden. Dabei stellt sich zum Beispiel die Frage, inwiefern die Imagination einer staatlichen Institutionen unterwandernden „Homo-Lobby“ auch Anschlüsse zu strukturellem Antisemitismus aufweisen.

Raum für weiterführende Diskussionen dürfte auch die These einiger Autor\_innen eröffnen, der Anti-Genderismus sei eine reaktionäre Antwort auf die „Krise der sozialen Reproduktion“ nach Gabriele Winker, die Ganz/Meßmer und Schmincke vertreten. Diese materialistische Perspektive erscheint sinnvoll, wobei jedoch zwischen den treibenden Kräften des Diskurses und dessen gesellschaftlicher Resonanz differenziert werden sollte. Denn die lautesten AkteurInnen – wie die Neue Rechte, der Vatikan oder christliche FundamentalistInnen – gehören politischen Lagern an, deren Eigenlogik nicht unterschätzt werden darf. Dass sie aber momentan in der Lage zu sein scheinen, Tausende Menschen auf die Straße zu bringen, wie es „Manif pour tous“ gezeigt hat, kann womöglich mit materialistischen Ansätzen produktiv erklärt werden. Dabei gilt es, die Spezifika der aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen herauszuarbeiten, um bestimmen zu können, warum die anti-genderistischen Mobilisierungen *gerade jetzt und gerade in dieser Form* stark geworden sind. Dafür liefert der Sammelband wichtige Impulse.

## Zur Person

*Tina Reis*, B. A. Europäische Ethnologie und Sozialwissenschaften. HU Berlin.  
Arbeitsschwerpunkte: queer-feministische Ökonomiekritik, Neue Rechte.

## Rolf Löchel

Dorothee Ostmeier, 2014: *Poetische Dialoge zu Liebe, Gender und Sex im frühen zwanzigsten Jahrhundert*. Else Lasker-Schüler, Peter Hille und Gottfried Benn, Lou Andreas-Salomé und Rainer Maria Rilke, Bertold Brecht und Margarete Steffin. Bielefeld: Aisthesis Verlag. 305 Seiten. 29,80 Euro

---

Das Anliegen von Dorothee Ostmeiers Monografie *Poetische Dialoge zu Liebe, Gender und Sex im frühen zwanzigsten Jahrhundert* ist es, „die simultane Verschränkung von diskursiven Referenzen und autonomer Performanz der Lyrik“ (S. 54) anhand poetischer Zwiegespräche einander liebender AutorInnen aufzuzeigen. Neben Gedichten zieht Ostmeier hierzu weitere Quellen heran, darunter Romane, Briefwechsel, Essays und wissenschaftliche Arbeiten.

Das Interesse der Autorin gilt nicht nur einem einzigen, sondern vier Paaren, wobei die expressionistische Lyrikerin Else Lasker-Schüler zweimal vertreten ist; als Partnerin Peter Hilles und als diejenige Gottfried Benns. Bei den anderen Paaren handelt es sich um Rainer Maria Rilke und Lou Andreas-Salomé sowie um Bertolt Brecht und Margarete Steffin. Jedem der Paare ist ein eigenes Kapitel gewidmet. In ihnen zeigt Ostmeier, „wie die jeweiligen Gedichte die Kontakte der liebenden Partner kommentieren, reflektieren, expandieren oder modifizieren“ (S. 7). Hierzu unterzieht sie etliche Gedichte und andere Werke *close readings*, die sich regelmäßig als sehr erhellend erweisen. So etwa im Falle von Lasker-Schülers nach dem Tod des Geliebten erstellten *Peter-Hille-Buchs* (vgl. S. 68–77) und Gottfried Benns „Rollengedicht“ (S. 110) *Mann* (vgl. S. 110–119).

Ostmeier hat den vier Kapiteln einen Abschnitt vorangestellt, in dem sie die sexual- und gendertheoretischen Konzepte von Julia Kristeva, Luce Irigaray und Judith Butler umreißt, um so den Kontext für die im Weiteren zu besprechenden Dialoge zu etablieren.

Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Gedichte vor dem Hintergrund feministischer Theorien aus dessen letzten Jahrzehnten zu beleuchten, erweist sich als durchaus fruchtbar. Weniger verheißungsvoll ist allerdings Ostmeiers Ankündigung, sie werde zeigen, dass „so manche postmodernen Aspekte der Sex- und Genderdebatten bereits in den poetischen Texten vorweggenommen waren“ (S. 8). Dass, wie von Ostmeier ins Auge gefasst, poetische Dialoge im frühen 20. Jahrhundert die gegenwärtigen theoretischen Überlegungen womöglich nicht nur antizipieren, sondern „vielleicht auch modifizieren“ (S. 52), ist schlechterdings unmöglich, da nur bereits angestellte Überlegungen durch spätere modifiziert werden können, nicht umgekehrt. Auch die Beispiele für ihre These von der Vorwegnahme theoretischer Konzepte stehen auf etwas schwachen Füßen. Dass Benn und Rilke „scharfe genderspezifische Identitätsstrukturen“ (S. 53) setzen und sich dabei wie Kristeva und Irigaray „auf präödpale Prozesse [berufen], allerdings mit je eigener Logik“ (S. 53), mag zwar zutreffen. Darin eine Vorwegnahme

von theoretischen Überlegungen Kristevas und Irigarays zu sehen, wäre aber etwas viel gesagt. Und dass es Lasker-Schülers Versuche der Destabilisierung bürgerlich festgeschriebener Identitätsstrukturen erlaubten, ihre literarischen Dialoge mit Hille in den Kontext postmoderner Identitätsreflexionen einzubinden (S. 93), bedeutet noch nicht, dass sie darum postmoderne Konzepte vorwegnehmen.

Ostmeiers Entscheidung, gleich zwei Paarbeziehungen Lasker-Schülers heranzuziehen, erweist sich als aufschlussreich, könnten diese unterschiedlicher doch kaum sein. Wie die Autorin pointiert formuliert, zielte Lasker-Schülers poetisches Programm während ihrer Liaison mit Hille auf die „Entprivatisierung des Intimen“ (S. 66). Auch Hille ging es „um eine Emanzipation der Liebe aus bürgerlich sexuellem Privatismus und um eine Durchbrechung der Geschlechterrollen“ (S. 67). Die von Lasker-Schüler in diesem Zusammenhang entwickelte Hoffnung, „im dialogischen Austausch und als dialogischer Austausch von Subjekt-, Ego- und Sexualitätskonflikten zu abstrahieren“ (S. 94) und die Poesie in den „Dienst der Inspiration durch das Unbekannte des Wir“ (S. 95) zu stellen, wird wenige Jahre nach Hilles Tod 1904 in Lasker-Schülers poetischem Dialog mit ihrem neuen Partner Gottfried Benn „radikal zerstört“ (S. 95). In ihren poetischen Texten über Liebe vollziehe sich unter dem Einfluss Benns ein einschneidender Paradigmenwechsel (S. 98). Auch desillusioniere Benn die von Lasker-Schüler zur Hille-Zeit entworfenen transsexuellen Gemeinschaftsutopien (S. 142).

Während Ostmeier zwei unterschiedliche Partnerschaften Lasker-Schülers miteinander vergleicht, betrachtet sie im Falle von Andreas-Salomé nur eine, die zu Rilke. Diese beleuchtet sie jedoch im Verlauf zweier ebenfalls sehr unterschiedlicher Phasen (S. 149). Nach der 1901 von Andreas-Salomé radikal beendeten Liebesbeziehung beider trat diese als „mütterliche Freundin“ (S. 154) bald wieder in Rilkes Leben. Ostmeier zeigt nicht nur, dass sich die von Andreas-Salomé in ihren theoretischen Arbeiten entwickelten Perspektiven zur Sexualität grundsätzlich von denjenigen unterscheiden, die Rilke in seinen Gedichten präsentiert, sondern arbeitet auch die sexual- und gendertheoretischen Differenzen heraus, die sich zwischen Andreas-Salomés frühen wissenschaftlichen Schriften und ihren späteren auftun. Idealisieren Andreas-Salomé in ihrem 1899 erschienenen Text *Der Mensch als Weib* die Frau aufgrund der weiblichen Sexualität gegenüber dem Mann (S. 191), übertrage sie in *Anal und Sexual* 1916 die in dem früheren Text allein der Frau zugesprochene während des „Beischlaf[s] evoziert[e] unwillkürliche Erinnerung an eine totale Einheit“ (S. 191) auf die sexuelle Erfahrung im Allgemeinen.

Ob Ostmeier Andreas-Salomé den Ehrentitel „Feministin“ zu Recht verleiht (S. 12 u. ö.), mag allerdings ebenso bezweifelt werden wie ihr Befund, Andreas-Salomés Kritik an Freud sei „vom feministischen Interesse geprägt“ (S. 283). Immerhin hat Hedwig Dohm Andreas-Salomé in ihrer berühmten Schrift *Die Antifeministen* (1901) zu eben diesen gezählt. Dies geschah zwar bereits, bevor sich Andreas-Salomé der Psychoanalyse zuwandte und Freuds Theorie einer, wie Ostmeier meint, „feministischen Revision“ (S. 13) unterzogen hat, doch auch ihre Modifikationen der Freud'schen Psychoanalyse erlauben kaum, sie als Feministin zu qualifizieren. So kritisierte die Germanistin

Christine Kanz nicht nur Andreas-Salomés misogynie Idealisierung von Mutterschaft, sondern wies zudem darauf hin, dass diese strikt biologistisch argumentiert, während Freud auch differenziertere Überlegungen anstellt oder die strenge Geschlechterbinarität relativiert. Immerhin merkt auch Ostmeier, versteckt in einer Fußnote, an, für heutige Lesende sei „der Text *Zum Typus Weib* vielleicht am ärgerlichsten, wenn er die kinderlose Frau als ‚sozial minderwertiges Material‘ beschreibt“ (S. 195).

In ihrer letzten Analyse poetischer Paarbeziehungen, derjenigen zwischen Brecht und Steffin, zeigt Ostmeier, dass deren „avantgardistische[s] Experiment mit der Partnerschaft bewusst bestrebt ist, bürgerliche Moral- und Tabuvorstellungen zu durchbrechen“ (S. 209f.). Den von feministischer Seite verschiedentlich gegen Brecht erhobenen Vorwurf, er habe seine Geliebten, die nicht selten selbst als Autorinnen tätig waren, ausgenutzt, wenn nicht ausgebeutet, relativiert sie im Falle Steffins: „Da die Gedichte die aktuelle Arbeits- und Liebesgemeinschaft intensiv reflektieren, kann nicht ohne weiteres von Ausnutzung gesprochen werden“ (S. 210). Dies ist eine wenig einleuchtende Begründung. Gleichwohl gewinnt Ostmeier eine neue Perspektive auf die – wie man präzisierend hinzufügen muss, insbesondere für Steffin – „tragischen Aspekte“ (S. 214) der Beziehung, indem sie anhand der Analyse der poetischen Dialoge Brechts und Steffins „unterschiedliche Positionen gegenüber Sex, Genderidentität und ethischer Gesinnung“ (S. 262) herausarbeitet. So habe der Sexualakt für Brecht eine „anonymisierende Funktion“ (S. 255), während er für Steffin „ausdrücklich an die persönliche Beziehung zwischen ich und Du geknüpft“ (S. 255) sei.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Analysen der poetischen Dialoge und die *close readings* einzelner Werke ungeachtet der genannten Kritikpunkte durchaus erhellend sind. Vor allem ist es instruktiv, die in den Gedichten verborgenen gender- und liebestheoretischen Vorstellungen vor dem Hintergrund poststrukturalistischer feministischer Theorien hervortreten zu lassen – ohne dass man darum jedoch gleich von einer Vorwegnahme dieser durch jene sprechen müsste.

## Zur Person

*Rolf Löchel*, seit 1999 Mitarbeiter des an der Philipps-Universität Marburg erscheinenden Rezensionforums *literaturkritik.de*. Arbeitsschwerpunkte: Geschlecht in Literatur, Film und Philosophie, feministische Literaturwissenschaft, Geschichte der Frauenbewegung.

Kontakt: c/o literaturkritik.de, Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien, Philipps-Universität Marburg, Wilhelm-Röpke-Straße 6A, 35032 Marburg

E-Mail: loechel@staff.uni-marburg.de

## Gabriele Fischer

Henrike Terhart, 2014: Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild. Bielefeld: transcript Verlag. 460 Seiten. 34,99 Euro

---

Wie werden Körper in durch Migration gekennzeichneten Gesellschaften hergestellt? Welche Konstruktionsprozesse lassen „das Körperliche im Kontext von Migration zu Markern sozialer (Nicht-)Zugehörigkeit“ (S. 13) werden? Diesen Grundfragen geht Henrike Terhart in ihrem Buch *Körper und Migration. Eine Studie zu Körperinszenierungen junger Frauen in Text und Bild* nach. Ausgangspunkt dieser erziehungswissenschaftlichen Arbeit, die die Autorin selbst als „sozialwissenschaftlich orientiert“ (S. 14) beschreibt, ist die Feststellung einer Forschungslücke im Kontext Körper und Migration, insbesondere im Kontext Körper, Migration und Pädagogik. Der Fokus der Studie liegt auf jungen Frauen. Deren Körper sieht die Autorin mit Bezug auf Birgit Rommelspacher als zentrales Symbol in den Debatten um Integration und schreibt ihnen damit symbolische Bedeutung für die Konstruktion eines „Wir“ in Abgrenzung zu „Anderen“ zu. Die daraus resultierende Frage, mit welchen Konstruktionsprozessen ein Körper zu einem weiblichen Körper von Migrationsanderen wird, ist sowohl von aktuell politischer als auch von wissenschaftlicher Bedeutung.

Mit einer komplex angelegten qualitativen Studie, bestehend aus einer Triangulation von Selbstporträts als bildlichem Material und biografisch-narrativen Interviews als ergänzenden Textdaten, versucht die Autorin, der Schwierigkeit der empirischen Beschreibbarkeit von Körper und Körperlichkeit zu begegnen.

Henrike Terhart beginnt ihre Ausführungen im Kapitel „Körper und Sozialität“ mit einer theoretischen Einordnung. Sie versteht Körper als Ergebnis sozialer Interaktionen. Sie führt vier theoretische Konzepte zusammen: die Ansätze von Helmuth Plessner, die Ausführungen von George H. Mead, aus denen sie schlüssig einen Bezug des symbolischen Interaktionismus zu Körper und Leiblichkeit herausarbeitet, das Habituskonzept von Pierre Bourdieu und das Inszenierungsmoment von Erving Goffman. Aus diesem Zusammendenken bezieht sich Henrike Terhart auf drei Ebenen von Körperlichkeit: die Wahrnehmung des eigenen Körpers, den Umgang mit dem eigenen Körper und die Präsentation im Austausch mit Anderen (S. 65). Im Anschluss an diese eher grundsätzlichen Konzeptionalisierungen wendet sich die Autorin dem theoretischen Zusammendenken von Körper und Migration zu. Ausgehend von Instrumentalisierungen des weiblichen Körpers im Kolonialismus schlägt sie den Bogen zu aktuellen Prozessen des Othering oder der Konstruktion von Migrationsanderen über weibliche Körper. Ausgeführt wird beispielsweise die mediale Darstellung von Migrantinnen als die ‚andere Frau‘, sei es als Opfer bzw. Unterdrückte oder als exotisierte Andere, sowie die Konstruktion als Andere über Gesundheitsversorgung (Gynäkologie) und in der Pädagogik (Sportunterricht, Sexualpädagogik). Aus dieser Analyse leitet Henrike

Terhart die Relevanz ihrer Forschungsfrage mit Fokus auf die Körperkonstruktionen junger Migrantinnen ab.

Die Autorin bearbeitet die Fragestellung empirisch und konfrontiert sich so mit der Anforderung, Körper und Körperlichkeit in Daten analysierbar messen zu können. Sie entwickelt vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Ebenen von Körperlichkeit (Wahrnehmung, Umgang mit dem eigenen Körper und Präsentation) ein komplexes qualitatives Design, das sie in ihrem Kapitel zur Methodologie ausführlich darstellt. Die befragten Frauen werden zunächst gebeten, sich im Beisein der Forscherin selbst zu fotografieren. Dabei werden Alltagssituationen vorgegeben (z. B. im Café, bei der Arbeit, mit Freund\_innen, mit Partner\_innen). Die Befragten haben den Auftrag, sich in eine solche Situation hinein zu inszenieren und dies fotografisch mit Selbstauslöser festzuhalten. Welche Bilder letztendlich in die Analyse einfließen, entscheiden die Befragten nach Sichtung der Fotos auf dem Computer oder der Kamera. Als zweiter Baustein folgen biografisch-narrative Interviews mit denselben Personen; hier liegt der Fokus auf Körper und Körpererfahrungen. Beide Datenquellen – die Fotos und der Text des Interviews – werden zunächst jeweils für sich analysiert und in einem weiteren Schritt aufeinander bezogen. Die Analyse erfolgt somit in Form einer Triangulation aus biografisch-narrativen Interviews und Selbstbildnissen.

Henrike Terhart hat insgesamt zwölf Frauen in ihre Studie einbezogen. Alle Fälle wurden in die Analyse aufgenommen und werden in der Arbeit dargestellt. Die Darstellung erfolgt nach einem einheitlichen Muster: Zunächst wird eines der ausgewählten Selbstbilder mit einem bildanalytischen Verfahren genauer untersucht, dann werden die mit Grounded Theory gewonnenen Kategorien aus dem biografisch-narrativen Interview dargestellt und im Anschluss wird beides aufeinander bezogen. Am Ende der Auswertung jedes Falles werden Fragen entwickelt, die an den folgenden zu analysierenden Fall gerichtet werden.

Aus der Auswertung der einzelnen Fälle erarbeitet Henrike Terhart ein theoretisches Modell, in dem Körperlichkeit als Möglichkeitsraum konzipiert wird, der anhand der Dimensionen Thematisierung und Relevanz, Vergleich und Hierarchie sowie Ausdehnung aufgespannt wird. Hinzu kommen Bedeutungsaushandlungen, die nicht als statisch angesehen werden können, sondern an jeweilige Normalitätsvorstellungen angepasst werden. Zudem versteht Henrike Terhart Körperlichkeit als dialektisches Phänomen zwischen Materialität und Sozialität (S. 395f.). Die empirischen Analysen und theoretischen Schlüsse verdeutlichen damit die Herstellungspraxis von Körper im Kontext von Geschlecht und Migration. Sie verweisen auf das Spannungsverhältnis von individueller Aneignung von Körperlichkeit und deren gleichzeitiger gesellschaftlicher Bedingtheit, die hier intersektional zu verstehen ist.

Die Arbeit von Henrike Terhart greift die aktuelle wissenschaftliche Debatte um die gesellschaftliche Bedingtheit von Körper und Körperlichkeit auf und führt sie mit rassismuskritischer Forschung zusammen. Mit ihrem Zugang geht es der Autorin darum, herauszufinden, wie sich über rassistische Zuschreibungen markierte Körperlichkeiten von Migrationsanderen beschreiben lassen und welcher Umgang damit gefunden wird.

Aus dem Material hat sie differenzierte Beschreibungen von Bezügen der Befragten zum eigenen Körper im Changieren zwischen tatsächlichen oder zugeschriebenen Migrationserfahrungen gewonnen, was zu dem theoretisch schlüssigen Modell von Körperlichkeit als Möglichkeitsraum führt. Damit hat die Arbeit der Auseinandersetzung um Körper, Migration und Geschlecht eine wichtige empirische Fundierung gegeben.

Die empirische Fassbarkeit von Körperwahrnehmung ist ebenso herausfordernd wie die von Diskriminierungserfahrungen. Henrike Terhart hat versucht, dieser Herausforderung mit einem komplexen Zugang zu begegnen. Das Heranziehen von Selbstbeschreibungen in Text und Bild eröffnet die Möglichkeit, in der Erhebung andere als die rein kognitive Ebene anzusprechen. Aus methodischer Perspektive stellen sich dabei allerdings Fragen, deren Ausführung für das Buch gewinnbringender gewesen wäre: Selbstporträts beschreiben Blicke auf sich, die jedoch nicht unabhängig und gesellschaftslos sind. Gerade der Rückbezug auf Mead verweist auf Blickrichtungen: sich selbst mit den Augen Anderer sehen. Was sehen Frauen, wenn sie sich selbst fotografieren? Welche normierenden Blicke haben sie übernommen? Wie lassen sich diese Blicke von der Inszenierung im Forschungsprozess (dem, was gesehen werden soll) analytisch trennen? Diese Vielschichtigkeit der Dynamiken bei Selbstporträts im Beisein der Forscherin stellen hohe Anforderungen an die Analyse. Es wäre spannend gewesen, den Fotos als interessantem Zugang zur Erforschung von Körperwahrnehmung mehr Raum und Gewicht zu geben.

Henrike Terhart hat sich in der Darstellung ihrer Ergebnisse dafür entschieden, alle Fälle analytisch zu beschreiben. Die Vorgehensweise, jeweils forschungsleitende Fragen für die weitere Analyse zu entwickeln, erscheint schlüssig und lässt die Gedanken nachvollziehbar werden. Um der Komplexität des Themas und der einzelnen Fälle gerecht zu werden, wäre auch die tiefergehende Darstellung von symptomatischen Fällen eine Überlegung wert gewesen.

Diese Anmerkungen unterstreichen dabei das inhaltlich und methodologisch anregende Diskussionspotenzial, das die Analyse von Henrike Terhart bietet.

## Zur Person

*Gabriele Fischer*, Prof. Dr., lehrt Soziologie an der Fakultät für Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege der Hochschule Esslingen. Arbeitsschwerpunkte: soziale Ungleichheit, Gender Studies, Anerkennungskonzepte, Soziologie der Arbeit, Biografieforschung, Methoden der empirischen Sozialforschung.

E-Mail: [gabriele.fischer@hs-esslingen.de](mailto:gabriele.fischer@hs-esslingen.de)

## Lotte Habermann-Horstmeier

Mariacarla Gadebusch Bondio/Elpiniki Katsari (Hrsg.), 2014: ‚Gender Medizin‘. Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin. Bielefeld: transcript Verlag. 212 Seiten. 29,99 Euro

---

Das könnte interessant sein, dachte ich, als ich den Titel ‚Gender Medizin‘. *Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin* las. Interessant auch deswegen, weil dieses Buch im Jahr 2014 nicht in einem medizinischen, sondern einem sozialwissenschaftlich orientierten Verlag erschienen ist. Darüber hinaus schien es mir bemerkenswert, dass der Begriff Gender Medizin im Titel in einfache Anführungszeichen gesetzt wurde. Warum? Alles Gründe, sich das Buch einmal etwas näher anzuschauen.

Grundlage des von Mariacarla Gadebusch Bondio und Elpiniki Katsari herausgegebenen Sammelbandes ist ein Kolloquium, das im Rahmen des Forschungsprojektes GANI\_MED an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald stattfand. Wissenschaftler/-innen aus der Medizin, den Sozial- und den Geisteswissenschaften diskutierten hier 2010 und 2011 über die Herausforderungen und Chancen, die der Gender Medizin durch die individualisierte Medizin erwachsen. Die Grundannahme dabei war, dass die Forschung im Bereich der individualisierten Medizin schon bald viele neue Informationen zur Verfügung stellen und wesentlich effektivere, auf die einzelne Person zugeschnittene Präventions- und Therapiemaßnahmen ermöglichen wird, als wir sie heute kennen. Zentrale Aspekte einer solchen individualisierten Medizin müssten neben dem Alter auch das Geschlecht der zu betrachtenden Menschen sein. Es sollte daher die Rolle der Genderforschung im Rahmen einer solchen individualisierten Medizin diskutiert werden.

Das Buch fasst die Ergebnisse dieser Diskussion in 14 Beiträgen unterschiedlicher Länge zusammen, die einem der vier Kapitel „Kultur – Gesellschaft – Geschlecht“, „Mentalitätswechsel in der Forschung“, „Klinische und operative Praxis angesichts der Differenz“ und „Risikofaktor Geschlecht“ zugeordnet sind. Im Anschluss an eine Einführung, die die Änderungen im medizinischen Denken hin zu einer individualisierten Medizin beschreibt, wird gezeigt, dass sich hierdurch auch der Krankheitsbegriff geändert hat. Danach werden Überlegungen zu diesem Paradigmenwechsel angestellt. Das zweite Kapitel enthält Beispiele geschlechtersensibler Forschung aus den Bereichen Epidemiologie, Arzneitherapie und Kardiologie. Kapitel 3 zeigt geschlechterspezifische Unterschiede bei der praktischen Diagnostik und Therapie von Stimme, Herz und Nieren. Kapitel 4 betrachtet schließlich das Geschlecht eines Menschen als spezifischen Risikofaktor für bestimmte Krebserkrankungen, für Erkrankungen der Hirngefäße, für psychische Störungen und Schmerzen. Im Anhang wird abschließend noch das Lübecker Modell als Beispiel eines gendersensiblen Medizinstudiums vorgestellt.

Bereits die Überschriften deuten das Problem des Buches an. Es fehlt an fachlicher Leitung und an redaktioneller Überarbeitung. Es fehlt an manchen Stellen die klare Spra-

che, es fehlt der rote Faden. Einige der Beiträge sind äußerst interessant, fast spannend geschrieben. Sie erläutern Grundlagen der Gender Medizin und zeigen hier neuere Entwicklungen und Aspekte auf. Andere Artikel verlieren sich jedoch über Seiten hinweg in bio-medizinischen Details, denen sicherlich nur eine Minderheit der Leser/-innen folgen kann. Nur ein Teil der Beiträge setzt sich ganz konkret mit dem Spannungsverhältnis zwischen individualisierter Medizin und Gender Medizin auseinander. Bei einigen Artikeln sucht man vergeblich den Bezug zur individualisierten Medizin.

Unklar ist auch, an wen sich dieses Buch richtet. Richtet es sich nur an Mediziner/-innen? Oder will es als ein interdisziplinär angelegtes Buch nicht vielmehr all diejenigen erreichen, die sich in den verschiedenen Wissenschaftssparten mit dem Thema „Gender“ befassen? Dann müsste es auch für dieses interdisziplinäre Publikum verständlich sein. Unzählige nicht näher erläuterte medizinische Begriffe und Abkürzungen, ergänzt durch Fachjargon aus den Bereichen Genetik und Public Health, werden sicherlich bei vielen sozial- oder geisteswissenschaftlich ausgebildeten Fachleuten dazu führen, dass sie das Buch vorzeitig beiseitelegen.

Nicht alle Leserinnen und Leser werden darüber hinaus der Ansicht sein, dass sie – wie im Vorwort gewünscht – von der sprachlichen Vielfalt in diesem Buch profitieren. Dabei ist die Frage, ob es nun „geschlechtsspezifisch“ oder doch besser „geschlechterspezifisch“ heißen sollte, vielleicht nur von untergeordneter Bedeutung. Auch hätte dem Buch eine einheitliche Gestaltung der Tabellen und Abbildungen sicherlich nicht geschadet.

Laut Untertitel soll sich das Buch mit „Krankheit und Geschlecht in Zeiten der individualisierten Medizin“ beschäftigen. Doch was ist individualisierte Medizin überhaupt? Und warum ist es wichtig, hier den Zusammenhang mit der Gender Medizin herzustellen? Leider bringt uns die kurze Erörterung von Gadebusch Bondio zum Begriff der individualisierten Medizin hier kaum weiter. Insbesondere stört, dass dabei nur entfernt kritische Aspekte anklingen, obwohl festgestellt wird, dass im Zusammenhang mit der individualisierten Medizin „optimistische und undifferenzierte Vorstellungen“ (S. 15) eine große Rolle spielen. Es wird nicht an der Grundannahme gerüttelt, dass es in absehbarer Zeit möglich sein wird, die angekündigte „maßgeschneiderte Gesundheitsversorgung“ (S. 14) und insbesondere die auf einzelne Personen zugeschnittenen Präventionsmaßnahmen zu etablieren<sup>1</sup>. Obwohl die Autorin feststellt, dass man in „programmatischen Publikationen zur IM (und im [...] Zukunftsreport) [...] vergeblich nach

1 Ein wesentlicher Teil der Krankheitsfälle und vorzeitigen Tode geht in unserer Gesellschaft auf chronische Erkrankungen zurück. An ihrer Entstehung sind maßgeblich verschiedene Umwelt- und Lebensstilfaktoren (Rauchen, übermäßiger Alkoholkonsum, fehlende Bewegung, ungesunde Ernährung) beteiligt. Die bisher durchgeführten genomweiten Studien haben jedoch Umwelt- und Lebensstilfaktoren weitgehend unberücksichtigt gelassen. Ebenfalls nicht oder kaum berücksichtigt wurden die komplexen Interaktionen, die zwischen Genen und Umwelt möglich sind (z. B. epigenetische Phänomene). Eine so genannte individualisierte Medizin und insbesondere eine individualisierte Prävention („Public Health Genomics“) stecken also zurzeit noch in den Kinderschuhen (vgl. Jahn, Albrecht & Probst-Hensch, Nicole (2014). Public Health Genomics. In Matthias Egger & Oliver Razum (Hrsg.), *Public Health. Sozial- und Präventivmedizin kompakt* (2. Aufl.). Berlin: De Gruyter, S. 22ff.).

[der] Thematisierung und Auslotung möglicher Schnittstellen von IM und geschlechterspezifischer Medizin [sucht]<sup>2</sup> (S. 14f.), kommt sie zu der Schlussfolgerung: „Geschlechterspezifische Forschungsansätze stehen also *vor* der Individualisierten Medizin. Sie versprechen bessere individualisierte Prävention, Gesundheitsversorgung und Therapie. Eins steht fest: Sowohl Frauen als auch Männer werden davon profitieren“ (S. 16, Hervorhebung im Original). Worauf sie sich dabei stützt, ist nur schwer nachzuvollziehen.

Auch bei diesem Zitat fällt auf, dass im Buch immer wieder die Bedeutung eines individualisierten, geschlechterspezifischen Ansatzes für den Bereich der Prävention hervorgehoben wird. Es lässt sich jedoch darüber streiten, ob die im Titel genannte Medizin für einen solchen Ansatz das richtige „Dach“ bietet oder ob dieses Dach nicht vielmehr im Bereich des interdisziplinär arbeitenden Faches Public Health/Gesundheitswissenschaften zu finden ist.

Zum Schluss sollte jedoch positiv hervorgehoben werden, dass die Fußnoten in diesem Buch über weite Strecken eine wahre Fundgrube für all diejenigen sind, die sich neu in das Thema Gender Medizin und dessen Geschichte einarbeiten möchten. Leider fehlen neuere Veröffentlichungen (ab 2013), da der Sammelband bereits im Jahr 2014 erschienen ist.

Und: Eine Antwort auf die Frage, warum der Begriff Gender Medizin im Titel in einfache Anführungszeichen gesetzt wurde, habe ich leider nicht gefunden.

## Zur Person

*Lotte Habermann-Horstmeier*, Dr. med., MPH. Leiterin des Villingen Institute of Public Health (VIPH) der Steinbeis-Hochschule Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Arbeitssituation von Betreuungskräften in der stationären Behindertenhilfe und ihre gesundheitlichen Auswirkungen, altersgerechtes betriebliches Gesundheitsmanagement, Ernährungsverhalten von Frauen in Führungspositionen, psychische Gesundheit von Flüchtlingen.

Kontakt: Villingen Institute of Public Health (VIPH), Klosterring 5, 78050 Villingen-Schwenningen

E-Mail: habermann-horstmeier@studium-public-health.de

---

2 IM = individualisierte Medizin. Zukunftsreport: Hüsing, Bärbel; Hartig, Juliana; Bührlen, Bernhard; Reiß, Thomas & Gaisser, Sybille (Juni 2008). *Zukunftsreport. Individualisierte Medizin und Gesundheitssystem*. Berlin: Büro für Technikfolgenabschätzung beim Deutschen Bundestag (TAB). Zugriff am 20. Juli 2015 unter: <https://www.tab-beim-bundestag.de/de/pdf/publikationen/berichte/TAB-Arbeitsbericht-ab126.pdf>.